Biogr. 3208 u/6

Was ich erlebte.

Sechster Band.

<36635069430017

<36635069430017

Bayer. Staatsbibliothek

Z. Ese

Was ich erlebte.

Aus der Erinnerung niedergeschrieben

von

Henrich Steffens.

Sechster Band.

Breslau,

im Verlage bei Josef Max und Komp.

1842.

Gd 48/589

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Halle; Frühjahr 1808 bis Herbst 1811.

1. Universität.
2. Studien.
3. Allgemeine literärische und gesellige Verhältnisse.

Geheime politische Unternehmungen.

Ruf nach Breslau; Reise nach Jena und Berlin.

Letzte verhängnissvolle Ereignisse in Halle.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Halle. Frühjahr 1808 bis Herbst 1811.

1. Universität.

Die unbestimmte Angst, die mich zu befallen pflegt, wenn ich nach einer langen Abwesenheit in die alte Wohnung zurückkehre, und mich zwischen meinen Büchern und Papieren wiederfinde, befiel mich dieses Mal im höchsten Grade. Schon auf der Reise, die von dem schönsten Wetter begünstigt war, ward meine Frau, wie ich, immer stiller und ängstlicher, je mehr wir uns Halle näherten. Die Masse der Häuser, je deutlicher sie hervortraten, erschien mir düster und ihre verhängnißvolle Stille drohend und finster.

Die ersten Tage steigerten die Angst, die sich nicht verdrängen ließ. So mag ein reicher Besitzer, der durch eine Feuersbrunst alle seine Reichthümer verloren hat, nach der Brandstätte zurückkehren, um die kümmerlichen Reste in der ausgebrannten Asche, zwischen den

Ruinen zusammenzusuchen; und nicht bloß eine Brandstätte fand ich: die ganze Gegend, in welcher das Haus lag, hatte sich verwandelt; böse Geister waren da eingezogen, wo mir die Stätte früherer Thätigkeit geweiht schien; und wo mit frischer Jugend ein kühnes Leben, in früherer Zeit quellend mir entgegentrat, da schien jetzt Alles matt, durch Kummer abgestumpft, die Gesinnung schwankend, während die Gewalt der Feinde, die mit dem Untergange drohten, mächtiger ward, das äußere Leben nach ihrer Art gestaltete und das innere verpestete.

Das Reichardtsche Haus stand noch in einer Art von Verwüstung da; Reichardt hatte bei dem neuen westphälischen Hofe eine Stelle erhalten, und war mit seiner Familie nach Cassel gezogen; er dirigirte die Oper; die Verfolgung von Seiten Napoleons hatte aufgehört, aber man wollte ihn in der Nähe unter Aufsicht halten. Zu seinem Glücke fand er dort alte Freunde, die ihn warnten und beschützten. Bülow, von Magdeburg aus dahin versetzt, war westphälischer Finanzminister; Johannes v. Müller war Staatsrath und verwaltete das Departement des Unterrichts. Reinhardt war der, den Regenten controlirende, ja in gewissen

Verhältnissen gebietende Gesandte, von dem mächtigen Bruder ihm zur Leitung und Beaufsichtigung hingeschickt. — Wolf hatte Halle verlassen, und war nach Berlin gezogen, wo schon der Gedanke an die Errichtung einer Universität in der Hauptstadt sich immer entschiedener auszusprechen anfing. Man glaubte einzusehen, daß das unterdrückte Preußen jetzt nicht mehr durch Waffen, sondern durch Geist sich heben ließ, und dieser, zur Erfrischung und Erneuerung des Staats berufen, schien sich immer bedeutender in sich zu fassen. Wilhelm von Humboldt, Niebuhr, Schleiermacher, Graf Dohna können wir wohl als die Hauptpersonen nennen, die diesen Gedanken pflegten, und bis zur Ausführung reifen ließen. Schleiermacher war noch eine Zeit lang in Halle, und zwar noch in meiner Wohnung geblieben; ich fand sie so, wie er sie mit seiner Schwester verlassen hatte, und wie viel ich durch seine Abwesenheit entbehrte, fühlte ich eben dadurch noch tiefer. Auch Professor Froriep war nach Berlin gegangen; Reil war aber noch da, und ich fing an zu hoffen, daß er die gesunkene Universität nicht verlassen würde, so groß auch seine Neigung dazu sein mochte; denn seine bürgerliche Stellung sowohl,

als seine große Praxis schienen ihn hier fest zu halten. Reil und Blanc waren nun in der That die einzigen, die aus der alten Zeit mir übrig geblieben waren, und an diese schloß ich mich mit voller Seele an.

Die übrigen Professoren waren mir fast fremd, die meisten waren früher mehr oder weniger meine Gegner. Horkel saß verschlossen auf seiner Stube; seine Hausgenossin war eine Schildkröte; Reil besuchte ihn wie gewöhnlich, er aber vertiefte sich in seine Studien. Hoffnungsloser ist wohl kein Halbjahr auf einer Universität eröffnet worden als dieses, nach einer so drohenden Unterbrechung. Die Freude über die Erneuerung der Universität wollte sich gar nicht äußern, und als die Vorträge anfingen, fiel freilich der große Unterschied zwischen der frühern blühenden Zeit und der jetzt so traurigen, allgemein auf. Die Anzahl der Studenten, die sich versammelt hatte, war äußerst gering, sie wird kaum 300 betragen haben; noch nicht der vierte Theil der früher. Alles schleppte sich in dem gewöhnlichen Gange hergebrachter Formen der Vorträge hin; der Sinn, die geistige Liebe, die mich früher trug und hob, und die schönste Blüthen-

zeit meines Lebens schuf, war durch die rauhe zerstörende Zeit verschwunden. Keine ermunternde Zuneigung trat mir entgegen, ich mußte mit jedem Tage deutlicher fühlen, daß ich auf einer Universität, wie die damalige, völlig überflüßig und nutzlos war. Die Zahl meiner Zuhörer war wenigstens im Anfange so gering, daß ich die sechs bis sieben, die sich etwa einfanden, in meiner kleinen Stube versammeln konnte; von irgend einer speculativen Richtung war gar nicht die Rede. Und hätten meine Vorträge über Experimentalphysik und Mineralogie nicht einige Zuhörer angezogen, so würde ich die vollkommenste Muße für meine einsamen Studien gehabt haben. Das Urtheil einiger Zuhörer über meine naturphilosophischen Vorträge in der damaligen traurigen Epoche, wie ich es später erfahren habe, ist mir sehr merkwürdig geworden. „Ich habe," sagte man, „eine außerordentliche Gabe der Ueberredung, so daß, während ich meine Vorträge hielt, die Ansichten, die ich entwickelte, eine große Gewalt ausübten: aber der ganze Eindruck, der dadurch hervorgerufen wurde, wäre einem Rausche ähnlich; vergliche man, was man bei mir hörte, mit den kalten, besonnenen Lehren der übrigen Professoren,

so verlöre jenes freilich alle Gewalt. Ich erlebte hier, was mir früher in Freiberg begegnete, aber was ich da erfuhr, war der Widerstand, den ich von einem technischen Institute erwarten mußte; der Widerstand des Anfanges, und dieser erweckt eine unendliche Kraft und ist mit den kleinsten Erfolgen zufrieden gestellt: jetzt aber sah ich ein früheres, blühendes, hoffnungsvolles Leben von einer zehrenden Krankheit ergriffen, dem Tode entgegengehen.

Ich werde hier, was sich näher auf die Universität bezieht, allein hervorheben; mein inneres wissenschaftliches Streben einerseits, und meine politische Stellung, sowie die Erfahrung, die ich in dieser machte, später darstellen.

Es war, irre ich nicht, bei dem Anfange des zweiten Halbjahrs, als man sich entschloß, die Erneuerung der Universität durch einen solennen Akt zu feiern. Bekanntlich hatte Halle bis in die neueste Zeit kein eigenes Universitätsgebäude. Ein altes großes Gebäude, der Stadt angehörig, mit einigen wüsten weitläufigen Sälen, durch finstere Gänge verbunden, war der Universität seit vielen Jahren gegen einen Miethzins überlassen. Diese Feierlichkeit, die innerhalb dieses

Hauses stattfand, zeichnete sich von den gewöhnlichen förmlichen Universitäts-Feierlichkeiten mit ihren langweiligen lateinischen Reden in nichts aus, und ich würde sie gar nicht erwähnt haben, wenn es nicht Niemeyer, dem Rector perpetuus der erneuerten Universität, eingefallen wäre, dieser Festlichkeit einen alterthümlichen Anstrich zu geben. Die verschiedenfarbigen Talare und Barette der Facultäten waren von alten Zeiten her noch in so großer Menge und so wohl erhalten vorhanden, daß die gesammten ordentlichen Professoren sich für diese Feierlichkeit in ihre alten Costüme kleiden konnten. Wir sahen förmlich wieder erstandenen Gespenstern ähnlich; es war ein Leichenzug im eigentlichsten Sinne, durch Leichen gebildet, und das Ganze machte auf mich einen furchtbaren Eindruck. Ich glaubte den Modergeruch eines verwesenden Daseins wahrzunehmen.

Man darf indeß keinesweges glauben, daß die vaterländische Gesinnung bei den Professoren erloschen war; jede angeordnete Feierlichkeit ward nur unwillig begangen. Es gab vielleicht keine Stadt in dem Königreiche Westphalen, die bei allen Bürgern eine treuere Anhänglichkeit an das Königliche Haus in seinem Un-

glücke zeigte, als Halle. Ein Paar Männer wurden (ich habe nicht erfahren können, ob mit Recht), als Spione betrachtet und allgemein geflohen. Einst sollte der Geburtstag des Königs von Westphalen feierlich begangen werden, die Glocken sollten wie zum Gottesdienste geläutet werden; der Tag ging aber vollkommen unbemerkt vorüber, denn glücklicher Weise war der Befehl zur Anordnung der Feierlichkeit nach Halle in Westphalen gegangen, und wir erhielten sie erst, nachdem der Geburtstag vorüber war.

Es gibt wohl ultrapreußische Patrioten, die Niemeyer beschuldigten, er sei französisch gesinnt gewesen: diese Beschuldigung ist sehr ungerecht, und so wenig ich in wissenschaftlicher Rücksicht mit ihm übereinstimmte, so wahrscheinlich es auch sein mag, daß er, wenigstens im Stillen, als mein Gegner wirkte, so bin ich ihm doch die Gerechtigkeit schuldig, dieses falsche Urtheil abzuweisen. Daß er Alles, was der unabweisbare Druck der Verhältnisse erlaubte, klüglich benutzte, um der Stadt und Universität nützlich zu sein, kann kein Besonnener ihm vorwerfen, muß es vielmehr billigen. Persönliche Vortheile hat er während dieser traurigen Zeit weder gesucht, noch erhalten.

Bei mehreren Gelegenheiten äußerte er unverholen seine Anhänglichkeit an das preußische Königshaus, und als die Nachricht von dem Tode der geliebten Königin die ganze Stadt mit Trauer erfüllte, äußerte er seinen Schmerz auf eine öffentliche, selbst auf eine feierliche Weise. Nie erschienen mir aber die Einwohner der Stadt in einem schönern Lichte, als damals. Es war eine Bewegung in der Stadt, nur mit derjenigen zu vergleichen, die in den ersten Tagen der Ueberwältigung durch die Feinde stattfand. Der Schmerz malte sich auf allen Gesichtern; die tiefste Trauer herrschte in allen Häusern, und ein Gefühl schien einen jeden zu durchdringen, als wäre die letzte schwache Hoffnung mit dem Leben der angebeteten hohen Frau entwichen. Selbst die Feinde schienen diese Gefühle zu ehren, aber sie ahneten nicht, welche feindselige Gesinnungen sich in jedem Gemüthe zusammendrängten, und an die Stelle des betäubenden Schmerzes traten. Allgemein schrieb man den Tod der Königin der unglücklichen Lage des Landes zu; „der Feind,“ sagte man sich, „habe die Schutzgöttin des Volkes getödtet,“ und ein Gefühl der Rache und ein, wenn auch nicht ausgesprochener Schwur, das Andenken an sie durch

unerschütterliche Anhänglichkeit zu ehren, stärkte die volksthümliche Gesinnung, die eine jede Gelegenheit ergreifen wollte, das verhaßte Joch abzuwerfen. Die Königin blieb nach ihrem Tode, was sie in ihrem Leben war, die Heldin eines Kampfes, der selbst, nachdem er sich in das Innerste der Gemüther hineingezogen hatte, nicht aufhörte, sich vielmehr für den ersten günstigen Augenblick stärkte.

Joh. v. Müller war der Chef aller westphälischen Universitäten. Er hatte sich, wie man behauptet, von den furchtbaren Ereignissen des Krieges überwältigt, nach einer Audienz bei dem Kaiser Napoleon, schwach gezeigt, aber als er sich besann, entzog er sich dennoch dem Einflusse der nahen und drückenden Gewalt der Feinde. Er verließ Berlin, um sich auf der Universität Tübingen als Professor zu verbergen, ward aber auf der Reise, man kann wohl sagen, aufgegriffen, und als Staatsrath nach Cassel geschleppt. Gewiß war ihm diese glanzvolle Beförderung, die ihn an die Spitze aller wissenschaftlichen Institute des neuen Königreichs stellte, keineswegs angenehm. Wie er war, konnte er sich die trotzige Gesinnung, die erfordert wurde, um eine solche Stelle zu bekleiden, keines-

wegs zutrauen, und daß kein Beamter eine unangenehmere Stellung einnehmen würde, als er, ließ sich voraussehen. In der That erfuhren wir auch, daß er nie so entschieden, als erfordert wurde, sich zeigte; und ein Gelehrter in Göttingen, der berühmte Heyne, trat freilich durch seine Celebrität, wie durch sein hohes Alter — er war der Senior aller deutschen literarischen Notabilitäten — beschützt, viel trotziger und kühner hervor. Man fürchtete Göttingen, denn es war die einzige Universität die man schätzte, alle übrigen waren den Franzosen unbekannt, und Heyne's entschiedene Opposition ward, wie wir erfuhren, dieser Universität bei vielen Gelegenheiten nützlich.

Der neue König Jerome beehrte die Universität der Stadt Halle mit seinem Besuch. Er ward von mehreren Generalen und Beamten und unter diesen von seinem Staatsrath Joh. v. Müller, begleitet. Ich war erst entschlossen, unter den Professoren, die sich ihm vorstellen sollten, nicht zu erscheinen, konnte aber der Lust nicht widerstehen, diesen Menschen, der aus einem völlig unbedeutenden und nichtigen frühern Leben, nachdem er seine Frau verstoßen hatte, um eine deutsche Prinzessin zu heirathen, durch die bloße Will-

für seines Bruders ein deutscher König geworden war, in Augenschein zu nehmen. Das sämmtliche Corps der Professoren und die Beamten der Stadt waren bei Niemeyer versammelt. Der Thorweg, den der König passiren mußte, um in die für ihn bestimmten Gemächer einzutreten, war mit Blumen bestreut; geputzte Mädchen aus der Stadt waren dort bereit, ihn mit Gedichten zu empfangen: und ich gestehe, daß mich diese, für seinen Empfang bestimmten Feierlichkeiten empörten. Mir war es, als wäre ein solcher Akt der Huldigung, durch welche die reine Unschuld das Zeugniß einer tiefen Zuneigung ausdrücken soll, als wären die heiligen Worte des Erlösers: „werdet wie die Kinder," entweiht; als dürfte eine ähnliche Huldigung bei dem Empfange eines echten Königs, der Treue und Anhänglichkeit zu fordern berechtigt ist, nie mehr stattfinden, nachdem sie durch eine solche Entheiligung allen Werth verloren hatte. Und doch, welche andere könnte an die Stelle dieser schönsten treten?

Während wir ziemlich eng zusammengedrängt auf die Ankunft Jerome's warteten, wurde allerlei gesprochen. Manche Professoren äußerten sich dreist ge-

nug; ich schwieg, ja, ich ward von einer Scham ergriffen, mich hier zu finden, die mich niederdrückte. Meine Erbitterung gegen den ganzen Auftritt, wie gegen mich selbst, war sichtbar, meine nie verhehlte Gesinnung allgemein bekannt.

Unter den Professoren in Halle war ein seltsamer Mann, Rüdiger, Professor der Cameralistik, riesenhaft groß, der durch seine wunderlichen Launen sich auszeichnete. Oft machte er, in eine Blouse gekleidet, (eine Kleidung, die zu der Zeit noch sehr ungewöhnlich war) mit einem mächtigen Knotenstock versehen, große Fußreisen, und soll dann nicht selten den Menschen, denen er begegnete, durch seine große Gestalt und seine Bewaffnung Furcht eingeflößt haben, obgleich er der gutmüthigste Mensch von der Welt war. Während der Hundstage ward er von einer Lust, seltsame Flugschriften drucken zu lassen, befallen; diese enthielten jedesmal Bemerkungen über unbedeutende Gegenstände des Tages. Zuweilen kamen Aeußerungen darin vor, die nicht ohne Witz waren. Er machte gewöhnlich eine heftige Opposition gegen Reil. Als dieser an der Saale ein großes Bad anlegte, nannte er es in einer dieser Schriften eine Saalbaderei. Dieser Rüdiger nun, der

unter den Versammelten über alle Professoren hervorragte, äußerte sich in seiner rauhen Art laut genug, daß wir es alle hören konnten, folgendermaßen:

„Heute," sagte er, „wird das Wahrzeichen der Stadt Halle dargestellt." Ich kannte es nicht, und fragte ihn, wie dieses Wahrzeichen aussehe? „Nun," antwortete er, „es ist ein Esel, der auf Rosen geht."

Ich erwähne diesen kühnen Witz, der wohl Viele im höchsten Grade erschreckte, mich aber innerlich ergötzte, auch deswegen, weil Professor Rüdiger, mehrere Jahre später, diesen Witz ableugnete. Ich hatte ihn meinem Freunde, dem Professor Wachler in Breslau, mitgetheilt, und dieser hatte ihn bei irgend einer Gelegenheit, ohne mein Wissen, drucken lassen. Es war zu einer Zeit geschehen, in welcher eine solche Aeußerung völlig unbedenklich erschien, ja kurz nach dem siegreichen Kampfe allgemeine Billigung finden mußte. Professor Rüdiger trat nun zu meinem Erstaunen in der Literaturzeitung gegen Wachler und mich auf, und versicherte, sich nie so geäußert zu haben. Er glaubte dieses schon dadurch bewiesen, daß in der Wachlerschen Erzählung der auf Rosen tanzende Esel das Wappen der Stadt genannt werde. Es sei aber das

Wahrzeichen gewesen, welches nur unter den wandernden Handwerksburschen eine Bedeutung habe; er aber, als Professor der Cameralistik, hätte sich nie einer solchen Verwechselung schuldig machen können. Daß aber ich, der ich in meinem ganzen Leben an diesen Unterschied nicht gedacht hatte, bei der Wiedererzählung Wappen und Wahrzeichen mit einander in aller Unschuld verwechseln konnte, fiel ihm nicht ein. Es ist leicht möglich, daß er seinen Witz vergessen hat, vielleicht kurz nachdem er ihn geäußert. Confus, wie er war, mochte ihm dies wohl nicht selten begegnen. Die Umstehenden pflegten seinen Witzen keinen großen Werth beizulegen, aber für die Wahrheit der Aeußerung spricht der Inhalt; ich konnte ihn nicht erfinden, denn daß ein solches Wahrzeichen existirte, erfuhr ich erst bei dieser Gelegenheit.

Der König kam. Es dauerte noch eine lange Zeit, bevor die verschiedenen Klassen der Versammelten zur Audienz vorgelassen wurden. Der damalige Unterpräfekt, in die Staatsuniform gekleidet, den Klapphut unter dem Arm, stand dicht an der Thüre, die eröffnet werden sollte, als Derjenige, der mit seinen Untergebenen zuerst vorgelassen zu werden erwartete und for-

derte. Wir hatten uns bescheiden zurückgezogen. Die Thüre ward eröffnet, einer der vornehmen Begleiter des Königs, ob ein Hofmarschall, oder Kammerherr, oder Adjutant, weiß ich jetzt nicht, und wußte es kaum damals, trat herein. Der Präfekt hatte schon einen Schritt vorwärts gethan, ward aber aufgehalten. Der König wollte zuerst die Gelehrten empfangen. Es ist bekanntlich eine Sitte in Frankreich, der das Geistige repräsentirenden Korporation den Vorrang zu geben. Die religiöse hatte nach der Revolution den ihr gebührenden Vorzug verloren. Wir traten ein. In der Mitte seiner Umgebung stand der König da, eine wahrhaft kümmerliche Gestalt; eine nichtssagende Physiognomie; jugendliche Gesichtszüge, durch Ausschweifungen entstellt, seine Augen matt, seine Haltung unsicher; man erkannte den Mann, der kein eigenes Dasein hatte, und es fühlte, daß er, von Andern getragen, in sich völlig bedeutungslos war. In einer kurzen Anrede versicherte er uns, daß er die Wissenschaften ganz vorzüglich liebe, und diese und die Universität beschützen werde.

Aber eine Gestalt hatte mich in der Umgebung des Königs mit tiefer Wehmuth ergriffen; es war

Joh. v. Müller. Er war stark, breit, in seiner Haltung etwas ungeschickt, seine Gesichtszüge, obgleich bedeutend, doch nichts weniger als schön. Wie ich zu bemerken glaubte, schien er höchst verlegen, als schämte er sich. In der steifen, von breiten Goldtressen starrenden Staatsrathsuniform, sah er dem Schweizer eines Hotels nur gar zu ähnlich, und ich vermißte den Portierstab.

Nach der Audienz stattete ich dem Staatsrath Joh. v. Müller einen Besuch ab. Es waren mehr als drei Jahre verflossen, seit ich seine Bekanntschaft in einer Zeit voll großer kühner Entschlüsse und glänzender Hoffnungen, gemacht hatte, und nun sahen wir uns so wieder. Beide der nämlichen feindlichen Gewalt, wie es schien, rettungslos hingegeben, waren wir insofern uns gleich; es war das grenzenlose Unglück, welches uns gleich machte. Daß die Verschiedenheit unserer Stellung, seine, als meine höchste Behörde, meine, als sein Untergebener, dem tiefen, gleichmachenden Unglücke gegenüber, keine Bedeutung hatte, war natürlich. Unser Gespräch drehte sich um jene kühne Zeit, und um die furchtbare Gegenwart. Ihm war alle Hoffnung verschwunden, er war innerlich ganz in sich

zerfallen, und verbarg es nicht; und, wie natürlich, in seiner Umgebung konnte er die Stätte nicht entdecken, die eine zukünftige Hoffnung festhielt, und zur That auszubilden versprach. In dieser war ich heimisch, wie der Erfolg meiner Darstellung zeigen wird. Er warnte mich, er hatte Mancherlei von meinen unvorsichtigen Aeußerungen gehört, er schien gefährliche, geheime Verbindungen zu ahnen, doch nicht zu kennen. „Ich kann Keinen schützen," sagte er, „ich bin genöthigt, stillschweigend den Untergang der Unbesonnenen zu dulden." Als ich etwa eine halbe Stunde bei ihm zugebracht hatte, reichte er mir wehmüthig die Hand; die Thränen standen ihm in den Augen. „Sie müssen sich entfernen," sprach er, „ein zu langes Gespräch könnte verdächtig erscheinen." Das war der Mann, der die große Vergangenheit mächtiger germanischer Gesinnungen bewahrt und ausgesprochen hatte! Eine Erfahrung, wie diese, war mir schrecklich. Es war mir grauenhaft hart, die Verehrung, die ich für ihn hatte, in Mitleid verwandeln zu müssen.

Die Universität Helmstädt ward aufgehoben, und zum Theil mit Halle verbunden; ein Theil der Professoren wurde nach Marburg versetzt. Die Hallesche Universität erhielt dadurch neue Lehrer, und einige von Ruf. Gesenius, dessen große Celebrität als Orientalist sich schon damals zu entwickeln anfing, ward hier angestellt, aber nichts vermochte das entwichene Leben wieder hervorzurufen. Die Tage schlichen in stiller Sorge dahin; unter den Studirenden zeigte sich hier und da eine Spur von wissenschaftlichem Streben, aber es war völlig isolirt. Ich verband mich immer inniger mit Reil. Meine Studien waren in diesen Jahren still, sie waren von meiner Universitätsthätigkeit völlig getrennt; ich hatte Muße genug, insofern die äußere Noth, die mich umgab, nicht drückend auf mir ruhte. Wie lebendig ich auch die Hoffnung auf eine bessere Zukunft festhielt, dennoch ward ich von der Gegenwart überwältigt, und die westphälische Regierung verstand es, auch die finanzielle Lage der Professoren zu verschlimmern. Die ganz herabgesunkene Universität verkürzte meine Einnahme bedeutend; die Studirenden bestanden fast durchgängig aus ver armten Landeskindern, und an Honorar kam so gut wie nichts

ein. Aber auch unsern Gehalt verstand die Regierung theilweise an sich zu ziehen. Durch eine gezwungene Anleihe behielt man einen bedeutenden Theil desselben zurück. Wir erhielten Papiere als Schuldverschreibungen, die uns keiner abnehmen wollte. Die Verwirrung in meiner Lage, die noch keineswegs verschwunden war, als die Universität aufgehoben wurde und die Verhältnisse mich anderthalb Jahre in der Ferne herumtrieben und zu kostspieligen Reisen zwangen, hatten sich gesteigert, und ich lebte täglich in großen Sorgen, ohne daß irgend eine Spur einer bessern Lage mich zu erheitern vermochte. Nur meine Studien und eine Thätigkeit, die mich in fortwährende Spannung und augenscheinliche Gefahr stürzte, gaben meinem Leben einige Elasticität, die sonst in der Stumpfheit des elenden Daseins ganz verschwunden wäre.

Von einer Unternehmung, die mich einigermaßen in Bewegung setzte, muß ich doch noch reden. Ich schlug nämlich der westphälischen Regierung vor, ein wissenschaftliches Bergwerks-Institut in Halle zu errichten. Dieser Vorschlag fand im Anfange großen Widerstand; er ging nämlich darauf aus, das

Institut für das ganze Königreich geltend zu machen. Es war natürlich, daß die Harzer Bergwerks-Behörden anfangs dagegen protestirten; doch einmal angeregt, erklärten sie später ein solches Institut für höchst wichtig. Der Berghauptmann v. Meding und der Bergrath Jordan wünschten das Institut nach Clausthal verlegt. Diesem Vorschlage war nun leicht entgegenzutreten; denn die Ausführung desselben erforderte die Anstellung mehrerer Lehrer, und zugleich die Einrichtung wissenschaftlicher Sammlungen, und daher Ausgaben, zu welchen die westphälische Regierung keineswegs geneigt war. Es konnte, sollten meine Vorschläge angenommen werden, nur von Göttingen oder Halle die Rede sein. Auf den Universitäten fand man schon Sammlungen und Lehrer, die für die Ausbildung der Bergeleven benutzt werden konnten. Indem ich nun vorstellte, wie viel Halle, welches doch auch in der Mitte bedeutender Bergwerke lag, gelitten hatte, drang ich, unterstützt vom Bergrath Gerhard, (dem nachmaligen, vor einigen Jahren in Berlin verstorbenen Oberberghauptmann) in der That durch. Das Bergwerksinstitut ward genehmigt und errichtet. Ich ward Direktor desselben gescholten; man wollte durch

die Genehmigung solcher Vorschläge die feindlich Gesinnten gewinnen, und meine Gesinnung war bekannt, indem ich sie nicht verhehlte. Aber eben diese meine Stellung, der Regierung gegenüber, zwang mich, einem jeden Vortheile, der aus dieser Ernennung etwa entspringen könnte, zu entsagen. Von meiner Seite fand keine Forderung statt, von Seiten der Regierung kein Anerbieten. Ich glaubte daher, freier, unabhängiger zu stehen, wenn ich von der westphälischen Regierung nur das annahm, was ich als preußischer Professor erhalten hatte, und was die westphälische Regierung mir, nach der Wiederherstellung der Universität in Halle, auszuzahlen verpflichtet war.

Der Vortheil, der aus dieser Anstalt für mich entstand, war nun vorzüglich die Erweiterung der Mineralien-Sammlung, durch Harzer Stufen, und eine lebhafte Correspondenz mit gebildeten Bergbeamten und Mineralogen, die ebenfalls zur Erweiterung des Mineralien-Cabinets beitrugen. Vorzüglich gern erinnere ich mich an den damals herbeigeführten freundlichen Briefwechsel mit dem verdienstvollen und ausgezeichneten Mineralogen Hausmann, dessen lehrreiche Briefe ich noch immer aufbewahre. Er ward zum

Oberberghauptmann des Königreichs Westphalen ernannt, zog sich aber nach einiger Zeit von dieser ansehnlichen Stelle nach seiner stillen Professur in Göttingen zurück. Sein wissenschaftlicher Eifer, seine tüchtigen Kenntnisse und seine redliche Gesinnung machten ihn mir sehr werth. Ein jeder Brief, den ich von ihm erhielt, hatte für mich etwas höchst Anregendes, und ich bedaure sehr, daß ich nicht das Glück hatte, seine persönliche Bekanntschaft zu machen.

Obgleich es mir nun keineswegs gelang, das beschlossene Bergwerks-Institut ins Leben zu rufen, so war mir doch die Beschäftigung lieb. Sie besonders brachte mich dazu, mich lebhaft mit der Mineralogie zu beschäftigen, und es gelang mir auch in der That, einige Zuhörer zu interessiren. Unter diesen war der Baron von Harthausen, von welchem später die Rede sein wird. Er war es besonders, der durch seine wiederholten Aufforderungen mich bewog, das Handbuch der Oryktognosie auszuarbeiten. Die verwitwete Professorin Bathe, Besitzerin der Curtischen Buchhandlung, Reils Schwester, ward meine Verlegerin. In ihrem Hause erhielt ich eine freundliche Wohnung, und die Freundschaft dieser wohlwollenden Frau trug

nicht wenig dazu bei, meine sonst so unangenehme Lage in geselliger Rücksicht erträglicher zu machen.

Das Bergwerks-Institut blieb aber ein todtgebornes; nichts konnte in den unglücklichen Verhältnissen, unter welchen wir lebten, gedeihen. Ein technischer Bergbeamter mußte freilich angestellt werden, damit der praktische Theil des Bergbaues vorgetragen, und durch Excursionen anschaulich gemacht werden konnte. Eine solche Anstellung, obgleich ich für sie einen Bergbeamten vorgeschlagen hatte, der auch willig war, die Stelle anzunehmen, fand gar nicht statt. Um so mehr hatten die unwilligen Harzer gewissermaßen Recht, wenn sie keine Bergeleven nach Halle schickten. Die Universität zeigte gar kein Interesse für die Errichtung des Instituts; Reil ausgenommen, der durch seinen Freund Gerhard Alles that, was er vermochte. Ein einziger Bergeleve, der keine großen Hoffnungen erregte, erschien, und ich nannte ihn spottweise: das Bergwerks-Institut.

Ein anderes Ereigniß, freilich ein bloß persönliches, muß hier noch erwähnt werden. Professor Meckel,

dessen großer und wohlverdienter Ruf als comparativer Zoolog, als Gründer der pathologischen Anatomie, sich immer mehr zu entwickeln und auszubreiten anfing, war mein Freund, und in dieser, auch für die Naturphilosophie so wichtigen Richtung, mein Lehrer. Wie viel ich ihm verdanke, wird Jeder, der sich für meine wissenschaftlichen Unternehmungen interessirt hat, wissen. Er hatte einen jüngern Bruder, der noch als Studirender auf der Universität sich aufhielt, der schon sehr gründliche anatomische Kenntnisse besaß, sich auch später als Schriftsteller bemerkbar machte, und als Professor in Bern jung starb. Dieser schloß sich mir innig an, und ich ward in der Anatomie sein Schüler. Er hatte etwas von der düstern Natur, die auch dem ältern Bruder eigen war, und ein unglückliches Ereigniß diente dazu, diese Stimmung noch zu vermehren. Es fand ein Duell statt. Meckel und ein anderer Student, dessen Namen ich mich nicht mehr erinnere, waren die Secundanten. Dieser zweite Secundant wollte die Duellirenden, die zu heftig aneinander gerathen waren, trennen, und rannte sich dadurch den Degen des Gegners in den Leib. Er starb, und Meckels Antheil an diesem Duell ward bekannt.

Die Sache sah sehr gefährlich aus. Niemeyer drang auf die Relegation, die um desto unangenehmer war, weil Meckel sich eben zur Promotion gemeldet hatte. Ich behauptete nun, daß er als Doktorand nicht mehr so behandelt werden könne, als wäre er ein bloßer Studirender. Die Sache müßte, meinte ich, gerichtlich behandelt werden, und wandte mich unmittelbar an den damaligen westphälischen Justizminister, nachmaligen französischen Pair, Simeon. Ich stellte ihm vor, wie es sich mit den Studentenduellen verhalte; wie sie gewöhnlich gefahrlos wären, und wie der unglückliche Todesfall hier ein durchaus zufälliger sei, wie etwa der Tod, der durch ein unwillkürlich losgehendes Gewehr stattfinden könne. Bei der Ansicht der Franzosen von Duellen, und da hier von nichts Politischem die Rede war, gelang es mir, den Minister für meinen jungen Freund zu gewinnen. Ich erhielt von Simeon ein sehr ausführliches Schreiben; Meckel promovirte, und die Relegation ward in mehrwöchentliche Karzerstrafe verwandelt.

Obgleich ich nun mit Glück die Sache meines jungen Freundes vertreten hatte, machte mir dennoch dieses Ereigniß einen tiefen schauerlichen Eindruck.

Daß in den ruhigen menschlichen Verhältnissen und in der stillen Ordnung des gewöhnlichen Lebens, die Ermordung eines Menschen als eine That betrachtet wird, die einen jeden in seinem Innersten tief erschüttert, daß wir verpflichtet sind, ein jedes Menschenleben als ein Heiligthum zu betrachten, welches wir alle nie zu verletzen, die Besseren zu schützen verpflichtet sind, schien mir ein so wesentliches Element der Bildung zu sein, daß mir die Duelle, in einem Alter, in welchem sowohl meine Stellung, wie meine Gesinnung, sie von mir persönlich entfernt hielten, ein so widerwärtiger Rest früherer roher Barbarei schienen, daß mir die Vertilgung des wildesten Aberglaubens und der Hexenprozesse, neben der fixen Idee eines krankhaften Ehrgeizes, die sich erhalten hatte, nur ein halb gelungenes Werk dünkte. Und dennoch ward es mir immer klarer, daß ein Vorurtheil, welches nicht von diesem oder jenem herrührte, vielmehr mit geschichtlicher Gewalt in der Gesinnung, selbst der besseren Jugend, seine Wurzel hatte, nicht durch äußere Gesetze vernichtet werden könnte. Diese treffen nie eine tiefwurzelnde Gesinnung, wobei die Strafe, wenn sie auch noch so hart, keine Schande ist; vielmehr er-

scheinen dann diese Strafen selbst als barbarische, je strenger sie sind, und werden eben daher, wo ein entschiedenes Faktum ihre Anwendung fordert, fast immer in ihrer Ausführung schwankend und unsicher, und dadurch zugleich nutzlos, was eine gerechte Strafe nie sein darf. Der Tod des unglücklichen jungen Mannes schwebte mir unaufhörlich vor Augen; mein junger Freund erschien mir als ein anderer, und ein tiefes Grauen verband sich mit meiner Zuneigung zu ihm, die nicht geringer ward. Ich dachte mir ihn selbst als höchst unglücklich, als unablässig verfolgt von dem Bilde des Sterbenden, und was bis jetzt mir nur eine äußere Aufgabe der kalten Reflexion gewesen war, eine allgemein geschichtliche, wie so viele andere, ward mir nun eine innere, erschütternde, persönliche; eine Aufgabe, welche die tief verletzte Gesinnung eben so wenig zu lösen vermochte, wie die kalte Reflexion.

Ich erlebte bald darauf ein ähnliches Ereigniß, welches mich einige Stunden hindurch im höchsten Grade beunruhigte. Ein junger Studirender bekam auf einem Ball Händel mit einem französischen Offizier, und eine Herausforderung war die Folge davon. Das Duell fand auf

Pistolen statt, und ein junger, kühner preußischer Offizier, der nach dem Kriege mit großem Erfolg in Halle studirte, war sein Sekundant. Der junge Mann war doch etwas aufgeregt, als er sich nun auf Leben und Tod hinstellen sollte, und in seiner unruhigen Stimmung glaubte er sich mir vertrauen zu müssen. Meine Lage war bei diesem Vertrauen schwierig. Als Professor war ich verpflichtet, das Duell zu verhindern, und hätte es zwischen Studirenden stattfinden sollen, würde ich nach einem Pedell geschickt, und ihn, bis dieser erschien, als Arrestant festgehalten haben. Jetzt verhielt sich die Sache anders. Ein jedes mögliche Hinderniß von unserer Seite hätte die ganze deutsche Jugend in den Augen der verhaßten Feinde beschimpft, und diese Ansicht überwog so sehr, daß ich dem jungen Manne nur antwortete: daß die Sache die seinige wäre, und daß ich das, was er mir mitgetheilt habe, geheim halten wolle. Er hatte mir den Reilsberg als den Ort, und zugleich die Stunde genannt. Als diese sich näherte, war ich nun in eine Stimmung versetzt, die ich nicht zu überwältigen vermochte; ich warf mir mein Betragen bei dieser Gelegenheit heftig vor; ich stellte mir den jungen Mann als ein

Opfer des rohen, feindlichen Kriegers dar, dessen Klauen ich ihn hätte entreißen können und sollen. Ich sah den französischen Offizier, wie er mit kaltem Blute, sich seiner größern Gewandtheit bewußt, den jungen Mann niederschoß. Ich hatte mich in meine Stube eingeschlossen, damit meine Familie meine furchtbare Aufregung nicht wahrnähme. Mir war wie einem Verbrecher zu Muthe, und wenn ich auf der Treppe, in der Nähe meiner Stube, oder auf dem Gange Fußtritte hörte, ward ich von Entsetzen ergriffen. Einige Stunden vergingen auf diese Weise; da hörte ich ein schnelles Laufen die Treppe herauf, angstvoll schloß ich die Thür auf, es war der Sekundant, der mir lachend entgegentrat. Die beiden Duellanten, erzählte er, hätten einen Schuß gewechselt, darauf war es den beiderseitigen Sekundanten gelungen, die Streitenden zu versöhnen. Das Duell war ihm überhaupt nicht sehr gefährlich vorgekommen; keiner der Duellanten hatte mörderische Gedanken. Kurz darauf kam auch der nun sehr glückliche junge Mensch. Die französischen Offiziere, nach ihrer Art, suchten bei dieser Gelegenheit einen dramatischen Effekt. Sie veranstalteten ein Frühstück; Duellanten und Sekundanten wa-

ren dabei; eine feierliche Versöhnung der Gegner fand statt, und daß ein junger deutscher Studirender es gewagt hatte, sich einem kühnen französischen Helden zu stellen, ward laut gepriesen.

---

2. Studien.

So lebte ich nun in einem sehr trüben und äußerlich unthätigen Dasein fort. Die größere äußere Thätigkeit, die Vorträge in der Mitte einer aufgeregten Jugend, die mich einige Jahre hindurch so sehr in Spannung gehalten und beglückt hatten, waren fast bis zur völligen Bedeutungslosigkeit herabgesunken, und ich lernte ein wissenschaftliches Eremitenleben führen, mit allen meinen Gedanken an mich selbst gewiesen. Denn wie die Zuhörer verschwunden waren, die mich anregten, so war auch der wissenschaftliche Verkehr, das große, schöne gemeinschaftliche Geistesleben, welches auch in der Entfernung die Gleichgesinnten verband, verstummt; das fröhliche Wechselgespräch durch Schriften, wie durch Briefe, ließ sich kaum mehr hören. Eine Gewitterschwüle ruhte über dem ganzen Lande, und nicht bloß die freie bürgerliche Ge-

sinnung, sondern auch die wissenschaftliche, in ihrer tiefsten Eigenthümlichkeit schien mir geächtet. Zu sehr war das, was ich Deutschland nannte, in seiner großartigen Einheit von mir aufgefaßt; ich vermochte so wenig die leiblose Seele, wie den seelenosen Leib zu fassen, und wenn selbst einer meiner tiefsten und bedeutendsten Freunde mich damit trösten wollte, daß unser wissenschaftliches Reich ja doch nicht von dieser Welt sei, so trat mir durch eine solche, wie durch ähnliche Aeußerungen, das Unglück und die Nacht, die mich umgab, erst recht entschieden entgegen.

Man würde sich aber irren, wenn man glaubte, daß diese trübe Stimmung mich etwa lähmte, oder die nie verschwundene Hoffnung erstickte. Ich fing immer mehr an, einzusehen, daß das frühere Leben, obgleich voll lebendiger Kraft, dennoch ein wild wucherndes gewesen war. Nicht das Lebensprincip war angegriffen, wohl aber hatte die Zeit die wilden Triebe richtend getroffen; und was auf eine solche Weise verwelkt war, sollte nur dazu dienen, die Lebenskeime in sich zusammenzudrängen, und von der äußeren Begrenzung, gegen welche sie ungeduldig anstrebten, zu-

rückzuweisen, damit diese ihre tiefste, ja göttliche Bedeutung, ihre Einheit mit dem Ganzen in ihrem Innersten, wie die Erde ihre Einheit mit dem Universum in ihrem Mittelpunkte, kennen lernten.

Ich hatte während der glücklichen Zeit in Halle die „Grundzüge" der Naturphilosophie in Aphorismen drucken lassen; der innere Zusammenhang dieser scheinbar getrennten Sätze wird hoffentlich einem jeden, der sich die Mühe gibt, sie zu lesen, von selbst einleuchten. Diese Schrift entstand während meiner Vorträge und ist allerdings anzusehen als ein Produkt der Begeisterung, die mich und meine Zuhörer damals durchdrang.

Ich will nicht leugnen, daß ein Enthusiasmus der Art zu Excessen führt, und daß auch ich mich dergleichen schuldig gemacht habe. Ich habe dieses Geständniß öffentlich abzulegen mich nicht gescheut, und man hat es so albern mißverstanden, als enthielte es eine Reue, die der Wissenschaft und Kunst allen Werth raubte. Habe ich doch diesen Vorwurf von Freunden vernehmen müssen, mit denen ich am innigsten geistig verbunden zu sein glaubte.

Eine gesunde Reue stärkt, erfrischt, belebt, lähmt

nie; und wenn die Ueberzeugung, daß wir unsere Aufgabe falsch aufgefaßt, irrig gelöst haben, sich in Geringschätzung derselben verwandelt, sind wir die Verworfenen. Wir sind dann durch das, was wir zu verwerfen uns erkühnen, selbst die Verworfenen geworden; und was aus der reinsten Quelle entsprungen, ein erneuertes geistiges Leben entfalten soll, steigert nur die Krankheit. Das ist es nun, was ich die Dummheit genannt habe. Es bekam mir, wie ich schon früher berührte, sehr übel, als ich sie auch einmal schlecht zu nennen wagte.

Eine wahre Reue aber, die ihren Gegenstand nicht verwirft, vielmehr immer inniger umfaßt, wird auch das, was sie zu bekämpfen hat, nur in Beziehung auf den edlen Keim der Entwickelung betrachten. Ich nenne alle wahre Selbstkritik eine solche Reue. Diese wird das Krankhafte und Vernichtende der Entwickelung, den Wurm, der sie hemmt und zerstört, erkennen, aber niemals vergessen, daß die Krankheit nur im Lebendigen möglich ist; daß der Prozeß der Zerstörung allmählig wächst, ja daß dieser, wie in den engsten Schranken des Pflanzenlebens, und ebenso in den kühnsten Prozessen der Geschichte, auch in einem je-

den sich entwickelnden Geiste, in den ersten Stadien einen günstigen Reiz hervorruft, der besiegt, ein reiches wahrhaftes Leben zu entfalten vermag. Wir würden einsehen, daß die Pflanze sich nicht dann freudiger entwickeln würde, wenn sie keine Insekten nährte, daß sie vielmehr eben durch diese angeregt, besser gedeiht. Nur wenn das Pflanzenleben sich der wuchernden Insektenbildung hingibt, wird es zerstört. Alexander, Julius Cäsar, ja selbst Napoleon, hatten solche keimende Epochen, die der Geschichte eine neue Welt aufschlossen, und aller mächtige Irrthum war in seinem Ursprung ein reizender Keim großartiger Entwickelung.

Die Grundzüge erschienen kurz vor dem Ausbruche des unglücklichen Krieges. Sie würden als Grundlage meiner Vorträge für mich selbst eine immer wachsende Bedeutung erhalten haben, aber sie setzten ein fortdauernd lebhaft theilnehmendes Auditorium voraus, und jetzt war dieses verschwunden. So ward mir mein früheres Werk in der Art, wie es entstanden war, und sich ausbilden sollte, fast fremd; und war das mit mir der Fall, so durfte ich mich um so weniger darüber wundern, daß es in der Literatur

vollkommen vergessen wurde. Und doch habe ich vielleicht nie später irgend Etwas geschrieben, reicher an fruchtbaren Ideen, als dieses kleine Werk. Es kann hier und in einer Schrift wie diese, meine Absicht nicht sein, diese Behauptung weiter auszuführen. In den Jahren 1808 und 1809 fing Schelling schon an, sich mehr mit der Begründung einer höheren und lebendigeren Ansicht der Philosophie zu beschäftigen und hatte die weitere Bearbeitung der Naturphilosophie mir allein überlassen. Ich kann sagen, mir allein; denn die von Oken gegründete Schule konnte durchaus nicht als eine naturphilosophische im eigentlichen Sinne betrachtet werden. Einige speculative Ideen an die Spitze gestellt, um als Leiter für eine sinnliche Betrachtung der Natur zu dienen, hören in ihrer Fortschreitung auf, Philosophie zu sein. Diese nämlich will im Sinnlichen durchaus nur ein Geistiges erkennen, und durch diese Richtung des Sinnlichen selbst von ihrer Erscheinnng ab, wird sie erst, was sie ihrem Wesen nach sein soll. Aber dennoch beweist eben Oken, wie erfolgreich eine lebendige Auffassung der Natur für die Betrachtung der Organismen sein kann. Sie riß ihn los von einer Vereinzelung der

Untersuchungen; sie zeigte ihm umfassendere Beziehungen, wo der gewöhnliche Beobachter nur Beschränkteres sah. Sein Talent, diese aufzufassen und zu benutzen, ist in der That bewundernswürdig, und es gibt keinen Physiologen, der mehr als er auf eine bedeutendere Ausbildung der Anatomie und Physiologie, selbst bei solchen, die sich nicht äußerlich ihm anschlossen, gewirkt hat. Auch seine Gegner waren, wenn sie ihn bestritten, gezwungen, sich auf einen umfassenderen Standpunkt, als den bis dahin gewöhnlichen, zu stellen; und es ist bekannt, wie viele ausgezeichnete Männer in dieser Richtung aus seiner Schule hervorgegangen sind. Ganz anders verhielt es sich mit mir. Je mehr ich das Verhältniß meiner Bemühungen jetzt im Stillen erwog, desto klarer ward es mir, daß Alles, was ich wollte, und wonach ich strebte, dasselbe war, was mich in meiner frühesten Jugend in Bewegung setzte, was ich in den Erinnerungen, aus meinen keimenden ersten Jünglingsjahren durch das Bild eines allmälig reifenden Knaben hervorzuheben gesucht, als mich das allgemeine Naturleben hinriß und in Bewegung setzte; und daß, selbst in meinen frühesten Jahren, dieser Trieb, seiner Natur nach, eine

religiöse Wurzel hatte. Allerdings entstanden schon frühzeitig Zweifel mancherlei Art; vorzüglich dadurch genährt, daß die damals herrschende teleologische Ansicht der Naturbetrachtung mir so wenig genügte, und als gottselige Betrachtungen aufgefaßt, zu nichtig erschien. Aber die Unruhe, die dadurch entstand, und mich zwischen einer bloß sinnlichen Klarheit, die mich hinriß, ohne mich zu befriedigen, und einer dunklen Ahnung, die mich festhielt, ohne sich irgendwie gestalten zu können, schwanken ließ, bewies am deutlichsten, daß ich durch die naturwissenschaftlichen Forschungen, doch nur, der tiefsten Bedeutung nach, eine religiöse Aufgabe lösen wollte.

Wenn ich nun sagen soll, was ich Schelling verdankte, und zwar so, daß es nicht ein Geliehenes war, sondern ein Ursprüngliches aus meiner eigensten Natur Entsprungenes genannt werden mußte, so glaube ich diese mir verliehene Gabe am deutlichsten zu bezeichnen, wenn ich sie als ein anschauendes Erkennen des ganzen Daseins als eine Organisation auffasse. So wie in einer jeden organischen Gestalt ein jedes, selbst das geringste Gebilde, nur in seiner Einheit mit dem Ganzen begriffen werden kann, so

war mir das Universum, selbst geschichtlich aufgefaßt, eine organische Entwickelung geworden, aber eine solche, die erst durch das höchste Gebilde, durch den Menschen, ihre Vollendung erhielt. Dadurch nun war allerdings eine Teleologie entstanden, die, tiefer begründet, die Stelle der früher verschmähten ersetzte. Denn als ein sich organisch Entwickelndes kann das Dasein nur dann begriffen werden, wenn die Zukunft der Entwickelung schon als eine vollendete uns vorschwebt, und nur in dieser abgeschlossenen Vollendung betrachtet, erhalten die früheren Momente eine lebendige Bedeutung.

Dieses sich Entwickelnde, Natur und Geschichte auf gleiche Weise Umfassende und Belebende, war mir nun zwar, indem ich es immer tiefer mir anzueignen suchte, während meiner einsamen Betrachtungen in der unglücklichen Zeit, eine göttliche Offenbarung; und oft war es mir, als sähe ich die Hoffnung erfüllt, die mich zehn bis zwölf Jahre früher, als ich Schellings Schriften zuerst las, so lebendig durchdrang; als wäre die starrgebietende spinozistische Substanz, der Wille, der sich selbst in seiner Vollendung vernichtet, wirklich ein im Ganzen, wie in einer jeden Form fort-

dauernd wollender geworden. Aber diese Auffassung eines persönlichen Gottes, den wir uns nur durch eine völlige Hingebung aneignen können, ward noch von der speculativen Selbstsucht der freien Bestimmung eines construirenden Bewußtseins, welches durch die Speculation sich in seiner eigenen Nothwendigkeit ergriff, gefesselt. Es war noch immer jene Gewalt der Construction, die selbst meinen Gott festhielt, als wäre er durch mich gebannt, und durch die strengen Gesetze meines Denkens gezwungen worden, mir seine innersten Rathschläge und Gedanken, fast wider seinen Willen, kund zu thun. Gegen die Ansicht, als wäre der sich entwickelnde Gott doch nichts anderes, als das sich entwickelnde Bewußtsein selbst, als liege daher in diesem allein, wie alle Wahrheit, so auch jeder lebendige Keim einer geistigen Zukunft, sträubte sich zwar ein religiöses Gefühl, welches niemals ganz verschwand, weil ich selbst in Momenten, in welchen ich mir ein Titan zu sein dünkte, doch nicht aufhören konnte, zugleich ein Kind zu sein. Auf diesem Standpunkte hatte ich mich schon Jahre lang bewegt, auf welchem ich einsehen lernte, daß die Philosophie da anfing, wo die unauflöslichen Widersprüche eines sinn=

lichen Verstandes ihre Lösung suchten durch einen rein geistigen. Dieser Uebergang von einem Erkennen bloß erscheinender, sich wechselseitig bedingender, zu einem höheren, Alles umfassenden, aber sinnlich unzugänglichen Gesetze bestimmter Verhältnisse zur Speculation, setzte das Ganze, als ein geistig Vollendetes und doch Werdendes, voraus; wir müssen uns dem Ganzen hingeben, um uns in und mit dem Gesetz als einem Eigenthume des Bewußtseins, frei zu bewegen. So freilich trat das verborgene Gesetz hervor, und ward Selbstbestimmung der Vernunft. Ich jubelte, als ich mich nun von einem unerkannten Gesetz befreit fühlte, als dieses die Natur meines selbständigen Geistes mir enthüllen mußte, mir diente, anstatt mich zu zwingen: aber meine ganze Bildung war keine ursprünglich abstrakte. Wenn das lebendige Dasein sich auch in den nothwendigen Formen des Denkens bewegte und sich diesen fügte, so lag doch Etwas in diesem Leben, die lebendige Fülle desselben, und seine reiche Zukunft, die Wirklichkeit einer inhaltsreichen Vergangenheit, die so, wie sie da war, im Kleinsten, wie im Größten, bei aller scheinbaren Verwirrung zugleich eine bedeutungsvolle Weissagung enthielt. Alles

hatte sich unter meinen Händen in eine geschichtliche Verwirklichung verwandelt, welche die äußere Natur, wie das Innere des persönlichen Bewußtseins umschlang, und die Vollendung des Daseins, von welcher sie ausging, durch welche ein jedes Moment des Erkennens erst seine Bedeutung erhielt, verwandelte sich in eine gegebene, nicht durch das Dasein errungene. So ward ich nun auf einen höhern Standpunkt geführt, auf welchem der frühere Kampf zwischen Verstand und Speculation sich mit tieferer Bedeutung wiederholte. Das, was ich durch eine Selbstbestimmung des Bewußtseins erringen zu können wähnte, sollte sich als Vollendung einer noch nicht abgeschlossenen Entwickelung, also als ein noch nicht Erkanntes, als ein Gegebenes darstellen, und noch einmal sollte ich mich über die Thätigkeit des bloß sich selbst bestimmenden Denkens erheben, und die Freiheit desselben durch eine innere unbedingte Hingebung erlangen. Aber dasjenige zu opfern, was wir mit der größten Anstrengung als einen großen Schatz erworben zu haben meinen, fällt dem Menschen schwer. Das Geständniß sollte ich ablegen, daß ich mit dem ganzen Dasein, welches sich in mir bewegte, zwar

meine ganze geistige Bedeutung von einem Lebendigen erhielt, daß dieses nicht als ein abgetrenntes Fragment von dem Ganzen betrachtet werden konnte, weil sonst die Entwickelung aufhörte eine lebendige und organische zu sein, daß daher auch alles wahre Erkennen in mir nur aus diesem lebendigen Ganzen entspringen konnte: daß aber dennoch mein ganzes geistiges Wesen und seine Wahrheit nur als das Moment einer Entwickelung begriffen werden konnte, dessen inneres, immanentes Princip in mir thätig war, ohne in seiner Vollendung von mir zur Wirklichkeit gebracht werden zu können. Ich war nie innerlich von dieser zukünftigen Wirklichkeit getrennt; ich habe es nie vermocht, mich mit der Consequenz der Möglichkeit zu begnügen; und die Täuschung, als könnte jene in dieser aufgehen, konnte nicht lange dauern: und doch ward es mir schwer, sie aufzugeben. Das Starre eines allumfassenden in sich abgeschlossenen Denkens, fesselte noch immer meinen Gott, selbst als die lebendigen Pulse eines höhern Lebens die Fesseln der Construction zu zersprengen drohten.

Man wird jene Epoche einer keimenden religiösen Ansicht, die sich dennoch nicht von der Consequenz ei-

nes bloßen einseitigen Denksystems loszureißen wagte, in den Grundzügen erkennen; aber besonders ist in dieser Rücksicht eine kleine Schrift „über die Idee der Universitäten" mir selbst beim Wiederdurchlesen merkwürdig geworden. Dort erscheint der alles Wissen tragende Glaube offenbar als die Grundlage und zugleich als die geheiligte Quelle des Daseins, Christus als derjenige, in und mit welchem Gott sich offenbart, selbst Gott: aber dennoch wird der Glaube durch ein Alles umfassendes Wissen bedingt, und der persönliche Heiland verschwimmt in jenem von der Speculation geforderten Ideal der Menschheit, wie es von Kant zuerst rein, aber auch redlich aufgestellt und seiner Persönlichkeit nach psychologisch erklärt wurde; wie es sich erhalten hat, bis es in unsern Tagen sich in ein durch Denkkünste zugeschnittenes Idol verwandelte, in dessen vollendeter Gestalt der Denkkünstler sich selbst anbetet. Ich werde Gelegenheit haben, später von dieser kleinen Schrift in einer andern Beziehung zu reden.

Eine beschränktere Beschäftigung, die mir wichtig ward, muß ich hier ihrer Entstehung nach erwähnen.

In der glücklichen Zeit der Universität erschien in Halle der zu seiner Zeit so berühmt gewordene Gall. Er hatte Vorlesungen in Berlin gehalten, dort großes Aufsehen erregt, und viele Anhänger und Gegner gefunden. Gall war eine sehr ausgezeichnete Persönlichkeit, uud seine exoterische Lehre von der Schädelbildung und ihrem Einfluß auf die Talente, wie selbst auf die Gesinnungen der Menschen, war, wie bekannt, gegründet auf eine Ansicht der Gehirnbildung als aus dem Rückenmark hervorgehend, die so, wie sie sich durch ihn zuerst aussprach, eine wissenschaftliche Bedeutung erhielt. Gall gehörte zu den Menschen, die in einseitigen sinnlichen Beobachtungen und ihren Combinationen eine große Sicherheit des Erkennens zu finden vermeinten. Ich habe wenige Menschen gekannt, die sich so wenig durch Zweifel irgend einer Art stören ließen. Er schien keine Ahnung von der Möglichkeit solcher Zweifel zu haben, und trat mit einer Zuversicht auf, die bewundernswürdig war. Wo er hinkam, drängte sich nicht bloß die Menge solcher Menschen zu ihm, die manchmal, beunruhigt durch Probleme,

die sie nicht abweisen können, nicht eine innere, selbsterrungene, vielmehr eine bequem mitgetheilte Ueberzeugung suchen, sondern auch die bedeutendsten Männer. Es ist schwer, sich eine Vorstellung zu machen von der Bewegung, die damals entstand. Ein so bequemes und feststehendes Kennzeichen, wie die Erhebung des Hirnschädels hier oder dort, zu besitzen, um aus dieser die Talente und Neigungen der Menschen zu erkennen, war den meisten sehr anlockend. Das freie sittliche Urtheil über andere Menschen ist ein so tiefes, daß es immer im Hintergrunde für die Erscheinung ein tiefer zu Bestimmendes zurückläßt, wenn wir über andere richten wollen, wie wenn der Richterspruch uns selbst trifft. Daß das sittliche Urtheil seinen Abschluß nicht in der Erscheinung finden kann, sondern höher liegt als diese, hatte schon Kant mit großer Entschiedenheit und ethischer Klarheit nachgewiesen. Auch liegt diese Ansicht so tief in dem Bewußtsein eines jeden nicht ganz sittlich versunkenen Menschen, daß sie sich nie ganz verdrängen läßt. Und dennoch möchte der Mensch gern auch hier zum Abschluß kommen, und wenn es ihm gelänge, sichere Abzeichen für unwiderstehliche Neigungen der Menschen zu finden,

die sich nicht wie die Gesichtszüge veränderten, so würde er wohl glauben, sich wenigstens vorläufig beruhigen zu können. Die nach Gall numerirten Hirnschädel gehörten damals, wie die beliebten Schriftsteller, zum Ameublement der Häuser; ja man fand sie auf den Toiletten der Damen. Anstatt die Werke eines Schriftstellers zu lesen, die Compositionen eines Musikers zu hören, war man schon geneigt, wenn es möglich war, die persönliche Bekanntschaft des Gelehrten oder des Künstlers zu machen, seine Stirnbildung zu untersuchen, und wenn ihm etwa das Organ fehlte, welches als die Grundlage des für sein Werk nothwendigen Talentes betrachtet wurde, von vorn herein dieses als ein nichtiges zu beurtheilen. Die Mütter befühlten den Kopf ihrer Kinder, voll Besorgniß, einen zukünftigen Dieb oder Mörder zu entdecken. Glücklicherweise waren diese Erhebungen selbst meistens unklar. Ueber die Organe der Mordsucht und des Diebsinnes schlüpfte die leichte Hand der Mutter hinweg, und erkannte sie nicht. Dahingegen, erhob sich unter den Fingern der liebenden Mutter das Organ irgend eines zukünftigen Talentes, so fühlte sie schon durch die betastende Hand den

Hügel, auf dessen glanzvoller Höhe die Zukunft den geliebten Knaben als Gelehrten, als Künstler, als mächtigen Gesetzgeber oder als Held hinstellen würde. Jetzt werden sich wenige Gipsschädel der Art mit Gallschen Nummern in den Familien vorfinden; oder man muß sie unter alten verbrauchten Möbeln staubbedeckt in den Bodenkammern aufsuchen. Phrenologen findet man nur noch, wie eine Art Secte, in England, vorzüglich in Schottland, kaum in Frankreich.

Gall trat in dem großen Saal eines Gasthauses auf, von Thier- und Menschen-Schädeln umgeben. Seine Vorträge sprachen seine innige Ueberzeugung aus, und er äußerte sich ganz mit der Leichtigkeit der Conversation. Sie imponirten, und die Vergleichung der Menschenschädel mit den Thierschädeln hatte etwas Ueberraschendes. So wurden die Schädel berüchtigter Diebe mit denen der Elstern oder der Raben; die gefährlicher Mörder mit denen der Tiger und Löwen verglichen. Eine schauderhafte, in dem Irrthume verborgene Wahrheit drängte sich selbst dem tiefer Denkenden auf, und was die Flacheren und Seichteren befriedigte, vermochte wenigstens die geistig Tieferen zu beunruhigen.

Einen Auftritt muß ich hier noch darstellen, der für mich etwas Ueberraschendes und zugleich Ergötzliches hatte. Goethe war von Weimar herübergekommen, und zwar um Gall zu hören. Er war auch in Halle oft mein Zuhörer gewesen, aber unsichtbar. Wolf hatte mir sein Auditorium überlassen; das Katheder war vor der Thüre, durch welche er es zu besteigen pflegte, angebracht. In der angrenzenden Stube, dicht an dieser verschlossenen Thür, saß nun Goethe, ohne daß ich es wußte. Wie meine Ansichten ihn interessirten, wie er sich von mir bald angezogen, bald zurückgestoßen fühlte, weiß man aus seinen eigenen Aeußerungen. Jemehr ich mich selbständig entwickelte, je entschiedener die Resultate eigener Probleme sich darthaten, desto heftiger mußten solche Schwingungen wechselnder Abneigung und Zuneigung entstehen. Daß Goethe auf eine solche Weise öfter mein Zuhörer gewesen war, erfuhr ich durch Wolf und seine Tochter, die für mich etwas sehr interessant Anziehendes hatte.

Ich wünschte nun Goethe als Zuhörer (wenn auch nicht als meinen) zu sehen. Das äußerlich passive Hinhorchen der Menschen ist mir immer interessant. Die stille, erwartungsvolle Aufmerksamkeit, das inten-

sive, in sich hineingedrängte Aufhorchen einiger Zuhörer, ist dann, wenn wir es unbemerkt und genau betrachten, höchst lehrreich. Die geistlose Hingebung Einiger, die nur von fremden Gedanken leben, läßt sich dann nicht selten auf eine auffallende Weise von der innern gährenden lebendigen Entwickelung, die sich in der scheinbar passiven Aufmerksamkeit verbirgt, unterscheiden. Goethe saß nun unter den Zuhörern auf eine höchst imponirende Weise. Selbst die stille Aufmerksamkeit hatte etwas Gebietendes, und die Ruhe in den unveränderten Gesichtszügen konnte dennoch das steigende Interesse an der Entwickelung des Vortrages nicht verbergen. Rechts neben ihm saß Wolf und links Reichardt. Gall beschäftigte sich eben mit der Darstellung der Organe verschiedener Talente, und bei seiner unbefangenen Art, sich zu äußern, scheute er sich nicht, die Exemplare, zur Bestätigung seiner Lehre, unter seinen Zuhörern zu wählen. Er sprach zuerst von solchen Schädeln, die keine, in einer Richtung ausgezeichnete Erhebung darstellten, wohl aber ein schönes, bedeutendes Ebenmaaß aller; und ein lehrreiches Exemplar eines solchen Gebildes erkannte man, wenn man den Kopf des großen Dichters be-

trachtete, der seine Vorträge mit seiner Gegenwart beehrte. Das ganze Auditorium sah Goethe an. Er blieb ruhig, ein kaum bemerkbares vorübergehendes Mißvergnügen verlor sich in einem unterdrückten ironischen Lächeln, aber die stille, unbewegliche imponirende Ruhe seiner Gesichtszüge ward dadurch nicht gestört. Er kam darauf zur Darstellung des Tonsinnes. Mein Schwiegervater hatte es bequem. Die Erhebung, die dieses Organ andeutet, liegt nach den Schläfen zu. In der That, bei Reichardt war es auf eine auffallende Weise ausgebildet; auch mußte es, nachdem es an den Schädeln und, irre ich nicht, durch Kupferstiche von großen Componisten nachgewiesen war, bei Reichardt sehr in die Augen fallen. Denn er hatte eine vollständige Glatze; nur einige dünne Haare waren hinten übrig geblieben. Den kahlen Kopf pflegte er nur durch Puder und Pomade zu schützen, und als Gall nach diesem ausgezeichneten Exemplar hinwies, stellte er in der That einen, für diese Vorträge ausdrücklich präparirten Schädel dar. Endlich kam die Reihe an Wolf. Bekanntlich sitzt das Organ des Sprachsinnes nach Gall über den Augen nach der Nasenwurzel zu; es ist eben so entschie-

den, daß Wolf dieses Organ auf eine auffallende Weise ausgebildet besaß. Aber Wolf trug Brillen; als nun Gall anfing, das Organ des Sprachsinnes an den Schädelknochen zu demonstriren, konnte Wolf wohl erwarten, daß er seinen Schädel wie Göthe's und Reichardt's, benutzen würde. Nun war es recht ergötzlich zu sehen, wie der große Philolog der Absicht des Schädellehrers entgegenkam. Er nahm mit großer Ruhe die Brille ab, wandte das Gesicht nach allen Seiten, und ward so momentan in einen Schädelknochen in der Hand des Demonstrators verwandelt, der mehr durch ihn, als durch die Person, die ihn noch trug, in Bewegung gesetzt und allen Zuschauern gezeigt wurde. Obgleich dieser ganze Auftritt etwas Komisches und Ergötzliches hatte, so verfehlte doch Gall seine Absicht keineswegs. Die schlagende Bestätigung, die seine Lehre durch so auffallende Persönlichkeiten erhielt, wirkte offenbar mit großer Gewalt auf alle Zuschauer.

Als Gall seine Vorträge geschlossen hatte, lud ich die gesammten Zuhörer ein, einigen öffentlichen Vorträgen, die ich in dem nämlichen Lokale über die Schädellehre halten würde, beizuwohnen. Ich glaubte

keineswegs, daß diese populäre und allgemein bewunderte Schädellehre, so wie sie hier dargestellt wurde, von dre Wichtigkeit wäre, daß sie irgend eine ernsthafte wissenschaftliche Widerlegung verdiene. Die Schwächen, die sich in der Gallschen Darstellung kund thaten, waren so auffallend, daß die tiefer liegende Wahrheit gar nicht zum Vorschein kam. So lange Gall sich in Halle aufhielt, sahen wir uns oft in Gesellschaft. Ich war damals sehr geneigt, was mir unrichtig erschien, laut und unbefangen zu äußern. Gall glaubte ich darauf aufmerksam machen zu müssen, daß die Analogie der Sinnesorgane keineswegs eine Anwendung auf seine Gehirnerhebungen erlaubte. Und wenn man sie auch gelten ließe, so zeigte sie nur die nervöse Seite des Organs; der Sehnerv wäre aber kein Auge, der Hörnerv kein Ohr, vielmehr die Gehirnseite des Organs forderte ein zweites, in welchem es sich kund thäte. — „Ich bin erstaunt," sagte ich ihm einst, „zu erfahren, daß ein so scharfer und nüchterner Beobachter der Natur wie Sie, an Gespenster glaubt." — „Ich?" antwortete erstaunt und entrüstet Gall, „wie kommen Sie darauf?" — „Sie haben ja einen Sinn für Geistererscheinungen," antwortete ich, „und wenn Sie die Gei-

stererscheinungen leugnen, so müssen Sie dem Blindgebornen das Recht zugestehen, die Existenz des Lichts zu leugnen. Wir beide, Sie und ich, sind zu bedauern, wir sehen keine Geister, weil wir in dieser Rücksicht blind sind."

Die Physiognomie, meinte ich, ließe sich durch andere Organe viel leichter entwickeln, weil die Modelle mit größerer Leichtigkeit anzuschaffen wären; ich hätte, behauptete ich, die Physiognomie der lange getragenen Hüte, vor allem der Handschuhe, schon längst bemerkt. Nun könnte ein Jeder alte Handschuhe, die eben am besten wären, je länger dieselbe Person sie getragen hätte, in Menge und offenbar leichter als den Schädel hergeben. Die zerstörenden Hände des Mörders, die producirenden des Künstlers, die still und behutsam ergreifenden Finger der Diebe müßten sich offenbar mit Entschiedenheit hervorheben lassen, besonders weil sie sich durch eine unbestimmbar große Menge von Erfahrungen ermitteln ließen.

Wie außer den Gesichtszügen auch die Art, wie man geht, steht, sitzt, sich trägt, einen Ausdruck der Lebensart, des Betragens zu geben vermag, ist einem Jeden bekannt. Es kommt in Tieck's Cevennen eine

Stelle vor, die, so leicht hingeworfen und ironisch sie auch ist, über die Füße und den Gang höchst interessante Bemerkungen enthält. Die Neigung, die Handschriften mit den Bildnissen zu verbinden, die jetzt immer mehr überhand nimmt, beweist, wie sehr das Interesse für die Physiognomie ausgezeichneter Persönlichkeiten in ihren beiden, ich möchte sagen, tiefsten Richtungen zunimmt. Ich selbst hatte in einer frühern Epoche meines Lebens, und zwar einige Jahre hintereinander, nämlich während der Zeit meines Aufenthalts in Halle, sowohl vor als nach dem Kriege, einen instinktartigen Trieb, mich mit Physiognomie und Witterung zu beschäftigen. Beide haben etwas mit einander Verwandtes, denn sowohl in der Physiognomie, wie in der Witterung findet man eine durch keine Reflexion festzuhaltende und zu scheidende Mischung des Unveränderlichen und Feststehenden, hier der Gegend, wie dort der Persönlichkeit, mit einer Unzahl von beweglichen Oscillationen in langsameren, länger dauernden und immer schnelleren Epochen bis zu den kürzesten, ja augenblicklichen; und in jedem Moment der Beobachtung müssen alle diese Schwingungen mit dem feststehenden Charakter der Gegend und Persönlich-

keit zugleich aufgefaßt werden. Eben deswegen ist aber auch diese Auffassung eine durchaus instinktartige und visionäre.

Ich habe es aber erfahren, wie dieser Instinkt in der That in einem jeden Menschen ruht und sich entwickelt, wenn man sich ihm unbefangen überläßt; wie sich ein instinktartiges Geschick, ohne daß man sich irgendwie Rechenschaft davon abzulegen weiß, allmälig ausbildet: wie aber der Zauber, durch welchen eine gewisse Sicherheit der Weissagung hervorzutreten vermag, plötzlich verschwindet, so wie er genannt wird. Das Wort vertreibt ihn. Fast alle Bauern-Regeln für die Witterung sind falsch. Einer meiner Freunde, der verstorbene Professor Brandes, der sich eine Zeit lang mit der wissenschaftlichen Beobachtung der Barometer und Temperatur-Veränderungen beschäftigte, wie diese sich in den verschiedenen Gegenden durch langjährige Beobachtungen übersehen und bestimmen ließen, hatte, von mir aufgefordert, die Güte, die Resultate seiner genauen Untersuchungen mit den gewöhnlichen Bauern-Prophezeiungen zu vergleichen. Von allen diesen fand er nur eine bestätigt, nämlich den Nachwinter, den wir einige Tage hindurch bald ge-

linder, bald strenger, bald schneller vorübergehend, bald länger dauernd, in der ersten Hälfte des Maimonats erwarten können. Und dennoch werden wir nicht selten auch durch die Erfüllung solcher Weissagungen überrascht.

Ich hatte, während ich mich so einem bewußtlosen Instinkt hingab, in der That die Fertigkeit erworben, die Witterung der nächsten Zeit vorauszusagen, und aus dem Gange, aus den Gesichtszügen, aus der Sprache unbekannter Personen, ihren Stand und ihre Beschäftigung zu bestimmen. Ich liebte es, mit einer Art von Kühnheit bei Lustpartien die bevorstehende Witterung des Tages zu prophezeien, und zwar zu einer Zeit, wo Daniels Hygrometer noch gar nicht erfunden war. Ich erinnere mich, daß ich besonders einen österreichischen Arzt, der mit Gall nach Halle gekommen war, durch meine Wetterprophezeiungen in Erstaunen setzte, und oft hatte ich Freunde ergötzt, indem ich, aus dem Fenster blickend, die Vorübergehenden betrachtete, ihren Stand bestimmte und in den Freunden die Ueberzeugung hervorrief, ihn richtig beurtheilt zu haben.

Eben je unbekannter uns ein Mensch ist, je unbefangener wir seine Persönlichkeit auffassen, desto sicherer wird der Instinkt; seine Aeußerung ist freilich oft sehr beschränkt und dennoch, man kann sagen, in seiner Sicherheit unergründlich. Unwillkürlich gibt sich ein jeder Mensch diesem Instinkt hin, und in allen Verhältnissen des Lebens, in den unbedeutendsten des täglichen Umganges, wie in den größten und mächtigsten, durch welche das Schicksal der Völker bestimmt wird, spielt dieser nie zu verdrängende Trieb physiognomischer Vorurtheile eine unvertilgbare Rolle. Ja man kann den nie zu verdrängenden physiognomischen Richterspruch das allen über Menschen gefällten Urtheilen zu Grunde liegende Vor-Urtheil par excellence nennen. Diese erste reine Aeußerung des Instinktes wird in den ersten Momenten ihrer Entstehung hier wie bei der Beurtheilung der Witterung, durch eine Unzahl von Verhältnissen, die aus einer Masse von Erfahrungen entstanden sind, getrübt. Ich habe Menschen gekannt, deren Bekanntschaft ich unerwartet machte, die auf irgend eine bestimmte Weise durch entschieden einseitige Beschränktheit sowohl als durch mannigfaltige auffallende Vorzüge einen star-

ken Eindruck auf mich machten, der etwas Entschiedenes hatte. Trat ich nun mit diesen durch gesellige oder Amtsverhältnisse in eine nähere und länger dauernde Verbindung, so suchte ich wohl den ersten Eindruck wieder hervorzurufen; es gelang mir nie. Auf eine ähnliche Weise versuchte ich wohl auch, nachdem ich mich länger in großen Städten aufgehalten, den Eindruck zu erneuern, den sie beim ersten Eintritt auf mich gemacht. Es gelang mir eben so wenig. Wenige Menschen machen solche Veränderungen ihrer Ansichten des Lebens zum Gegenstand einer reiflichen Betrachtung. Aber sie beweisen die Gewalt, welche die Seele über die äußere Natur ausübt, wie diese in ihrer unermeßlichen Gewalt der Erscheinung sich dennoch in ein Gegenbild der veränderlichen Subjectivität verwandelt, und wir lernen den tiefen Abgrund einer innern Erfahrung der Menschen kennen, durch welche in verschiedenen Epochen der Geschichte die ganze unendliche Natur den wechselnden Geschlechtern der Menschen anders erschien; wir können uns in diese veränderte, hinter uns liegende Vergangenheit kaum hineindenken.

Und doch bleibt das Leitende ein Permanentes, die

Macht des ersten von allen Rücksichten getrennten Urtheils, selbst in alle späteren unsicheren Schwankungen hineingetaucht, verschwindet nie; sie bildet die mittlere Temperatur der persönlichen Atmosphäre, die uns beherrscht, so wie wir in sie hineintreten, obgleich kein einziger wirklicher Moment der wechselseitigen Berührung ihm entspricht, ja die meisten mit dieser Grund-Temperatur in schreiendem Widerspruche stehen. Alle Sympathieen und Antipathieen beruhen auf diesem unmittelbaren Grundelement der tiefen psychischen Anziehung und Zurückstoßung. Die Aeußerungen kindlicher Seelen, die oft überraschenden Urtheile der Unschuld beruhen auf der exacteren Aeußerung dieser permanenten Grund-Temperatur aller persönlichen Berührung. Die Frauen besitzen die beneidenswerthe Fähigkeit, diesen tieferen Grundcharakter der Physiognomie in allen Schwankungen zu erkennen und festzuhalten, weit häufiger, wie die Männer. Diese werden zu oft durch eine Reflexion, die dem Vorübergehenden einen zu großen Werth zuschreibt, irre geleitet. Daher glauben wir oft, daß die Frauen sich geirrt haben, wo die Zukunft ihnen Recht giebt.

Das Nihil admirari des Horaz, jener oft be-

wunderte Ausdruck der getödteten Bewunderung, der Ausdruck der stumpfesten Blasirtheit, zeigt nur auf die völlige beschränkte Abhängigkeit des in die mannigfaltigen Richtungen des Lebens hineingezogenen Grundtons der Person hin. Es ist dem Urtheil über das Klima einer Gegend ähnlich, wenn dieses zusammengesetzt wird aus einer Unzahl vereinzelter, täglich sich wiederholender Wetterbeobachtungen. Männer, welche auf diese Weise die Menschen beurtheilen, mögen seltener betrogen werden und haben doch viel häufiger unrecht, als das oft scheinbar betrogene kindliche Gemüth.

Der echte Dichter ist der beglückte Mensch, der diesen tieferen Grundton menschlicher Eigenthümlichkeit in seinem reinen Klange durch alle Mißtöne wechselseitiger Berührung begleitet, in begründeten Antipathien wie Sympathien. Daher zwingt er die Menschen, selbst wo die Verstellung sich mit schauderhafter Virtuosität ausspricht, ihr Inneres zu enthüllen, und daher vermag er durch wenige Züge Personen hinzustellen, deren tiefe Physiognomie mit einem stehenden sichern Typus die geistige Bedeutung ausspricht. Die Malerei besonders beruht auf der Physiognomie und wir können

den großen Maler als den eigentlich dazu berufenen Meister bezeichnen.

Diese Vorlesungen Gall's hatten indessen einen für die Wissenschaft heilsameren Erfolg; sie waren es vorzüglich, die Reil dazu vermochten, seine Untersuchungen über das Gehirn und Nervensystem wieder aufzunehmen. In der unglücklichen Zeit der französischen Herrschaft ward diese Arbeit vollendet. Besonders waren, wie bekannt, seine Entdeckungen über das kleine Gehirn, welche die Grundlage aller spätern bilden, von großer Wichtigkeit. Diese waren zwar während meines Aufenthaltes in Holstein sehr weit vorgeschritten, erhielten aber ihre Vollendung unter meinen Augen. Die Structur des großen Gehirns zu entwickeln, gelang ihm zwar nicht in gleichem Maße, doch erkannte sie Keiner besser als er. Wie wenig wir die Entwickelung vollständig nennen können, ist einem Jeden bekannt, und die Ansicht, nach welcher die Sehhügel als ein Centralpunkt desselben betrachtet wurden, bot den Anatomen zum ersten Mal doch einen Anfangspunkt zur sicheren Orientirung dar. Es ist bekannt, daß bis auf Gall und Reil des französischen Anatomen Vicq d'Azyr Prachtwerk über die

Anatomie des Gehirns, für das vorzüglichste galt. Die Methode, die gebraucht wurde, um die räthselhafte Structur desselben darzustellen, war in der That seltsam und man muß erstaunen, wenn man bedenkt, daß sie sich so lange behaupten konnte. Das große Gehirn wurde von oben herab in horizontale Scheiben zerschnitten, man gelangte durch diese Schnitte allmälig bis zum Grunde des Gehirns, und zerstörte durch einen jeden Schnitt den Zusammenhang der Struktur. „Man behandelte," sagte Reil, „das Gehirn wie einen Käse."

Diese Untersuchungen zogen mich unbeschreiblich an; wie die Verhüllung einer göttlichen Intelligenz in sinnlicher Masse, das tiefste Räthsel der Philosophie überhaupt, so tritt uns der Bau des Gehirns, in welchem die Aufgabe und ihre zukünftige Lösung zu gleicher Zeit verborgen zu liegen scheint, doch unter allen als das Räthselhafteste entgegen. Das organisch regelmäßige Fortschreiten der Gehirnbildung, von den Fischen an bis zu den Menschen herauf, wie es sich fast in derselben Form im Embryo wiederholt, bis dahin, wo das Gehirn zu wachsen aufhört, ist eine so tief hinreißende, man könnte sagen, mysteriöse Erschei-

nung, daß sie den Forscher unwiderstehlich in ihre Tiefe hineinzieht. Ich habe diese Untersuchungen, seit ich sie mit Reil anfing, mit großer Theilnahme bis in unsere Tage verfolgt und zum Theil selbst angestellt, darf mich aber in die Resultate derselben und was sie für das Verständniß des verhüllten Lebens zu leisten vermögen, hier nicht einlassen. Nur dieses erlaube man mir zu bemerken, daß die Lösung der Aufgabe, wie die Untersuchung des Gehirns am deutlichsten zeigt, nicht in der anatomischen Untersuchung, so wichtig diese auch war, liegen konnte. Man war schon überrascht, als Camper meinte, durch seine Anatomie der Stimmritze des Orang-Utangs, gefunden zu haben, daß diese sich von der Stimmritze des Menschen nicht unterscheiden ließe. Was man aber hier zuerst zu erkennen glaubte, liegt doch dem unbefangenen Forscher viel näher. Das Ohr des Eskimos läßt sich von einem Händelschen nicht anatomisch unterscheiden, das Auge eines Busch-Hottentotten nicht von einem Raphael'schen: und welch eine Stufe reicher, geistiger Entwickelungen trennt das eine Organ von dem andern! Daß wir uns durchaus von der Masse losreißen müssen, daß sie selbst in einem höhern Bewußt-

sein ein geistig Bewegtes werden muß, soll sie verstanden werden, drängte sich von neuem mit großer Klarheit mir auf.

Reil suchte für die künstlerische Darstellung des kleinen Gehirns den sorgfältigsten Künstler, der unter seinen Augen arbeitete. Es war der auch als Dichter und Romanschriftsteller bekannt gewordene Eberhardt, der später die Leitung einer Buchhandlung übernahm. Mit Recht dürfen wir wohl behaupten, daß diese Darstellungen des kleinen Gehirns noch immer zu den besten vorhandenen gerechnet werden dürfen.

Eine andere Reihe von Untersuchungen, die begonnen, aber nicht ausgeführt wurde, will ich hier kürzlich erwähnen. Gehlen, der Herausgeber des chemischen Journals, ward durch Reils Einfluß nach Halle versetzt. Es war kurz vor der unglücklichen Aufhebung der Universität, und seine Anstellung ward veranlaßt durch einen Entwurf, welcher Reil und mir zugleich vorgeschwebt hatte. Ich war durch ihn eine Zeit lang auf die Krankheitserscheinungen aufmerksam gemacht worden, und Reil glaubte, daß die Diagnose besonders einer bedeutenden Erweiterung fähig wäre. Man halte sich, meinte er, mehr bei inneren Symptomen der

Krankheiten auf, die doch in sehr vielen Fällen höchst unbestimmt sind, und bei großer, äußerer Aehnlichkeit aus ganz verschiedenen Quellen entspringen können. Dahingegen versäume man äußere Symptome, die wenigstens in der Art, wie sie erscheinen, durch chemische Untersuchung ein bestimmteres Resultat zu liefern vermöchten, und die, wenn sie genauer erkannt würden, wohl auch auf innere bestimmte Zustände hinweisen müßten. So lobte er die Aufmerksamkeit der Aerzte früherer Zeiten auf die Beschaffenheit des Urins, die freilich übertrieben wurde, und nur unbestimmt aufgefaßt werden konnte. Er hatte eine Menge ungewöhnlicher Beobachtungen der Art angestellt, z. B. die Beschaffenheit der Nägel bei Schwindsüchtigen. Nun hoffte er, wie ich schon früher den Gedanken gefaßt hatte, daß es möglich wäre, nachdem man mancherlei Ausscheidungen des Körpers, wie Schweiß, Thränen, Urin u. s. w., genauer als bis dahin chemisch untersucht hätte, Reagentien zu entdecken, die im Stande sein würden, die Veränderungen, welche im Verlaufe bestimmter Krankheiten in solchen Ausscheidungen stattfanden, schnell und selbst am Krankenbette erkennen zu lassen. Allerdings setzte diese Anwendung eine vor-

hergehende Untersuchung der Beschaffenheit solcher Ausscheidungen in verschiedenen Krankheiten voraus.

Gehlen kam nach Halle. Er war taub und dadurch mißtrauisch, dennoch schloß er sich mit großer Freundlichkeit an Reil und mich an. Auch dieser schöne Plan scheiterte an dem Unglücke der Zeit. Gehlen erhielt einen Ruf als Akademiker nach München, und verließ die Universität.

Reil, dem in Allem große Pläne vorschwebten, war auch, wie bekannt, einer der Ersten in Deutschland, welcher sich auf eine umfassende Weise mit der psychischen Heilkunde beschäftigte, und obgleich er in dieser Richtung keineswegs im Klaren war, so sah er doch ein, daß die Art, wie die psychisch Kranken bisher behandelt wurden, an Barbarei grenzte. Diese Richtung seiner Thätigkeit zu verfolgen, war mir nun von großem Interesse. Er erkannte seine eigene Unklarheit vollkommen; eben daher wandte er sich einem Jeden zu, dessen Interesse für den wichtigen Gegenstand er anzuregen vermochte. Die innere Unruhe, mit welcher er Hülfe suchte und Aufklärung zu erlangen strebte, bald durch Diesen, bald durch Jenen, die Aufmerksamkeit, mit welcher er einen jeden Gedanken, der ihm

Licht zu geben versprach, verfolgte, war in der That bewunderswürdig. Er war sich bewußt, daß seine großen Pläne in allen Richtungen seines Faches durch ihn nicht ausgeführt werden konnten, und obgleich seine entschiedene Gesinnung und seine ernste Strenge die Menge beherrschte, nicht selten Unwillen hervorrief, so war doch keiner bescheidener als er. Bei seinen psychologischen Unternehmungen hatte er sich vorzüglich mit Hofbauer verbunden. Auch dieser war völlig taub; ein beschränkter Kantianer: aber dennoch glaubte er, ihn nicht entbehren zu können, obgleich er ihn übersah. In der That verdanken wir Hofbauer manche einzelne tiefsinnige psychische Bemerkung, und auf jeden Fall ist er bedeutender als Friedrich und Consorten in unseren Tagen. Auch mich suchte er für die psychologische Arzneikunde zu gewinnen. Ein Aufsatz: „über die Geburt der Psyche" in Reils und Hofbauers Beiträgen zur Beförderung einer Kurmethode auf psychischem Wege, ist ein Erzeugniß dieser Anregung; aber wurden seine Zwecke, die durchaus Anwendbarkeit forderten, durch Hofbauers abstrakte Betrachtungen wenig gefördert, so bot meine Behandlung der Psychologie ihm noch weniger Hülfe dar.

Wenn ich meinen oben erwähnten Aufsatz übersehe, so ist es klar, daß der allgemeine Weg, den ich wählte, durchaus zu gar keiner Art nützlicher Anwendung führen konnte. So wenig nützlich ich nun auch meinem Freunde ward, so war mir doch diese Anregung sehr wichtig.

Es ist bekannt, daß bei der neuen Ausbildung der Philosophie seit Kant es vor allen Dingen darum zu thun war, den Einfluß der Psychologie, wie sie sich im achtzehnten Jahrhundert gestaltet hatte, und selbst mit der Forderung, Philosophie zu sein, hervortrat, entschieden abzuweisen. Es war natürlich, daß die Wissenschaft selbst durch ihre Anmaßung verunstaltet, unbillig gering geschätzt und abgewiesen wurde. Jetzt ward sie mir von neuem wichtig, und seit der Zeit Gegenstand eines ernsthaften Studiums.

Durch Reil war freilich die Zahl meiner Zuhörer fast ganz auf Mediziner beschränkt, aber der Geist einer früheren, glücklicheren Zeit war auch unter diesen verschwunden. Doch wußte Reil die jungen Aerzte für wissenschaftliche bestimmte Gegenstände zu gewinnen. Sein Archiv der Physiologie war der vorzüg-

lichste Vereinigungspunkt für alle Untersuchungen der damaligen Zeit in diesem Fache.

Seltsam war es, daß dieser immer großartig beschäftigte Mann, obgleich mit seiner damaligen Lage in Halle durchaus unzufrieden, einen großen Theil seines Vermögens zu bedeutenden Anlagen verwandte, die in der That nur eine Bedeutung hatten, insofern er seinen Aufenthalt in Halle fixiren wollte. Der kahle Reilsberg ward in einen anmuthigen Garten verwandelt; die Villa war freilich in einer glücklichern Zeit gebaut, aber das Haus ward ausgeschmückt, die Gartenanlagen wurden erweitert, als hätte er für den unmittelbaren Genuß vieler Jahre zu sorgen.

Neben diesen Privatanlagen hatte er die Kühnheit, bedeutende Gebäude zur Anlage eines Soolbades aufzuführen. Dieses Bad war mit künstlichen Bädern in Verbindung gesetzt, zu einer Zeit, in welcher die Nachahmung natürlicher Bäder, wie später, noch gar nicht in Anwendung gekommen war.

Als ich Professor Reil auf eine solche Weise für eine bleibende Zukunft in Halle thätig sah, fing ich an zu hoffen, daß er wenigstens, als die einzige Stütze, die ich bei der Universität noch übrig hatte, in Halle

bleiben würde. Es war nicht der Fall. Die Errichtung einer Universität in Berlin kam zur Ausführung; wo Alles neu eingerichtet werden sollte, konnte man einen so unternehmenden Mann nicht entbehren. Im Jahre 1810 verließ er Halle, und ich blieb nun völlig verlassen zurück.

---

3. Allgemeine literarische und gesellige Verhältnisse.

Die heitere und auch zugleich großartige Zeit einer geistigen Verbindung bedeutender Naturen, wie sie das neue Jahrhundert eröffnete, trug zwar, wie alle solche Verbindungen, je geschichtlich bedeutender sie sind, desto gewisser, den Keim des Auseinanderfallens und inneren Streites in sich, und ich habe nicht versäumt, diesen Keim immitten des heitern Lebens anzudeuten. Novalis war todt, Friedrich Schlegel war katholisch geworden, heftige Streitigkeiten und Kämpfe hatten Fichte und Schelling getrennt. Gegner, die sich anfänglich durch die Macht einer neuen Geistesregung überrascht und überwältigt fanden, hatten wieder Muth gefaßt; die Selbständigkeit des Den=

kens und die Sucht Neues zu schaffen, hatte eine Mannigfaltigkeit der wissenschaftlichen Formen erzeugt, die täglich immer mehr und mehr zunahm. Wenn auch in diesen Formen bedeutende Eigenthümlichkeiten sich aussprachen, so lag doch ein Prinzip der Vereinzelung der wechselseitigen Entfremdung mehr oder weniger in Allem verborgen. Oken, Wagner, unter den Naturphilosophen; Krause, Bouterweck, Fries und Mehrere unter den abstrakteren Philosophen, erfanden jeder für sich andere Darstellungsweisen der Wissenschaft; und obgleich sie dem Einflusse des mächtigen Geistes, der Speculation nicht entgehen konnten, vielmehr von ihm fortgerissen wurden, nahm man doch die Vereinzelung, selbst der Principien wahr, ja die wechselseitige Ausschließung ward desto entschiedener, da das Absolute die Aufgabe der Zeit geworden war, und ein Jeder entweder ein solches in seiner Form darzustellen, oder die doch jetzt nothwendigerweise absolut gewordene Beschränkung des Absoluten darzuthun bemüht war. Auch die alten Kantianer wagten sich jetzt hervor und fanden hier und da Beifall. Ein Bündniß der verschiedenartigsten Ansichten vereinigte sich um Jakobi. Die von ihm behauptete Unvermeid-

lichkeit einer gefährlichen und verwerflichen Philosophie, gegen welche nur ein unbestimmtes und dennoch sich selbst befriedigendes Gefühl den einzig möglichen Ausweg darbot, erlaubte und lockte zu dieser Anschließung, und sie erwarb sich eine, wenn auch vorübergehende Gewalt: bis Schellings berühmte Schrift gegen Jakobi erschien, die freilich hervorgerufen durch nie zu entschuldigende Angriffe, den Tadel einer schonungslosen Härte erzeugte, aber dennoch als eine der wichtigsten und tiefsten Werke seines Verfassers betrachtet werden muß. Schelling selbst hatte sich, wie nicht leicht ein Philosoph, vor seiner Zeit unter den Augen des Publikums entwickelt. Je größer die Zahl seiner Anhänger ward, desto entschiedener trat sein Streben, die Speculation immer tiefer zu begründen, hervor. Er unterscheidet sich, man möchte sagen, fast von allen Philosophen irgend eines Zeitalters dadurch, daß er, nachdem er das Tiefste ausgesprochen hatte, und einen Einfluß auf sein Zeitalter ausgeübt, der nie mehr verschwinden konnte, nicht wie andere mit einem fertigen System hervortrat, welches, ein für alle Mal abgeschlossen, sich in sich runden soll; ein System, welches, wie sonst in der Geschichte der Phi-

losophie, in dieser Vollendung nicht seine Bestätigung, sondern seinen Tod findet. Er war im wahrsten Sinne Philosoph, schon deswegen, weil er ein fortschreitendes, inneres speculatives Leben führte, und während man ihn von allen Seiten zu bekämpfen suchte, den bedeutendsten Kampf mit sich selbst zu bestehen hatte. Der Aufsatz über das Wesen der menschlichen Freiheit, in seinen philosophischen Schriften erschien 1809, und mußte freilich diejenigen überraschen, die durch den Abschluß eines absoluten, doch zuletzt logischen Denksystems die Philosophie für immer begründet wähnten. Mir war dieser Aufsatz um desto wichtiger, ja, verband mich noch inniger mit Schelling, je entschiedener die Ansicht einer, die Entwickelung der Natur und des Menschengeschlechts zugleich umfassenden Geschichte, mir das Höchste geworden war, was die Speculation zu erreichen vermochte. Daß diese Ansicht meiner ersten Schrift (die Beiträge zur innern Naturgeschichte der Erde) zu Grunde lag, hatte schon kurz nach dem Erscheinen derselben Friedrich Schlegel ausgesprochen. Daß der Zwiespalt, der die Menschen von der Natur, unter einander und in sich selbst trennte, seiner Wahrheit nach nicht bloß ein lo-

gischer sein konnte, mußte mir, der ich im Vollen lebte, in und mit der allumfassenden Geschichte dachte und forschte, einleuchtend sein. Daß die Freiheit als solche nicht in der Nothwendigkeit eines abstracten Denkens begriffen werden konnte, war mir, je mehr die alte Erinnerung eines frühern religiösen Lebens in mir erwachte, an und für sich klar. Ein Denken, welches sich bloß in seiner innern abstracten Consequenz bewegte, zog mich nicht an, und während ich die Bestrebungen der berühmten Professoren der Zeit, ein Absolutes als abstracten Denkprozeß, aufzufassen glaubte, gestaltete sich dennoch in mir Alles anders. Ich bin eine durchaus praktische Natur; ein productionsloses Denken in seiner unwirklichen, vermeintlichen Sicherheit hatte für mich keinen Werth, und so fand ich mich durch den Schellingschen Aufsatz, der, wie einem Jeden einleuchten mußte, wenn er ihn mit Aufmerksamkeit betrachtete, der bedeutende Anfang einer neuen speculativen Entwickelung war, keineswegs gestört, sondern gefördert. Ich habe es eingesehen, daß ich von der spätern Stufe seiner speculativen Entwickelung ausging, mit ihr innerlich vereinigt war, noch ehe er sie ausgesprochen hatte. Von mir war unentwickelt

vorausgesetzt, was er ein langes Leben hindurch zu begründen gesucht hat.

Von Hegel kannte ich nichts Anderes, als seine Aufsätze im Journal der kritischen Philosophie, sein System war noch nicht öffentlich erschienen, als ich Halle verließ. Waren nun unter den Häuptern der Philosophie so bedeutende Streitigkeiten entstanden, so war es natürlich, daß der Einfluß da, wo die Macht der Speculation in der Wirklichkeit sich aussprechen sollte, immer mehr und mehr abnahm. Die Davy'schen und Seebeck'schen Entdeckungen beschäftigten die Physiker; der Einfluß der Naturphilosophie auf die Medizin verschwand immer mehr, und ein jedes Streben der Vereinzelung in der Wissenschaft ward unterstützt durch die Zersplitterung des nationalen Lebens. Daß eine großartige Poesie nur aus einem frischen volksthümlichen Leben entspringt, ist oft genug ausgesprochen: aber die mächtige geistige That, in welcher das Bewußtsein einer bedeutenden Zeit sich zusammenfaßt, sich in sich tief besinnt und durch einen Alles zusammendrängenden Monolog ein Selbstverständniß zu erringen sucht, kann nicht in einem in sich zersplitterten Moment des Daseins entstehen. Wer die philoso-

phische Literatur während der unglücklichen Zeit der Unterjochung mit einiger Aufmerksamkeit überblickt, dem wird der Unterschied von der früheren, mit welcher das junge Jahrhundert anhob, schmerzlich auffallen. Es fehlte jene schöne allgemeine Theilnahme der Jugend, es fehlte die Frische, die Gesundheit, die selbst in den heftigsten Kämpfen die Einheit der kräftigen Entwickelung des ringenden Lebens darthat. Auch in dieser Richtung trat mir die Zerstörung tragisch entgegen, wenn ich um mich blickte; die schöne Zeit, die ich erlebt hatte, erschien mir wie der Thurmbau zu Babel, der aufgegeben wurde, weil die Sprachen der Arbeiter sich unter einander verwirrten und die Arbeiter sich wechselseitig nicht mehr verstanden. Aber auch hier war der Erfolg dieser schmerzhaften Ansicht meines Daseins keineswegs eine Verzweiflung. In den wechselseitigen Kämpfen hielt ich den lebendigen Keim einer großartigen Entwickelung unwandelbar fest; die Geschichte, die das ganze Dasein, Natur und Historie, so will ich es diesmal nennen, zusammenfaßte, konnte durch den vorübergehenden Moment, in welchem ich sie sinnlich wahrnahm, nicht gestört werden, und ich hatte schon angefangen, selbst Entdeckungen und For-

schungen, die meine speciellen Ansichten zu widerlegen schienen, und die wohl auch von Gegnern dazu benutzt wurden, mit immer steigender Hoffnung zu betrachten, so wie der Krieg gegen Oesterreich und Napoleons Siege mich keineswegs irre machten.

Ein Zweig der Literatur hatte sich indessen in immer entschiedener Nationalität ausgebildet; nachdem Tieck auf die Poesie des Mittelalters aufmerksam gemacht hatte, steigerte sich die Lust und Freude an dieser schönen Zeit. Das Studium der alten deutschen Sprache wuchs immer mehr; von der Hagen gab das Nibelungen-Lied heraus; Tieck eine Sammlung von Minneliedern; das Wunderhorn, durch Brentano und v. Arnim herausgegeben, erschien. Alte Volksgesänge wurden gesammelt; durch Wilhelm Grimm ward man auf die alten scandinavischen Volkslieder aufmerksam gemacht, seine Sammlung von Mährchen fand in allen Familien Eingang; und die wachsende Lust an dieser tiefen nationalen Erinnerung, die zwar niemals ganz erloschen war, jetzt aber allgemeine Theilnahme erregte, hat sich seit der Zeit immer mehr und mehr verbreitet; in allen Ländern des cultivirten Europa's hat sich in dieser Richtung eine eigene Literatur ge-

bildet, die immer merkwürdiger, immer reicher wird. Ein Land gab es zwar, welches die Erinnerung an seine Vergangenheit nie ganz aufgegeben hatte, weil es fortdauernd in und aus seiner Vergangenheit heraus lebte, und alle Momente seines nationalen Daseins aus dieser herausgestaltete, das war das englische Land und Volk, welches sich dadurch von den übrigen Völkern auf eine merkwürdige Weise unterschied. Und doch ist auch hier die neuerwachte Lust an der Vergangenheit, wie sie in Deutschland hervortrat, nicht ohne Einfluß geblieben. Es ist kaum möglich, den Erfolg dieses bedeutenden Zurückblickens der Gegenwart in die früheren Zeiten, nach allen Richtungen zu verfolgen. Selbst geschichtliche Forschungen sind dadurch neu erweckt und belebt, und wenn auch diese sich in ein mannigfaltig zersplittertes und vereinzeltes Detail verloren haben, wenn das unbestimmte dichterische Gefühl nur wie ein Hauch die todte Masse der zerstreuten Untersuchungen überzieht, ohne sie zu durchdringen und zu beleben, so wird doch der genaue Forscher den Keim des Lebens in den scheinbar todten Fragmenten erkennen, und wie die

dichterischen Gefühle sich nach großartiger geschichtlicher Gestaltung sehnen.

Diese Richtung der damaligen deutschen Literatur, die sich theils in Sammlungen, theils in eigenen Dichtungen, die mehr oder weniger ein altes nationales Gepräge trugen, aussprach, erschien mir nicht selten als der traurige Schwanengesang des deutschen Volkes, dem ich wehmüthig, aber doch gern zuhörte. Ich trat nun auch mit einigen deutschen Männern, die sich auf die genannte Weise beschäftigten, in persönliche Berührung; doch bevor ich diese darstelle, werde ich mich mit dem Verhältniß der Familie meiner Frau genauer beschäftigen müssen.

So glänzend das äußere Verhältniß erschien, unter welchem mein Schwiegervater in Cassel angestellt war, so freute ich mich doch, als ich erfuhr, daß es aufgelöst sei. Er wurde nach dem südlichen Deutschland und nach Wien geschickt, anscheinend, um Sänger und Sängerinnen für die Oper in Cassel aufzusuchen und anzuwerben; in der That aber durch die Veranstaltung seiner Freunde, um ihn zu entfernen.

Reichardt war nicht geeignet, mit der gehörigen Vorsicht in der Nähe des westphälischen Hofes zu leben. Ich bin zwar durchaus nicht mit den Verhältnissen bekannt, in welchen er dort lebte, aber daß er Feinde hatte, erfuhr ich wohl. Als er bei der Annäherung der Franzosen Halle verließ, blieb seine Familie in Berlin; er selbst zog mit der Armee nach Preußen. Seinem Freunde, dem General Grafen v. Kalkreuth ward die Vertheidigung der Festung Danzig aufgetragen, und Reichardt war bei dieser äußerst thätig gewesen. Die Anstrengungen zogen ihm die erste Krankheit zu, die der rüstige Mann während seines ganzen übrigen Lebens behielt, und die später seinen Tod veranlaßte. Amtliche Collisionen mit dem westphälischen Hofe und den Behörden, dadurch entstandene Kränkungen, unbesonnene Aeußerungen, die dem Beleidigten entfuhren, erweckten Feindschaft, und die alten Beschuldigungen, die nicht verhehlte preußische Gesinnung, machten seine Lage immer bedenklicher. Er reiste nach dem südlichen Deutschland, um nicht wiederzukehren, und seine Frau und Töchter zogen nach Giebichenstein. Das verwüstete Haus, der verfallene Garten bot nur einen sehr traurigen Aufenthalt dar; und auch

hier trat mir nun die düstere Ruine eines früheren heiteren Daseins entgegen. Als ich die größere Wohnung in der Stadt bezog, hatte ich Platz genug für die Familie meiner Frau. Sie verließ Giebichenstein und zog bei mir ein.

Meine Schwiegermutter war bis in ihr höheres Alter eine durch das Glück verzogene Frau. Durch ihre Schönheit in ihrer Vaterstadt Hamburg berühmt, unter den Augen ausgezeichneter Freunde ihres früh verstorbenen Vaters erzogen, ward sie sehr jung an den Dichter Hensler d. j. verheirathet. Er war Syndicus der Stadt Stade; starb nach wenigen Jahren und hinterließ zwei Töchter und einen Sohn, der die Universität verließ und als französischer Offizier die früheren Kriege in den Pyrenäen und später die Kriege Napoleons mitmachte. Die beiden Töchter leben noch, und sind in Berlin verheirathet. Die junge Witwe heirathete Reichardt, der als Witwer selbst zwei Töchter mitbrachte; und meine Frau ist die älteste Tochter aus dieser neuen Ehe. Meine Schwiegermutter war gewohnt, bei der Kindererziehung, bei der Haushaltung von Schwestern unterstützt zu werden. Sie lebte fortdauernd in bequemer

Ruhe, alles Unangenehme wurde ihr verschwiegen. Die mannigfaltigen Verdrießlichkeiten und Verwickelungen, in welche Reichardt nicht selten gerieth, wußte er seiner Frau meist zu verbergen. Selbst wenn er von Gläubigern gequält ward, lebte sie völlig sorglos. Ein Sohn ertrank als Gymnasiast in Magdeburg beim Schlittschuhlaufen, aber selbst diese Todesart, die so erschütternd war, wußte man zu verheimlichen; man ließ den Sohn erkranken, die Krankheit zunehmen und zuletzt in einer mildern Form den Tod herbeiführen. Erst mehrere Jahre später erfuhr sie, wie sie das Kind verloren hatte. In Giebichenstein lebte sie in einer langen Reihe von Jahren einer Fürstin gleich, von gesunden Kindern umgeben, in einer für einen Privatmann großartigen Geselligkeit, und verließ das Haus fast nie. Halle war ihr nur wenig bekannt; sie besuchte zuweilen, doch sehr selten, Freundinnen in der Stadt, aber dann fuhr sie herein und wieder heraus, ihre einzige Bewegung bestand in Spaziergängen in dem reizenden Garten. Obgleich innerlich heftig, hatte sie sich doch durch diese Lebensart eine äußere Ruhe ausgebildet, die etwas Würdevolles hatte. Bis zu ihrem höchsten Alter imponirte

die schlanke Gestalt jedesmal, wenn sie erschien. Ein solches Dasein, indem es sich so bequem und behaglich gestaltete und trotz der wechselnden Geselligkeit einen permanenten Zustand gründete, rief nothwendiger Weise eine große Werthschätzung der Umgebung hervor. Wenn wir kleine Partieen auf der Saale und in der anmuthigen Umgegend arrangirten, war sie jederzeit unzufrieden; sie konnte nicht begreifen, wie wir außerhalb des Gartens irgend eine Freude finden konnten. Allerdings war dieser sehr anmuthig. Reichardt hatte seinem Kutscher und seinem Bedienten Unterricht geben lassen im Waldhornblasen, seine Töchter bildeten zusammen Gesangchöre, die in ihrer einfachen Weise großen Eindruck machten. Nicht allein um das Clavier versammelt hörte man sie gern singen. Wenn, oft an schönen lauen und stillen Sommerabenden die alten wehmüthigen lyrischen deutschen Gesänge, von dem Waldhorn begleitet, in dem stillen Garten erklangen, war der Eindruck hinreißend. Der Garten war einfach, ohne alle Ziererei; eine Fülle einheimischer und nordamerikanischer Bäume zierten ihn; ansteigende Höhen und kleine Thäler gaben ihm eine erwünschte Mannigfaltigkeit; die Ebene, die sich

dem Hause anschloß, ruhige Bequemlichkeit; der in dieser sanften Umgebung mächtige Reilsberg erhob sich dicht hinter dem Garten. Der Küchengarten war von dem anmuthigen Park abgesondert, in einem Winkel angelegt. Es durfte in diesem Garten kein Schuß fallen; alle Säugethiere und Vögel, die ihn betraten, waren geschützt; Haasen knopperten an den Kräutern, ein Volk Rebhühner brütete ungestört in dem Küchengarten, eine große Schaar von Nachtigallen nistete in den Gebüschen; eine stille friedliche idyllische Ruhe herrschte auf dieser geweihten Stätte und es war als sollte hier das unruhige und unstete Leben des Besitzers eine versöhnende Vermittelung finden.

Meine Schwiegermutter hatte, als die gehuldigte Herrscherin dieser schönen Besitzung, viele Jahre in stiller Ruhe verlebt. Allerdings hatte sie mit Reichardt einige Reisen gemacht; sie war mit ihm in London und in Paris gewesen, aber auch da wußte er sie in eine ruhige Umgebung zu versetzen. Sie lebte in der Mitte angenehmer Familien, die sie gastlich aufnahmen, während er sich unter Künstlern und Großen herumtrieb und ein unruhiges und bewegtes Leben führte. Als sie in Paris lebten, war die Revo-

lution noch nicht ausgebrochen. — Daß dieses von allen Seiten bequeme Leben neben einer würdigen und ruhigen Haltung theils eine gewisse Ungeduld, ein inneres Zürnen, wenn nicht Alles nach Wunsch ging, theils ein nicht selten sehr auffallendes Ungeschick, wenn sie in nicht ganz gewöhnliche Lagen versetzt wurde, hervorrief, war natürlich.

Nun kann man sich denken, wie unvorbereitet diese Frau in eine stürmische Zeit hereingerissen wurde, in welcher sie aller gewohnten Bequemlichkeit beraubt war. Zwar suchten die Töchter Alles, so viel wie möglich, um die geliebte Mutter zu ordnen und ihr hilfreich zu sein, immer war es aber nicht möglich. In meinem Hause lebte sie zwar beschränkt, aber doch auf ihre gewohnte Weise ruhig. Wenn sie aber irgend einen Besuch abstatten, etwa gar nach dem Hause oder Garten in Giebichenstein sehen wollte, so stand ihr jetzt keine Equipage zu Gebote. Ich führte sie, und habe noch nie eine ungeschicktere und ängstlichere Fußgängerin gekannt. In einer langen Reihe von Jahren wohnte sie bei Halle, und dennoch waren ihr die Straßen der Stadt vollkommen unbekannt. Mit sehr kleinen furchtsamen Schritten ging sie fort,

ein jedes Wagengerassel, selbst in der Ferne, setzte sie in Schrecken; und als sie einige Mal durch die Straße gegangen war, in der ich wohnte, konnte sie, so wie wir nur aus der Thüre traten, lange Klagen anstimmen, über die bedenkliche Lage, in welche sie gerathen würde, wenn sie in der Ferne eine Gosse erreichte, welche die Straße durchschnitt, und die überschritten werden müßte.

Daß meine gute Schwiegermutter in jeder äußern Angelegenheit völlig rathlos war, ist begreiflich, und dennoch liebte sie es, versuchsweise gegen einen jeden Rath zu opponiren, dem sie sich doch zuletzt fügen mußte. Sie hatte in einem ungewöhnlich hohen Alter einen Knaben geboren, der damals sechs Jahre alt war. Sie selbst war rüstig und gesund und, wie ihr Mann, nie krank gewesen; sie hatte eine Menge gesunder Kinder geboren, aber an der Seite des Mannes, von Schwestern unterstützt, fand sich Alles, Erziehung und Pflege, wie von selbst. Jetzt, obgleich von Schwiegersöhnen und Töchtern beherrscht, war sie von einer grenzenlosen Aengstlichkeit ergriffen. Wir stellten ihr vor, daß der Knabe eine Schule besuchen müsse, diese lag in derselben Straße, wenige Häuser

von uns entfernt; die Mutter verzweifelte, wenn sie bedachte, daß der sechsjährige Knabe einige Stunden hindurch unter fremder Aufsicht sein solle. Voll Angst sah sie ihn über die Straße gehen, und weinte, als er verschwand. Die älteste Stieftochter, war die durch ihre Liedercompositionen bekannte Louise Reichardt; sie war schlank gebaut, und sie würde geistreich schön genannt worden sein, wenn das Gesicht nicht durch Pockennarben verunstaltet gewesen wäre. Dennoch zog sie von allen Töchtern des Hauses, die sich alle durch Schönheit auszeichneten, die größte Aufmerksamkeit auf sich; so wie sie auch im Hause eine große Gewalt ausübte. Sie hatte große innere Kämpfe zu bestehen, und so geneigt man auch nicht selten ist, ein leidenvolles weibliches Dasein mit einer Art hochmüthiger Ironie zu betrachten, so war es doch nicht leicht möglich, ihr eine große Theilnahme zu versagen. Die bedeutendsten Männer, selbst die verschiedensten Naturen, schenkten ihr die größte Aufmerksamkeit. Sie fand sich allgemein geehrt und geachtet. Es ist nicht zu leugnen, daß sie von dem Vater die Herrschaft geerbt hatte, die sich unter den Verhältnissen, in welchen sie lebte, mit dem steigenden Alter mehr und mehr entwickeln

mußte. Aber dennoch lag in ihrer Gesinnung so viel Güte und Zartheit, daß man sich ihrer Herrschaft williger unterwarf, als unter solchen Verhältnissen zu geschehen pflegt. Wie sehr sie innere Kämpfe zu bestehen hatte, sprach sich auch durch das ruhige Wesen aus, durch welches sie offenbar eine ursprünglich rasch bewegliche, ja heftige Natur überwunden hatte. Sie war in der Art, wie sie sich darstellte, still, ruhig, sprach leise, ihre Stimme hatte selbst im Sprechen etwas klangvoll Anmuthiges; sie sang schön und trug die Lieder ihres Vaters und die eigenen mit außerordentlicher Zartheit vor. Das musikalische Talent war den Reichardtschen Töchtern mehr oder weniger angeboren; auch gute Stimmen besaßen sie alle: Louise war die einzige, die dieses Talent des Gesanges wie der Composition ernsthaft ausbildete. Die von ihr componirten Lieder hatten etwas durchaus Eigenthümliches und waren keineswegs als Nachklänge der väterlichen zu betrachten, und daß sie vorzüglich Lieder der jüngeren Dichter, wie der Vater die Goethe'schen, componirte, war natürlich. So wählte sie die von Tieck, Arnim und Brentano; Dichter, die mit der Familie vertraut waren. Viele ihrer Compositionen fan-

den durch ihre eigenthümliche Tiefe einen allgemeinen Eingang, und sind populärer geworden als die Reichardtschen; wahre Volksgesänge, so daß man sie wohl, ihrer großen Zartheit ungeachtet, auf den Straßen von Dienst- und Bauermädchen singen hörte, und selbst jetzt sind sie kaum ganz vergessen. So die Melodie zu dem Tieck'schen Liede: „Geliebter, wo zaudert dein irrender Fuß?" und die von dem Brentano'schen: „In Sevilla, in Sevilla u. s. w." Ich vergesse nie den gewaltigen Eindruck, den Luise auf mich machte, wenn sie uns in einer waldigen Gegend folgte, und von einfachen Akkorden der Harfe begleitet, Brentano's wunderschönes Lied: „Durch den Wald mit raschen Schritten" nach der eigenen Melodie, sang. Die Waldeinsamkeit mit ihrem wunderbaren Zauber, ergriff mich, wenn ich sie hörte, und wie eine Waldfee saß sie da, welche die Macht hatte, alle Geheimnisse des Waldes laut werden zu lassen. Sie war es, die zuerst mein nordisch verschlossenes Ohr für den Zauber des Gesanges aufschloß und mir eine reiche Welt bis dahin unbekannter Genüße schenkte, die noch immer für mich da ist, die mich, je älter ich werde, desto tiefer, ja heiliger an sich zieht, das Innerste des Daseins in seinen

Tiefen löst und das Verborgenste meines Wesens mächtig verkündet und dennoch verhüllt.

Es war natürlich, daß mehrere Arnim'sche Lieder sowohl den Vater als die Tochter anzogen, denn es läßt sich nicht leugnen, daß obgleich der Gedanke, den sie ausdrücken sollen, in diesen so verflüchtigt ist, daß er sich kaum, in manchen gar nicht, wieder erkennen läßt, so sind doch die Klänge, die angeschlagen sind, die einen wunderbaren geahneten Gedanken, auch wenn er unerreichbar ist, uns nahe bringen, eben dadurch zur Composition geeignet.

An Schleiermacher schloß sie sich mit großer Zuneigung an, und er hatte auf ihre religiöse Bildung einen sehr entschiedenen Einfluß gehabt; besonders hatten seine Monologe einen starken Eindruck auf sie gemacht. Obgleich sie mir unendlich theuer war und ich mit einer stillen Bewunderung mich oft in das tiefe Geheimniß ihres leidenden Wesens verlor, stand ich ihr dennoch anfänglich ferner. Der leidenschaftliche, ja gewaltsame Enthusiasmus, die unbefangene, ja oft heftige Aeußerung desselben, schien sie einzuschüchtern. Das Verhältniß zu ihren Schwestern war ein verschiedenes, obgleich sie alle mehr oder weniger be-

herrschte; für die jüngeren erschien sie als Erzieherin. Meine Frau aber, gegen welche sie die Autorität einer Lehrerin ausüben wollte, stand ihr doch im Alter zu nahe, und es entsprang daraus eine Opposition, die wohl in früheren Zeiten und vor meiner Bekanntschaft mit der Familie, heftiger gewesen sein mag. Nach meiner Verheirathung war diese fast ganz verschwunden; aber der Einfluß Luisens auf die älteren Schwestern war doch natürlich im Ganzen gering, so wie auch auf ihre rechte Schwester, die kurz nach meiner Verheirathung mit Stelzer verbunden, das Haus verließ. Desto entschiedener kann man sie als die Erzieherin der beiden jüngeren Töchter betrachten, und das Verhältniß zu diesen beiden war ein so zartes und inniges, ward mit den Jahren ein so bedeutendes und bewährte sich ihr ganzes Leben hindurch auf eine so seltene aufopfernde Weise, daß ein schöneres und lieblicheres wohl kaum jemals stattgefunden hat.

Es war sehr natürlich, daß ein so interessantes Mädchen in der Mitte der schönen Geschwister, obgleich von Pockennarben verunstaltet, dennoch von den jungen Männern bemerkt wurde, ja bei diesen eine

tiefe Zuneigung erweckte. In der That, wenn sie mit voller Seele sang, oder von tiefem Gefühl ergriffen, sprach, verwandelten sich die Narben, die ihr Gesicht überzogen, in einen leichten durchsichtigen Schleier, durch welchen man die anmuthige Schönheit, die geistreiche Tiefe der Gesichtszüge erkannte; und die unverletzten herrlichen Augen schienen die Gewalt zu haben, den durchsichtigen Schleier aufzuheben, und den ganzen Zauber eines lieblichen Wesens hervortreten zu lassen. Ein junger Mann, Eschen, aus Eutin, erschien im Reichardt'schen Hause. Er faßte eine Neigung für Luise, die gegenseitig war, und eine innere Verbindung herbeizuführen versprach. Er reiste nach der Schweiz. Man erwartete viel von ihm; Voß schätzte ihn als einen seiner vorzüglichsten Schüler. Einige Gedichte, die erschienen waren, hatten viel Beifall gefunden, und zeichneten sich durch ihre Lieblichkeit aus. Er reiste frohen Muthes ab. Der schauderhafte Tod, den er hierauf fand, erregte ein allgemeines Aufsehen. Er wollte den Büet bei Genf besteigen; zwischen Eisfeldern, durch einen unkundigen Führer irre geleitet, gerieth er auf eine lockere Schneebrücke, die unter seinen Füßen einbrach, so daß er in einen

mehr als hundert Fuß tiefen Schlund hinabstürzte. Diese Gegend der Gletscher galt nicht für gefährlich; man hatte keine Hülfe, um ihn heraufzubringen, selbst Stricke fehlten; ein Freund, der ihn begleitete, war gezwungen, sechs Stunden weit nach Servoz zu eilen. Man fand den verunglückten jungen Mann körperlich unverletzt, zwischen Eis eingeklemmt, die Hände über dem Kopfe; in der Verzweiflung wollte er seine Nägel in die Eiswände hineinbohren und hatte sie von den Fingern abgekratzt. Er war erfroren. Eine Granitsäule an der Landstraße in der Nähe von Servoz verkündigt die Trauer über seinen Tod und ist die Warnung für alle Reisende. Die häufigen Reisen in der Schweiz haben das Andenken an den Tod des jungen Mannes immer von neuem erregt, dem es nicht gelungen war, die Bedeutung seines Daseins lebendig kund zu geben. Die Nachricht von diesem grauenhaften Tode stürzte die arme Luise in eine tiefe Schwermuth, die auch von da an sich nie verlor.

Es waren einige Jahre verflossen, als sich ein neues Verhältniß anknüpfte. Es war ein junger Maler, der viel versprach, Namens Gareis, dessen Bekanntschaft ich schon früher in Dresden bei Tieck gemacht

hatte. Sein Talent war unter den jüngern Künstlern in der That ausgezeichnet. Er liebte es, besonders in der Familie, einige Gemälde prima vista hinzuwerfen, und die kühne Sicherheit, mit welcher sie unter seinen Händen entstanden, erregte allgemeine Bewunderung. Seine leicht während des Gesprächs hingeworfenen Handzeichnungen (meine Frau besitzt eine ziemliche Anzahl derselben) haben sowohl durch die Correctheit und Anmuth der Zeichnung, wie nicht selten durch die Composition ein bedeutendes Verdienst. Eine Copie von der Raphael'schen Transfiguration im verkleinerten Maaßstabe, eine der gelungensten die ich kenne, das erste Bild des großen Meisters, welches nächst der Madonna mir, freilich aus der zweiten Hand entgegentrat, und durch den Tiefsinn der Composition hinriß, sandte er seiner Braut aus Rom. In Florenz ward er von einer sehr heftigen Dysenterie ergriffen und starb nach wenigen Tagen. Dieser doppelte Schlag verbitterte nun das Dasein der armen Luise auf immer, und dennoch ermannte sie sich genug, um nicht beschwerlich zu fallen; ja ein schmerzlicher Genuß, ein tiefes Bewußtsein von einer dunklen Trauer, die über dem Dasein ruht, wußte sie nicht

Bayerische Staatsbibliothek München

selten aus der nächtlichen Tiefe in eine Verkündigung der herannahenden Morgenröthe der Freude und der Heiterkeit zu verwandeln.

Während des Aufenthaltes der Familie Reichardt in meiner Wohnung trat ich Luisen näher. Bis dahin hatte mich doch Manches von einem vertrautern Verhältniß abgehalten. Ich glaubte in ihrem Kummer etwas Preciöses, in ihrer Stimmung etwas Bitteres, in ihrem Betragen etwas Zugeschnürtes zu entdecken, welches ich mir zwar aus ihrer Lage zu erklären und zu entschuldigen wußte, was mir aber dennoch ein Schatten schien, mit dem ich zu kämpfen hatte. Ihre Klagen ließen sich oft als Unzufriedenheit hören; die Art, mit welcher sie sich an bedeutende Männer anschloß, wie an Schleiermacher, schien mir ein krankhaftes Anempfindeln, und ihre Empfindlichkeit doch nicht selten zu zart; kurz, ich war, obgleich ich ihr oft die schönsten Stunden verdankte, obgleich ich ihr Herz, ihre Talente bewunderte und ihre Lage bedauerte, doch nicht selten geneigt, sie hart zu beurtheilen. Wir können bei solchen Gelegenheiten ungerecht, ja grausam werden; wir überschätzen die Gewalt

der eigenen inneren Kämpfe, und verstehen nur zu wenig die eines weiblichen Wesens, welches leidenschaftlich gewünscht und gehofft hat, und nun die Wünsche aufgeben muß, die Hoffnungen unerfüllt sieht, und fast nie, weder bei den Männern noch bei den Frauen, die rechte Theilnahme findet. Im Anfange meines täglichen Zusammenlebens mit ihr steigerte sich, ich gestehe es, diese Unzufriedenheit. Es trat von meiner Seite eine Härte hervor, die ich zu bereuen Ursache fand, denn es kam von ihrer Seite zu einer Erklärung, die mich erschütterte, die mich von der Wahrheit ihres Kummers überzeugen mußte, an welcher ich doch manchmal zu zweifeln anfing.

Sie verließ später die Familie und ging zu der Mutter des Jerome Sillem nach Hamburg. In dieser Stadt war bis dahin die musikalische Erziehung sehr vernachläßigt. Es gelang ihr hier, unter den Frauen eine musikalische Schule zu bilden, die immer mehr und mehr an Bedeutung gewann. Die eigene ausgebreitete Thätigkeit wirkte wohlthuend auf ihre Stimmung; eine tiefe religiöse Gesinnung entwickelte sich immer reiner, die große Anhänglichkeit ihrer Schülerinnen erheiterte ihr sonst so trübes Dasein;

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

sie durfte sich sagen, daß sie nicht bloß auf den musikalischen Unterricht, sondern auch sonst wohlthätig auf ihre jugendliche Umgebung wirkte. Sie war, obgleich selbst kränklich, die vertrauteste Freundin des dem Grabe sich immer mehr nähernden Runge und seines Bruders. Ihr Unterricht beschränkte sich nicht bloß auf ihre Schülerinnen. Die ernstere Musik, die Liebe und Bewunderung für die Heroen derselben, Händel und Bach, fing an sich immer mehr auszubreiten, ward wenigstens hier und da neben der frivolen, den bloßen vorübergehenden Genuß suchenden, gehört, ja ein wesentliches Bildungsmittel im tiefern Sinne. Ein großes Musikfest in Lübeck, durch die Musiker der Reichsstädte und der reichbevölkerten Umgebung veranstaltet, ward zum Theil durch sie geleitet und gab Veranlassung zu einer glänzenden Anerkennung ihrer Verdienste. Ich habe später in Hamburg Gelegenheit gehabt, zu erfahren, wie groß und warm die Zuneigung ihrer Schülerinnen war, mit welcher innigen Verehrung ihr Andenken bewahrt wird. Gesteht doch selbst die durch ihre rastlose Wohlthätigkeit im christlichen Sinne so bedeutend hervortretende Amalie Sieveking, was sie dieser ihrer Freundin verdankt.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Sie war von schwacher Gesundheit, und die Krankheit, die mit ihrem ganzen leidenden Wesen genau zusammenhing, nahm in Hamburg zu. Hier lernte sie nun ganz für Andere zu leben. Was sie verdiente, schien ihr gar nicht zu gehören; die großartige Freigebigkeit, die einen edeln Zug in dem Charakter ihres Vaters bildete, hatte sie ganz geerbt, aber sie war durch eine liebevolle echt christliche Gesinnung gereinigt und fruchtbringend geworden. Sie besorgte den Unterricht ihres jüngsten Bruders, sie blieb in einer innigen Verbindung mit den beiden jüngeren Schwestern, auf deren Bildung sie schon früher einen so großen Einfluß ausgeübt hatte. Die letzten Jahre ihres Lebens in Hamburg waren so ganz Anderen gewidmet, so rein fremder Noth geopfert, mit so vieler bewunderungswürdiger Entsagung verbunden, daß man den stillen und heitern Frieden eines höhern Daseins aus Allem durchleuchten sah. Diejenigen, die damals vorzüglich Gegenstände ihrer sich aufopfernden Theilnahme waren und es zu sein verdienten, werden nie vergessen, wie edel und schön und mit welcher steten thätigen Hingebung sie hülfreich erschien. Sie schwebt mir fortdauernd als eine der Reichbegab-

testen, Trefflichsten ihres Geschlechtes vor. Ihr ganzes Dasein verklang in einer Melodie, die freilich nicht durch Noten aufgefaßt, nicht in hörbaren Tönen festgehalten werden kann, die aber ein ganzes Leben in seinen Tiefen erbeben läßt, und das Dasein in seinem Innersten löst.

Durch Reichardt und Luise ward ich mit einigen Dichtern, vorzüglich der neuern Zeit, bekannt. Unter diesen nenne ich Achim v. Arnim, der sich vor dem Kriege und in der schönsten Zeit meines Lebens viel in Giebichenstein aufhielt und mit Reichardt und seiner Familie in sehr freundschaftlichem Verhältnisse lebte. Er war eine edle, echt vornehme Gestalt; er sprach wenig, erschien durchaus ruhig, ja zurückhaltend, und dennoch war sein mildes Wesen so anziehend, daß er in jeder Rücksicht Vertrauen erwarb. Er hatte sich zuerst mit einer Art von Leidenschaftlichkeit der Physik gewidmet, und in Gilbert's Annalen stehen einige Aufsätze von ihm, die damals Aufmerksamkeit erregten. Als ich ihn kennen lernte, hatte er zwar selbst diese Studien ganz aufgegeben, ver-

folgte aber doch die Entdeckungen mit einiger Theilnahme. Er war ganz Dichter geworden. Wenn die geistige Freiheit, die Schelling verkündigt hatte, selbst in der strengern Wissenschaft eine unglückliche Neigung, durch Vereinzelung Selbständigkeit zu erringen, erzeugte, so daß die großartige Einheit, die die verschiedenartigsten Geister verklären, in der scheinbaren Trennung vereinigen sollte, zu verschwinden schien, so mußte dieses noch mehr in der Poesie stattfinden.

In der poetischen Literatur gestaltete sich ein Verhältniß, welches auf eine merkwürdige Weise von dem in der philosophischen abwich. In dieser konnte man zwar nicht leugnen, daß Kant den eigentlichen Grund zu einer neuen Schule gelegt hatte, daß die Entdeckung, daß alle sichtbaren Dinge sich nach bestimmten Denkgesetzen um die unwandelbare Sonne des Bewußtseins bewegten, eine Umwandlung der Denkweise selbst erzeugt hatte, die das ganze Geschlecht ergreifend, für alle Zukunft der Philosophie eben so entscheidend war, wie die Ansicht des Copernikus für die Physik: aber dennoch ward Kant durch seine Nachfolger verdrängt, und die sogenannten Kantianer spielten in der immer mächtiger werdenden philoso-

phischen Bewegung eine untergeordnete Rolle. Es war nothwendig so; denn die Kantische Darstellung, obgleich sie nicht aufhörte, Grundlage einer höhern Entwickelung zu sein, erschien dennoch, fest gehalten, als eine Hemmung, die überwunden werden mußte.

Anders war es in der Poesie. Daß Göthe eine neue Zeit schuf, ward allgemein zugestanden; die Opposition, welche die früheren Schranken der Dichtkunst festhalten wollte, war durch die Schlegel und Tieck zurückgedrängt und immer mehr als eine untergeordnete betrachtet. Alle jugendliche Dichter schienen sich um Göthe zu vereinigen, und wenn es als ein geistig Dürftiges betrachtet wurde, für einen Anhänger Kants zu gelten, so galt es dahingegen für geistig vornehm, Göthe zu verehren. Es bildete sich eine Art Genie-Cultus um ihn, welcher sich einen esoterischen Charakter aneignen wollte, und der den Grund legte zu der unerschütterlichen europäischen Celebrität, die dieser mächtige Geist zu einer Zeit, wo keine geistige Eigenthümlichkeit mehr eine allgemeine Anerkennung erhalten zu können schien, mit einer Einstimmigkeit erwarb, die in ihrer Art einzig ist.

So groß nun auch diese Verehrung war, so fest

gegründet der Cultus schien, der durch keinen Zweifel gestört, sich immer stärker entwickelte, so muß man doch behaupten, daß, wie Kant den jüngeren Philosophen, so Göthe den jüngeren Dichtern eine Vergangenheit war, über welche sie kaum zu ihrem Vortheil heraustraten. Göthe hatte die ursprüngliche schöpferische Gewalt des dichterischen Geistes nicht bloß behauptet als eine Lehre, sondern entwickelt als eine That; wenn es auch ungerecht, ja thöricht wäre, zu behaupten, daß eine ursprüngliche schöpferische Phantasie früheren Dichtern fehlte, so trat diese doch nicht in ihrer Selbständigkeit hervor. Noch bevor diese sich in sich selbst gefaßt, sich selbst erkannt hatte, unterlag sie den Fesseln einer Ueberlieferung äußerlich aufgedrungener Gesetze, die ihr nicht erlaubten, eine sichere Eigenthümlichkeit zuversichtlich auszubilden. Unsicher schwankend, erhielt die Ansicht dessen, was erlaubt und nicht erlaubt war, keinen sichern lebendigen Mittelpunkt, aus welchem es hervorquoll, und das von rechtswegen Gebotene vermochte sich nicht zur eigenen freiwilligen That zu verklären. Das ist es, was für immer Göthe's Glück und Genie bezeichnet: daß das Maaß selbst, als ein innerlich gegebenes, ja

überliefertes, nicht aufgehoben, wohl aber als ein, aus dem eigensten Leben Entsprungenes erschien.

Eine jede Schöpfung entsteht nur durch ihr Maaß, und in der Entwickelung der Zeit ist dieses als ein Vergangenes zugleich ein Zukünftiges; was als ein rein Zukünftiges ohne Vergangenheit hervortritt, verliert sich im Maaßlosen und erhält nie die Sicherheit einer bleibenden Schöpfung. Die kühnste herrlichste menschliche Gestalt ist, was sie ist, eben nur als Entwickelung eines früheren Geschlechtes. Jetzt nun sollte eine Schöpfung mit dem Maaßlosen anfangen; der schöpferische Wille, der sich früher nicht frei zu bewegen vermochte, weil er durch fremde Gebote gefesselt war, erkannte sich jetzt noch weniger, weil er sich keinen Geboten unterwarf. Eine Schöpfung suchte man, aber fand sie nicht, und selbst, wo sie theilweise gelang, ward sie zerstört, weil sie ihr eigenes Maaß nicht gelten ließ. Selbst Tiecks mannigfaltige und reiche frühere Productionen verloren sich mehr oder weniger in diesem schrankenlosen Streben. Wie viel Schönes ist dadurch in seinen früheren Dramen begraben. Erst langsam gewann in einer allerdings reichen Mannigfaltigkeit, aber dennoch in engeren Gren-

zen der edle Geist des Dichters das rechte Maaß der Darstellung.

Unter denen, die eine wahrhaft tiefe, dichterisch vornehme Natur besaßen, muß ich auf jede Weise Achim v. Arnim nennen. Alle seine Dichtungen verbinden Eigenthümlichkeit der Gestalten und Ereignisse mit tiefer Auffassung. Ja man darf es nicht leugnen, daß er ursprüngliche Persönlichkeiten mit einer großen Sicherheit darzustellen und mit Klarheit zu schildern vermochte. Es giebt einfache Erzählungen von ihm, die mit ihrem scheinbar beschränkten Inhalt eine große Zartheit verbinden. In den rohesten Gestalten verbirgt sich eine Welt von Ahnungen und Gefühlen, durch welche sie eine große Bedeutung erhalten. So erinnere ich mich einer Erzählung, in welcher das Tabaks-Collegium Friedrich Wilhelm des Ersten den Hauptinhalt bildet, und die ich zu den vorzüglichsten ihrer Art in der deutschen Literatur rechne. Sie ist völlig in sich abgerundet und klar; die Personen treten alle in bestimmter Eigenthümlichkeit hervor, und sie beweist, wie sehr Arnim es in seiner Gewalt hatte, Vollendetes zu liefern, wenn er sich zu beschränken gewußt hätte, denn er war eine

nicht bloß geliehene, aus der Zeit und ihrer Bewegung zusammengeronnene, er war eine wirklich edle, gediegene, ursprüngliche Natur. Selbst unter seinen größeren Werken giebt es kaum eines, welches nicht diese Vorzüge auf eine glänzende Weise darthut, und dennoch haben alle seine Schriften nur einen geringen Eindruck hinterlassen. Sie scheinen alle ein geschichtliches Gespräch eingeleitet zu haben, welches, noch immer unverständlich, sich im Fortgange mehr zusammenfassen müßte, um auf irgend eine Weise lehrreich zu werden und durch ein bleibendes Interesse zu fesseln. Denn er rang darnach, das Undarstellbare darzustellen. Es scheint ihm ein Bedürfniß, was in bestimmter Form als Gedanke, Gestalt, That oder Ereigniß hervortrat, so lange zu verfolgen, bis der Gedanke in überschwenglichem Gefühl, die That in verworrenem Entschluß, die Gestalt in formlosem Leben, das Ereigniß in seiner eigenen dunklen Zukunft zerrann, so daß ein Chaos von Gefühlen, Entschlüssen, unsicheren Gestalten und verworren ineinander verflochtenen Ereignissen sich mischten, die zuletzt in einen gemeinschaftlichen Hauch sich verloren, in

welchem sich das anfänglich Unterscheidbare kaum mehr erkennen ließ.

Der immer lebendiger werdende Sinn für das Neue ist freilich das Bezeichnende, ja enthält das eigentliche Fundament einer zukünftig reichen Dichtung. Diesen Sinn auszubilden, hat die Sprache zuerst durch Göthe ihre wunderbaren, bis dahin verborgenen Schätze eröffnet; sie ist bestimmter geworden für die Gedanken, mächtiger, wo die That sich aussprechen will, sicherer, wo eine Gestalt erscheint, geistig reicher, wo ungewöhnliche Ereignisse dargestellt werden sollen. Zeiten der Geschichte in ihrer wildesten Bewegung, Räume der Natur in ihren innern wilden und rauhen Umrissen, treten bedeutungsvoller hervor, weil in beiden das Innerste des Gemüths sich reicher aufzuschließen vermag, weil Natur und Geschichte, Vergangenheit und Zukunft, das Beschränkteste des Gegebenen, Ueberlieferten, und das Ueberschwenglichste des Geahneten und zu Erreichenden sich uns zu gleicher Zeit aufdrängt und Darstellung fordert. Aber dieser erwachte Sinn vermag sich nicht zu bändigen. Zuerst entsteht ein wüstes Gewühl von wilden Ereignissen, ein Knäul widerwärtig verschlungener Personen, die

alle Ruhe der Entwickelung zerstören und bei dem unmöglichen Bestreben dem, was erst werden soll, als ein solches Gewordenes, Umrisse und Gestaltung zu geben, nur jede gegebene Gestalt vernichten. So verworrene Massen, deren innere und äußere Bewegungen, deren Gegenwärtiges und Zukünftiges nebelhaft ineinander verschlungen ist, können nur gewaltsam auseinander gehalten werden, ohne Ruhe und Bestimmtheit. Gleich fliegenden Wolken, die sich aus allen Gegenden zusammenziehen oder aus einem düstern Mittelpunkt zerfließen, wechselnd mit einem trüben Sonnenblicke, der schnell verschwindet, können diese Massen nur augenblicklich durch die grellsten Kontraste auseinander gehalten werden, und Thaten, Ereignisse und Gestalten treten bizarr hervor aus den verschiedensten Gegenden mit den fremdartigsten Entschlüssen, in Ereignisse, die nirgend vorbereitet sind, hineingerissen, die immer nur ein rohes, an Entsetzen grenzendes Erstaunen erregen, und durch das Bizarre für einen Augenblick Verwunderung, aber nie Theilnahme erwecken. Arnims „Halle und Jerusalem" ist leider ganz ein solches Produkt, und dennoch hat dieses wunderliche Streben eine wirklich geschichtliche Be-

deutung. Ein jedes dichterische Product soll, selbst wenn es die tiefste Tragödie des Lebens darstellt, eine Beruhigung hinterlassen. Die abgerundete Form stellt Inneres wie Aeußeres als ein in sich Abgeschlossenes dar, und die schönsten Zeiten sind ohne alle Zweifel die, in welchen die verworrene Fülle der äußeren Bewegung in allen Richtungen, die mit einander ringenden Gedanken in der Philosophie, die mit einander kämpfenden Ereignisse im Leben, die unruhig mehr oder weniger verzerrten Gestalten in der Kunst, in sich und untereinander Ruhe und bestimmte Gestaltung erhalten. Aber eingeleitet wird ein neuer geschichtlicher Prozeß immer durch eine vorangehende Verwirrung. Es sind nicht die unbedeutendsten Naturen, die von einer solchen Verwirrung ergriffen werden, und da ich leider von jetzt an die mannigfaltigen Keime der Zukunft, die in einer solchen formlosen Ueberschwenglichkeit alle Sicherheit stiller Entwickelung verloren, in ihrer unreifen und zerstörenden Art, darzustellen habe, so hielt ich es für wichtig, eine Persönlichkeit näher zu betrachten, in welcher dieser Kampf der Zeit ein durchaus eigener, innerer, mehr die Person als die Zeit bewegender, war.

Mein persönlicher Umgang mit Arnim fand früher und noch vor dem Kriege statt. Ich habe ihn damals nicht erwähnt, weil er noch nicht als ästhetischer Schriftsteller bedeutend hervorgetreten war. Nur jene wunderlichen Lieder, die man nicht gedankenlos nennen kann, obgleich sie selten wirklich einen Gedanken enthielten, weil nämlich dieser nicht etwa vergebens gesucht wurde, wie in den gewöhnlich seichten Gedichten der Dichter, vielmehr einen wirklich vorschwebenden zerfließen zu lassen suchte, waren mir bekannt, und diese wurden mir, durch Reichardts und Luisens Compositionen interessant.

Ein zweiter allgemein bekannter Mann trat mir aber eben in der traurigen Zeit näher. Es war Clemens Brentano. Er gehört zu den ersten Bekanntschaften, die ich in Jena machte, ein hart abgewiesener Angriff auf einen meiner Freunde hätte mir fast bedenkliche Händel zuziehen können, und er fiel mir eben bei dieser Gelegenheit sehr auf. Seine Figur, seine Sprache, seine wunderliche, regellose, reiche Phantasie, die etwas durchaus Eigenthümliches und Seltsames hatte, zog mich fast auf eine unheimliche Weise an, und in einer Zeit, in welcher offenbar in allen Richtungen meines

Daseins ein neues Leben anfing, welches in düster nordischer Einsamkeit und Ernst sich nicht zu entwickeln vermochte, obgleich es mich durch dunkle Regungen beunruhigte, mußten mir die Sprünge eines so seltsamen Wesens, welches, als wäre es von allen den Uebrigen getrennt, sich wie zwecklos, aber aus einer eigenen Quelle bewegte, ein merkwürdiges Räthsel werden. Ich traf in Jena zuweilen mit ihm zusammen, sein ganz eigenthümlicher Witz reizte mich, aber wie dieser aus dem Moment geboren und für diesen allein bestimmt schien, verschwand er auch mit ihm und hinterließ keinen bleibenden Eindruck. Dennoch hatte seine Erscheinung jedesmal einen neuen Reiz für mich. Es war mir fast, als erwartete ich hinter den fremdartigen Aeußerungen des seltsamen, damals noch sehr jungen Mannes, unerwartete Aufschlüsse, obgleich immer von Neuem meine Erwartung völlig getäuscht ward. Arnim und Brentano, so wie Görres, hatten ein inniges Bündniß geschlossen, und sie gehörten in der That zusammen. Was die Revolution als äußeres Naturereigniß, was die Fichtesche Philosophie als innere absolute That, das wollte dieses Bündniß als reine, wild spielende Phan-

tasie entwickeln. Görres konnte sein frühes jugendliches Anschließen an die französische Revolution nicht vergessen und sein ganzes phantastisches Streben nahm später eine politische Richtung. Arnim konnte dem tiefen gemüthlichen Sinnen, wie es aus einer inneren Persönlichkeit hervorquoll, nie entsagen, und seine Phantasie behielt fortdauernd dieses edle, sinnende, in sich versunkene Gepräge. Brentano blieb durchaus und schlechthin ein phantastischer Revolutionär; sein Motto, konnte man sagen, war das Robespierre's, als dieser sagte: „Ihr wollt eine Constitution haben, ich will euch erst die rechte Revolution geben. Unter der Jugend der ersten Jahre des Jahrhunderts war natürlich bei der völligen Umgestaltung der Ansichten des Lebens und der Wissenschaft eine unruhige Bewegung entstanden. Die Masse derselben hatte nur eine fremde, von außen ihr zukommende Aufgabe zu lösen, nur Wenige eine eigene. Diese, innerlich mit sich selbst beschäftigt, wurden durch die gesteigerte Menge unreifer Versuche, durch die immer breiter werdende leere und lärmende Polemik, trübe und verworren aus den traurigen Ruinen des zertrümmerten Volkes heraustönend, gestört, und suchten

sich in die innere stille Selbstbesinnung zurückzuziehen. Die Meisten aber, die nur aus der momentanen Strahlenbrechung der Zeit, einem glänzenden Regenbogen ähnlich, dessen Ruhepunkt auf der Erde nur täuschend dem geblendeten Auge vorschwebt, aber nie erreicht werden kann, zusammengeronnen waren, bildeten die wüthenden Progressisten. Manches Bestehende und früher Geltende war zerstört; manches Gebietende hatte alle Gewalt verloren: und nach einer solchen Niederlage erscheinen haufenweise die Falstaffe, die, wenn sie den Leichnam des heldenmüthigen Percy durchstechen, ein Siegesgeschrei erheben. Dieser leere Kampf, der noch immer auf eine widerwärtige Weise fortdauert, ja sich immer breiter macht, und die geistigen vorliegenden wichtigen Kammerverhandlungen der Zeit durch einförmige nichtssagende Zänkereien verdirbt, bildete schon damals den Haufen der Progressisten, die sich freuten, ein Recht erhalten zu haben, auf die Vergangenheit zu schimpfen. Auch Brentano gehörte zu diesen. Mit dem buntesten Wechsel mannigfaltiger Witzeleien griff er das Philisterthum an: aber dennoch unterschied er sich wesentlich von allen Uebrigen; denn er war der Ein-

zige, der mit Bestimmtheit zu wissen schien, daß er nichts wollte. Es war in ihm eine rein phantastische Dialektik, durch welche die spätere Bestimmung nicht der vorhergehenden einen tiefern Sinn mittheilte, vielmehr diese vernichtete; ein ironisch spielender Kronos, der seine eigenen Kinder verschlang. Dadurch ward er, weniger durch seine Schriften, die sich in ihrer eigenen Verwirrung verloren und gestaltlos wie ohne Ergebniß blieben, als durch seine Persönlichkeit, die jedem verfliegenden Momente eine Bedeutung zu geben schien, der mehr äußerlich als innerlich bewegten Jugend, besonders hier und da den Frauen sehr gefährlich.

Und doch hatte auch Brentano, dieser überschwengliche Dilettant, der Alles mit einer leichten und reichen Phantasie trieb, den man als den Urheber der fliegenden Geistreichigkeit betrachten kann, wie sie seit der Zeit nie verschwand, und der die Sprache, um mit Schakspeare zu reden, in einen Handschuh verwandelte, der sich mit Leichtigkeit umkehren ließ, und die noch immer in unserer Literatur herrschend ist — in dieser Zeit durch die Verbindung mit den Freunden eine Beschäftigung erhalten, die nicht ohne Bedeutung war. „Des Knaben Wunderhorn,“ eine

Sammlung alter deutscher Lieder, bekanntlich ein sehr verdienstvolles Werk. Es ward von Arnim und Brentano herausgegeben. „Tröst Einsamkeit,“ eine Zeitschrift, deren einzelne Blätter „Zeitung für Einsiedler“ genannt wurden, war ohne Vergleich reichhaltiger, inhalts- und geistreicher, als irgend eine der gegenwärtigen. Es erschienen freilich, so viel mir bekannt, nur 37 Nummern, in diesen manches phantastisch wildes Gewächs, besonders von Brentano, wie seine „Geschichte des Bärenhäuters,“ aber auch von Arnim, und man kann nicht leugnen, daß dieses wüste Streben beim Lesen ein unerquickliches Gefühl hinterließ. Dennoch fand man auch Aufsätze, die von Bedeutung waren. Der Urheber einer neuen Wissenschaft, der deutschen Grammatik, aus ihren frühesten geschichtlichen Elementen entwickelt, der gründlichste aller Forscher alter germanischer Lebens- und Rechtsverhältnisse, Jakob Grimm, trat in dieser Zeitschrift zuerst hervor. Tieck lieferte Beiträge. Altdeutsche Gedichte wurden, mit Leichtigkeit behandelt, zugänglich gemacht; Uebersetzungen aus alten Geschichtsschreibern, wie aus Malespini, und besonders die Geschichte des Gaston de Foix aus Froissard, waren vortrefflich. Aber schon

hier zeigte sich auch das üppig wuchernde Unkraut, welches dadurch genährt wurde, daß die Jugend gelernt hatte, die Sprache mit einer großen Leichtigkeit zu behandeln. Das Inhaltleerste erhielt dadurch eine scheinbare Bedeutung. Es hat seit der Zeit nun fast ein halbes Jahrhundert hindurch so überhand genommen, daß man die geistesnährende Saat kaum erkennt, und man würde in Verzweiflung gerathen, wenn das Gedeihen des Unkrautes nicht zugleich das Zeichen eines fruchtbaren Bodens wäre.

Unter den jüngeren Männern, die auf diese Weise das alte Germanien durch die verklungenen Sagen und Gedichte neu zu beleben suchten, zeichneten sich die Gebrüder Grimm vorzüglich durch ein ernsthaftes, geregeltes, für das ganze Leben festgehaltenes Studium aus. Wilhelm Grimm hatte sich schon in Kassel mit der Uebersetzung alter dänischer Gedichte beschäftigt. Sie wurden mir, während Reichardt sich in Kassel aufhielt, durch Luise zum Durchsehen und zur Correctur zugeschickt. Ein Herzübel hatte ihn nach Halle gebracht, um Reil zu consultiren. Er miethete sich in dem von mir bewohnten Hause ein, deren Besitzerin Reils Schwester war, und ich sah

ihn fast ein Jahr lang täglich. Sein stilles, ruhiges und mildes Wesen zog mich an. Er übersetzte Peder Syv's Kämpenlieder (Kiämpe-Wiiser) aus dem Dänischen, und es freute mich, daß ich ihm bei manchen zweifelhaften Stellen behülflich sein konnte. Seine Beschäftigung hatte für mich etwas sehr Anziehendes, und es war mir angenehm, durch freundliches Zusammenleben und täglichen lehrreichen Umgang, durch die stille Beschäftigung und durch das gründliche Forschen eines liebreichen jungen Mannes mit einer Richtung der Literatur, die so weit von meinen eigenen Studien entfernt lag, und die schon seit meinem ersten reichen Aufenthalt in Deutschland mir so bedeutend erschien, auf die bequemste Weise bekannt zu werden. Wilhelm Grimm war mit Brentano zugleich da, und natürlich bildete die alte deutsche Poesie den Hauptgegenstand unserer Gespräche.

Schon früher hatte ich Büsching, der in der schönen Zeit in Halle studirte und mein Zuhörer war, kennen gelernt. Der Bediente, den ich im Anfange hielt und der ein gewandter und geschickter Mensch war, hatte ihm eine Abschrift von Titurel besorgt. Ich hatte dabei Gelegenheit, dieses merkwürdige

Gedicht genauer kennen zu lernen, und es gelang mir, indem ich die Abschrift mit der Urschrift verglich, einige Fertigkeit im Lesen des Altdeutschen zu erlangen. Allerdings hatten Männer von hohem Rufe sich mit den Ueberresten der alten deutschen Poesie früher beschäftigt. Ich nenne nur Leibnitz, Bodmer, Lessing, aber Alles blieb fragmentarisch; die wichtigsten Schätze blieben in den Bibliotheken verborgen, der große Zusammenhang aller nordischen Mythen und Sagen war unbekannt, und als das Nibelungen-Gedicht durch Müller gedruckt wurde, erregte es kaum einige Theilnahme. Seit August Wilhelm Schlegel und vorzüglich Tieck das Interesse für dieses Studium lebhaft anzuregen wußten, war es zu bewundern, mit welcher Schnelligkeit es sich allenthalben verbreitete. Früher nur halb gekannte oder ganz unbekannte Schätze entdeckte man in den Bibliotheken, und es entstand eine Bewegung in der literärischen Welt, die verglichen werden kann mit derjenigen, die in Italien sich äußerte, als die griechischen Manuscripte aus der klassischen Zeit dahin strömten. Das große Verdienst, welches sich damals besonders v. d. Hagen erwarb, indem er vorzüglich dazu beitrug, das Nibelungen-

Lied und die Gedichte und Sagen, die sich an dieses anschlossen, zu bearbeiten und zugänglicher zu machen, indem er zugleich auf den innern Zusammenhang der ältesten deutschen Dichtkunst mit den scandinavischen Mythen aufmerksam machte, ist allgemein bekannt. Daß dieses Studium zuerst vorzüglich mit dem reichen Inhalte so vieler neuer Schätze, die den Forscher fast überwältigen, sich beschäftigen mußte, war sehr natürlich. Die strengere Form der Untersuchung, die grammatische wie die historische, konnte, wie sich's von selbst versteht, nur ein Product immer sorgfältigerer Forschungen werden. Wie lange die Gelehrten Europa's in den Schätzen der griechischen Literatur wühlten, ist allgemein bekannt; Jahrhunderte verflossen, bevor sie von dem Reichthume überwältigt, das fast unübersehbare Material auch in formeller Rücksicht zu beherrschen vermochten. Man muß daher erstaunen, wenn man bedenkt, wie bald die strengere Forschung einen sichern Boden, binnen einer Zeit von einigen dreißig Jahren, gefunden hat. Diese Wissenschaft, die neben der des klassischen Alterthums ein wesentliches Element der geistigen Bildung geworden ist, ward dadurch noch wichtiger, daß sie sich mit der

Ausbildung der Sprachlehre aller indo=germanischen Stämme verband, und der Geschichte eine Aufgabe lieferte, deren Lösung vielleicht die tiefste ist, die ihr jemals gegeben wurde.

So war eine geistige Bewegung der Zeit, die mir fremd schien, mir durch bedeutende Repräsentanten nahe getreten, und doppelt wichtig erschien sie mir, weil sie in ihrer tiefsten Wurzel deutsch war, weil Deutschland, wie es aus der uralten, noch zum Theil verschlossenen dunklen Vergangenheit, mir nahe trat, mir immer bedeutender ward, und selbst meine eigenen Studien, so fremd sie schienen, dennoch aus der alten Quelle deutschen Geistes entsprangen und eine Verwandtschaft der fremdartigsten Bestrebungen des einen, in allen seinen Richtungen bewegten Lebens kund thaten und erkennen ließen.

Mein Leben in Halle war sehr einsam, mein Schwager Steltzer und seine Familie waren uns in dieser Einsamkeit sehr willkommen. Außerdem lebte ich in der innigsten Verbindung mit meinem treuen Freunde Blanc, und durch ihn mit dem während der Zeit

als Prediger der reformirten Gemeinde berufenen Rienäcker, der wie Blanc ein warmer Anhänger von Schleiermacher war. Der tiefsinnige, ernste Mann ist noch immer mein vertrauter und geliebter Freund. Durch beide ward ich auch mit dem ersten reformirten Prediger, Dohlhof, innig bekannt. So lebte ich während meines Aufenthaltes in Halle durchaus an die reformirte Kirche angeschlossen, und hatte mich in der That von der dort herrschenden lutherischen Gemeinde völlig getrennt. Obgleich das Christenthum als solches mir immer wichtiger ward, so war es doch natürlich, daß mir die Differenz kirchlicher Formen völlig fremd blieb, wenn sie mir auch äußerlich als theologische abweichende Dogmen bekannt war. Ich genoß das Abendmahl in der reformirten Kirche und völlig im unirten Sinne. Ich glaube dieses hier erwähnen zu müssen, denn diese kirchliche Indifferenz bildete eine nothwendige Stufe für die Entwickelung meines christlichen Sinnes. Zwar übte die Erinnerung an meine Kindheit und Jugend manchmal eine geheime Gewalt; es trat eine gewisse, wenn auch nur vorübergehende Unruhe hervor, die eben, je bestimmter mein Anschließen an die reformirte Kirche in der Form

eines völligen Uebertrittes erschien, sich nicht völlig beschwichtigen ließ. Es fiel mir wohl ein, daß in dem lutherischen Dänemark noch Verwandte, wenn auch nur aus der wenig gebildeten Klasse, leben konnten, die nicht weniger erschrocken sein worden, wenn sie erführen, daß ich mich an die reformirte Kirche anschloß, als wenn ich Katholik geworden wäre.

Halle, die Stätte der glänzendsten Hoffnungen eines schon errungenen unerwarteten Glückes, hatte sich in eine harte Schule des Leidens verwandelt.

Ich habe schon früher den Baron, jetzt Graf von Harthausen genannt. Dieser ward mein innigster Freund. Aus Westphalen gebürtig, hatte er in Göttingen studirt, und was ihn nach Halle zog, war wohl vorzüglich die Absicht, unter Professor Wahl's Leitung die persische Sprache zu studiren. Er wünschte selbst durch dieses Studium sich für eine zukünftige Reise nach dem Orient vorzubereiten. Unter dem Namen Werner von Harthausen war er in ganz Westphalen bekannt. Seiner Herkunft nach gehörte er zu einer der vornehmsten Familien der Provinz. Sein lebhafter

Geist, seine persönliche große Beweglichkeit, und die Neigung, durch die kühnsten Unternehmungen in einer bedenklichen Zeit für das Vaterland thätig zu sein, hatte die Aufmerksamkeit des westphälischen Adels auf ihn gelenkt. Durch Verwandtschaft war er mit den meisten Familien verbunden. Mit der Stolbergischen lebte er eine Zeit lang im vertrautesten Verhältniß. Er war ein eifriger Katholik, aber freisinnig genug, um sich nie unter uns als ein solcher geltend zu machen. In seiner Heimat war er von Hohen und Niederen allgemein gekannt, und in der That, so wie er damals in lebendiger Jugendfülle erschien, eine der merkwürdigsten Persönlichkeiten der Zeit. Sein Wuchs war nicht ansehnlich, aber seine Gestalt, sein Betragen verriethen die vornehme Geburt. Er stellte, wenn er wollte, mit großer Sicherheit den Vornehmen dar, wie dieser sich in den höchsten Kreisen zu bewegen pflegt, und in diesen zu leben gewohnt ist. Aber mit einer unter den Menschen höchst seltenen Flexibilität wußte er sich in alle Verhältnisse zu fügen. Behauptete man von ihm, daß er seine Umgebung je nach ihrer Weise zu beherrschen wußte, so würde eine so ausgedrückte Behaup-

tung doch nur auf eine oberflächliche Weise die Art seines Daseins bezeichnen. Er hatte einen ausgebildeten Sinn für alle Genüsse der höheren Gesellschaft, und wenn er in und für diese lebte, sollte man glauben, er kenne nur sie und hätte sich nie aus ihren Kreisen entfernt; ja er beherrschte sie, wenn er in ihrer Mitte erschien: aber allen diesen Genüssen vermochte er auf die entschiedenste Weise zu entsagen. In Halle war er, und zwar, wie wir später sehen werden, in politischer Absicht, „fideler Bursch.“ Wenn man ihn so sah, sollte man glauben, er hätte sein ganzes Leben in den sogenannten Studenten-Commercen zugebracht; er beherrschte sie alle. Aber auf gleiche Weise wußte er sich nicht bloß nach einer verschiedenen Umgebung, z. B. nach Handwerkern oder Bauern, zu richten, er schien vielmehr für eine jede solche wie verwandelt. Ich sah ihn auf einer Fußreise in einer Kleidung, die den Edelmann kaum ahnen ließ, neben einem Bauer einherschreiten. Er konnte seine Pfeife aus dem Beutel seines Begleiters füllen, den schlechtesten Taback, ohne eine Miene zu verziehen, rauchen, in der Schänke Kornbranntwein trinken, und seine Gespräche schienen eben so aus einem gewohn-

ten Bauern-Leben hervorzugehen, wie seine Genüsse. Bei allen diesen wunderbaren Umwandlungen war dennoch seine religiöse Gesinnung ernsthaft, seine Studien anhaltend, und mit welchem Fleiß und Eifer er sich mit meinen Ansichten der Naturphilosophie beschäftigte, werden spätere Ereignisse seines wechselnden und bunten Lebens beweisen. Ich hatte ihn unbeschreiblich lieb, theilte ihm einen jeden Gedanken mit, und eine solche lebendige Mittheilung war natürlich auch für mich anregend und productiv. Daß seine Aufforderung mich zur Ausarbeitung des Handbuches der Oryktognosie bewog, habe ich schon früher erwähnt.

Meine in Hamburg geborene Tochter, Anna, war ein wunderschönes Kind. Meine Frau hatte ein drittes, einen Sohn, im April 1810 geboren. Das Kind schien gesund, der Frühling war schön; Anna, ein sonst völlig gesundes Kind, litt an einer Unpäßlichkeit, die unserem Arzte Reil nur unbedeutend schien. So unangenehm meine Lage in Halle war, so gehörte doch nicht viel dazu, meinen ursprünglich fröhlichen Sinn zu beleben. Ich beschloß, mit meinen beiden theuern Freunden, Harthausen und Blanc, eine geognostische Fußreise nach der goldenen Aue zu machen.

Wir durchstrichen dieses anmuthige Thal in allen Richtungen; bestiegen den Kyfhäuser, streiften von Tilleda nach Artern, gegen Süden herunter, wieder nach Norden herauf, drangen bis in den Harz bei Stolberg, um über Rosla, Sangerhausen, Eisleben nach Halle zurückzukehren. Das schönste Wetter begünstigte uns. Die klare, lebensschwangere Luft, die warme Sonne, Wälder und Felder, Städte und Dörfer schienen, in eine Knospe verwandelt, eine reiche Blüthe zu entfalten, deren Lebensgrund eben so aus unserem eigenen Innersten, wie aus der unendlichen Natur hervorquoll. Es war ein wunderherrliches Bündniß der Freundschaft und der Natur. Nie habe ich die Frühlingslust tiefer, herrlicher empfunden.

Wir hatten an einem Morgen Sangerhausen verlassen, um Eisleben zu erreichen. Die sandigen Wege, die kahlen Gypsberge, nur hier und da mit düsterem Nadelholze bewachsen, machten auf mich einen traurigen Eindruck; es war mir, als lägen nun alle Herrlichkeiten hinter mir. Wir drei gingen stillschweigend neben einander, ein drückendes Gefühl beschlich mich; wir eilten immer schneller, als triebe uns eine unheimliche Ahnung vorwärts; wir betraten die Stadt

und näherten uns dem ersten Gasthofe. Da sah ich in der Ferne einen Einspänner und erkannte den Aufwärter, der die häuslichen Verrichtungen bei uns besorgte. Das Herz war mir wie zusammengeschnürt; ich eilte dem Manne erschrocken entgegen. Meine Frau wußte, daß ich an diesem Tage des Morgens in Eisleben sein würde, um von da ohne Aufenthalt nach Halle zurückzukehren. Was konnte sie bewegen, mir einen Wagen entgegen zu schicken? Ich empfing einen Brief. Mit zitternder Hand schrieb meine Frau: „Willst du Anna lebendig sehen, so eile zurück.“ Ich stürzte in den Wagen, und fand, als ich in meine Wohnung trat, die Leiche meiner Tochter. Die trauernde Mutter stillte den eben geborenen Sohn, auch dieser starb drei Monate später.

Unter den mächtigeren Staaten in Europa ist Preußen der jüngste, nicht allein durch die mächtige Persönlichkeit des großen Churfürsten und mehrerer seiner Nachfolger, sondern auch als das besondere Resultat mancherlei innerer wie äußerer Verhältnisse, die in der geschichtlichen Entwickelung der europäischen

Cultur hervortraten und dieser eine bestimmte Richtung gaben, zu dem geworden, was er ist. Ohne eine bedeutende Persönlichkeit treten zwar solche bildende Verhältnisse nie in die Erscheinung hinein, aber die Person ist selbst der lebendig gewordene Ausdruck derselben. Die geschichtlich gewordene Entwickelung Preußens beruhte auf einer durch Jahrhunderte vorbereiteten Veränderung fast aller Lebensmomente des Staates, die seit dem Anfang der Reformation still und langsam hervortraten. Das Verhältniß der Stände zu einander war, so lange die katholische Hierarchie Europa beherrschte, so genau mit der Kirche verbunden, daß diese in der Art ihrer äußern Erscheinung nicht zusammenstürzen konnte, ohne jene mit in den Sturz hineinzuziehen. Zwar hatte schon in Deutschland der Kampf gegen die Hierarchie früher seinen Anfang genommen; Fürsten hatten sich vereinigt, die Macht der Städte war gewachsen, eine von der Kirche abgesonderte Gelehrsamkeit hatte sich gebildet: aber dennoch war der Kampf, der hier anfing, mehr als hundert und funfzig Jahre hindurch ein zerstörender, nicht ein bildender. Zwei protestantische Staaten traten durch einen concentrirteren Kampf hervor: England nämlich und Holland.

Aber die Macht dieser neuen Staaten war durch ihre Lage nach dem Meere hingewiesen. So stürzten der Handel und der Weltbesitz Spaniens und Portugals zusammen; die Gewalt des Papstes, welche die außereuropäische Erdhälfte unter die katholischen Mächte getheilt hatte, verlor alle Bedeutung, und ein System friedlicher Colonisation trat durch die protestantischen Staaten an die Stelle der gewaltsamen und grausamen Eroberung Spaniens und Portugals. Zwar wollen wir keineswegs leugnen, daß in diesen Versuchen friedlicher Niederlassungen die selbstsüchtige Eroberungssucht lauerte und noch bis in unsere Tage ihre Herrschaft behauptet; aber eine Umkehrung der Principien hatte stattgefunden. Die katholischen Eroberungen sowohl der Spanier in Südamerika, wie der Portugiesen in Indien, hatten einen durchaus alttestamentarischen Charakter. Man legte es auf eine vollkommen cananitische Vernichtung der Völker an. Am reinsten tritt dieser Gegensatz zwischen dem katholischen Vernichtungssystem und der colonisirenden, friedlichen Besitznahme in Amerika hervor, wenn man Süd- mit Nordamerika, Pizarro mit Penn vergleicht.

Auf dem Festlande in Europa aber war Preußen

bestimmt, die Staaten bildende Gewalt des Protestantismus in der Geschichte zum Vorschein zu bringen. Daher waren der große Churfürst und Wilhelm von Oranien nicht bloß politisch Verbündete durch die äußere Macht der Verhältnisse, sondern auch persönlich Verbrüderte durch eine innere Gesinnung, die sich immer großartiger entwickeln sollte. Der bildende Kampf der Geschichte umfaßt nothwendigerweise alle Lebensmomente der Staaten zugleich. Eine jede Stufe der Entwickelung in ihrer besondern Art schließt eine Zukunft in sich, die erst später zum Vorschein kommen soll. Die erste Stufe wird überwiegend durch den äußern Kampf dargestellt; die siegreichen Waffen scheinen da das Schicksal der Staaten zu entscheiden. Die Kirche war durch den Protestantismus in die Gewalt der Fürsten gekommen; der Geist, der früher den Fürsten und dem Adel gegenüber viele Jahrhunderte hindurch durch die Kirche repräsentirt wurde, war in der That der Geist der damaligen Zeit. Sie hatte an die Stelle der Religion der inneren Erkenntniß und der freien Liebe, eine Mythe erzeugt, die alle Geister beherrschte und sich, wie jede geschichtliche Mythe, in eine großartige Kunst begrub. Wo der Protestantis-

mus Macht gewann, da war jene geistige Einheit der Kirche verschwunden, sie konnte sich nur durch den Schutz der Fürsten und der durch diese mächtig gewordenen Geschlechter erhalten; Fürst und Adel erhielten nun, so lange die religiösen Kriege dauerten, eine überwiegend einseitige Gewalt. Die Repräsentanten der geistigen Elemente der Zeit, die sich durch die kirchliche Hierarchie früherer Zeiten gestärkt hatten, waren ohnmächtig geworden. In der Folge der Jahrhunderte bildete sich der Gegensatz von Glauben und Wissen, von Kirche und Universität immer entschiedener aus; sie bekämpften sich wechselseitig und waren der äußern Gewalt übergeben. Wenn man von der legitimen Bedeutung des Adels spricht, scheint man zu vergessen, daß er sich echt geschichtlich nur ausgebildet hat einer geistigen selbständigen Macht gegenüber, und daß, wo diese verschwindet, seine eigene, ursprüngliche, echt geschichtliche Bedeutung nothwendig sich aufhebt. Aber in dem nämlichen Grade, in welchem die von dem religiösen Punkte sich trennende Wissenschaft sich der äußeren Gewalt unterwirft, wird auch der von den übrigen Volksständen sich trennende Adel sich den Fürsten unterwerfen müssen. Diese äuße-

ren Krisen bildeten die ersten Elemente der Gründung des preußischen Staates. Sie fing mit den glücklichen Kämpfen an; der Staat selbst erhielt seine europäische Bedeutung durch die Siege Friedrichs des Großen. Aber während dieser Kämpfe entwickelte sich in Preußen die innere Organisation des Staates mit einer Consequenz, wie in keinem anderen Lande. König, Adel, Militair, besaßen zwar die überwiegende Macht, aber ein strenger Formalismus des Rechts und der Administration, eine Hierarchie der Beamten, wie sie in keinem Staate bis jetzt sich ausgebildet hatte, ward von seiner eigenen Consequenz gefangen und genöthigt, alle Stufen einer fast logisch dialektischen Metamorphose durchzulaufen. Friedrich der Große hat dadurch auch eine so mächtige geschichtliche Bedeutung erhalten, weil er berufen war, die erste Stufe der kriegerischen Begründung abzuschließen und die zweite einer innern Administration für eine lange Zukunft zu befestigen. Seine Größe beruhte darauf, daß er auch in geistiger Rücksicht der Repräsentant seiner Zeit war. Das von dem Glauben getrennte Wissen war mächtig geworden; seinen Vereinigungspunkt, der freilich nie zur wahren Einheit gelangen konnte, hatte es

nicht aus der tiefen religiösen Bewegung deutscher Protestanten erhalten; das Wissen, welches nur von sich selber wußte, war aus dem in sich verfallenen Katholicismus in Frankreich entstanden. Der Kampf zwischen Katholiken und Hugenotten war dort politische Intrigue geworden, und daher mußten die letzteren unterliegen, denn für diesen Kampf waren sie ihrer Natur nach zu schwach. Aber dieses von dem Glauben getrennte Wissen war nothwendig propagandistisch; es war herrschender europäischer Verstand geworden, und wo eine höhere Bildung innerlich für das Erkennen, wie äußerlich für das Handeln, mannigfaltige Verhältnisse des Lebens überschauen, leiten, ordnen soll, war dieser Verstand nothwendig der herrschende. Die Religion, von diesem getrennt, hatte sich, äußerlich ohnmächtig, in das Gefühl verloren, und sich in das mehr ahnende, als bestimmt erkennende und handelnde Gemüth des Volkes zurückgezogen. Sie erschien nothwendig beschränkt und unfähig, das Interesse des Staates und der Wissenschaft zu lenken und zu beherrschen. Durch diese Macht des Verstandes und seine Trennung von der Religion ward Frankreich mächtig und beherrschte Europa. Diese Macht

konnte nur auf ihrem eigenen Boden bekämpft, mit ihren eigenen Waffen besiegt werden. Daher müssen wir Friedrich den Großen loben, denn der ist allein ein echter König, der seine Zeit begreift, und dadurch beherrscht. Er konnte es wagen, den Ansichten eines glaubenleeren Wissens, die, wo sie aus der inneren Gesinnung des Volkes erwuchsen, nothwendig zur Revolution führen mußten, unbedenklich zu huldigen, denn sie gaben ihm nur den abstracten Schematismus zur Anordnung der Verhältnisse eines Volkes, welches den tieferen Grund des Glaubens nie ganz aufzugeben vermochte.

In dem bisher betrachteten Sinne kann man nun aber sagen, Paris hatte die Stelle von Rom eingenommen; die Masse des Verstandes hatte sich über den Ruinen der gefallenen Kirche aufgebaut. Deutschland war wie der übrige Continent von dieser neuen Macht unterjocht, die vornehme Welt unterwarf sich immer entschiedener. Die Revolution bewies, daß diese Richtung in Frankreich eine aus dem innersten Dasein des Volkes entsprungene war: während sie, wie viele Anhänger sie sich auch erwarb, wie überwiegend sie auch in der Literatur, wie in den höheren gesellis

gen Kreisen hervortrat, doch immer eine fremde Herrschaft blieb, die Deutschland abzuwerfen aufgefordert war.

Noch hat diese fremde Herrschaft eine so große Gewalt, noch wird, wo man Staatsverhältnisse, innere wie äußere, beurtheilt, die Macht des glaubenleeren Wissens so hoch gehalten, die stille Gewalt des bildenden Geistes so wenig erkannt, daß man es in vielen Kreisen achselzuckend als eine bejammernswürdige Pedanterie eines Gelehrten betrachten wird, wenn ich zu behaupten wage, daß die Speculation, die eben in der zurückgedrängten und wenig geachteten deutschen Literatur, unter Friedrich dem Zweiten, durch Kant hervortrat, so wie die Poesie, die Goethe schuf, und der Einfluß eines tiefen Geistes, wie Lessing, die ersten Momente eines inneren Kampfes des deutschen Volkes gegen Frankreich enthielt. Es war ein Wissen, welches mit allem Reichthum seiner Entwickelung sich dem Glauben zuwandte, ohne ihn zu erkennen.

Ich darf diese Darstellung hier nicht weiter ausdehnen. Preußen ging dem dritten Moment seines Daseins entgegen. Es war berufen, seine geistige Aufgabe zu fassen, aber diese war nicht preußisch, sondern

deutsch. Hier in Deutschland haben wir, so viele Jahrhunderte hindurch, die Völker eines Volksstammes, während der heftigsten äußeren Kämpfe, wie in Griechenland, in geistiger Einheit verbunden gesehen. Nie gelang es, selbst während der tiefsten religiösen Trennung, diese allein geistige Herrschaft zu überwinden. Durch Kriegsheere und Administration war Preußen, auf eine herbe Weise, in Gefahr, in seiner Vereinzelung zu erstarren. Der Staat sollte lernen, daß er auch in seiner Selbständigkeit nicht theilweise, sondern ganz deutsch sein müßte, wenn er seine Bedeutung, sein Ansehen, seinen Einfluß behalten wollte; daher die harte Prüfung.

Die Gründung der Universität in Berlin ist in der That eine der merkwürdigsten geschichtlichen Ereignisse unserer Tage. Vergleichen wir, was damals geschah, mit dem, wozu die Regierung sich etwa entschlossen haben würde, wenn man sie wenige Jahre früher auf die dürftige Lage der Universität in Halle aufmerksam gemacht hätte, so muß man in der That in Erstaunen gerathen. Diese Universität war in den letzten Jahren vor allen übrigen begünstiget: und dennoch waren die dortigen Institute in einer so dürfti-

gen Lage, die keineswegs den damaligen wissenschaftlichen Bedürfnissen entsprach; und doch würden die Vorschläge einer zeitgemäßen Erweiterung derselben entschieden abgeschlagen worden sein, wenn man gewagt hätte, sie vorzutragen. Jetzt, nachdem der Staat halb zerstört erschien, nachdem alle Hülfsmittel verschwunden waren, ein Theil der reichsten Provinzen in feindlicher Gewalt, und das innerlich zerrüttete Land einer traurigen Zukunft entgegensah, war man einer Anstrengung fähig, die man kurz vorher, nach einem zehnjährigen Frieden, für schlechthin unmöglich erklärt haben würde. Wodurch entstand diese mächtige, großartige That? Es war die Ueberzeugung, daß das geschlagene Preußen berufen war, vor allem in Deutschland einen, Adel und Bürgerschaft, militairische und administrative Institutionen auf gleiche Weise durchdringenden Mittelpunkt zu bilden; es war die innere Zuversicht, mit welcher man diesen Ruf freudig anerkannte, und an seine Erfüllung die schönsten Hoffnungen knüpfte.

In der That, die Gesinnung, die damals in Berlin während des härtesten Druckes herrschte, war bewundernswürdig. Die Hauptstadt war von feindlichen

Truppen besetzt, der König hielt sich an der fernen russischen Grenze auf, und dennoch war die Stadt, das Land, nur äußerlich beherrscht, eine sehr geringe Minorität des Landes innerlich unterjocht. Die Feinde hatten Festungen eingenommen, die Armee war geschlagen und dem übermächtigen Sieger gegenüber so gut wie waffenlos: aber ein inneres, dem Feinde unsichtbares Heer hatte sich an die Stelle des äußeren gebildet, zog sich immer dichter zusammen, und man kann behaupten, der Feind erlitt täglich Niederlagen, die freilich nicht laut wurden. Der Sieger ahnete sie kaum und ihre Erfolge blieben ihm verborgen. Männer, wie Schleiermacher, alle bedeutenden Geister waren ohne Verabredung in einem inneren Bunde; das ganze Bewußtsein der Einwohner der Hauptstadt schien sich, aller äußeren Unwahrscheinlichkeit zum Trotz, auf den bevorstehenden Kampf vorzubereiten. Niemals waren Volk und König inniger verbunden; die erbitterte Armee lauerte auf den Augenblick, der ihr erlauben würde, die Schmach der Niederlage zu vertilgen. Als der Krieg anfing, der noch ungewisse Kampf begann, ward Land und Heer wie von einem ahnungsvollen Schrecken ergriffen. Die Armee vermochte sich

nicht wieder zu sammeln, die Festungen öffneten die Thore, fast ohne belagert zu sein; erst auf der entferntesten östlichen Grenze bei Eilau, bei Friedland, war dieses Schrecken völlig verschwunden; und der besonnene Muth, mit welchem hier gekämpft wurde, die hartnäckige Tapferkeit, mit welcher Danzig und Graudenz vertheidigt wurden, hätte den Feind belehren sollen, daß im Heere die alte Kühnheit, der alte deutsche Muth wieder entstanden war. Aber von hier aus nahm er alle Einwohner in Anspruch, ein jeder Preuße war innerlich bewaffnet. Eine Ansicht des Lebens fing an sich auszubilden, die alle Momente desselben durchdrang, und während der kriegerische Geist und die strenge militairische Ordnung die von dem Feinde, man kann sagen, unbesonnen geduldeten Reste des Heeres in sich stärkte, und über seine sichtbaren Grenzen hinaus ein verborgenes schuf, das in jedem Augenblick bereit war, sich zu waffnen, und sich an jenes anzuschließen, während die Sicherheit und Virtuosität die gewöhnlichen Hülfsmittel für zukünftige große Erfolge zu concentriren vermochte, wurde der stille prophetische Ruf, der eine großartige Vereinigung weissagte, von allen Preußen vernommen. Seine mäch-

tige Bedeutung blieb aber dem Feinde, obgleich er im Lande lebte und herrschte, verborgen.

Damals trat Fichte als derjenige hervor, der mit so bewundernswürdiger Kühnheit unter den Augen der Sieger, deutsche Freiheit verkündigte. Damals stärkte mit gleicher Kühnheit Schleiermacher die innere Gesinnung, die von Rechtswegen, wo für Altar und Heerd gekämpft wurde, eine religiöse Bedeutung hatte. Beide waren im eigentlichsten Sinne deutsche Volksredner. Es wird schwer sein, die Deutschen für eine bestimmte oberflächliche, auf den Eindruck des Augenblicks berechnete, politische Combination zu gewinnen. Selbst wo sie sich, wie in den vielen neueren Kammerverhandlungen äußern will, erscheint sie ohnmächtig und ungeschickt. Der Franzose wird, wenn man ihn für solche Zwecke in Bewegung setzt, durch keine tiefere Zweifel gestört. Er vergißt Vergangenes und Zukünftiges; das Ziel, was ihm eben vorschwebt, ist ihm Alles, und jedes Mittel, es zu erreichen, steht ihm zu Gebote. Der Deutsche kann die Lebensmomente so isolirt nicht ergreifen; mannigfaltige Zweifel quälen ihn, und der günstige Augenblick ist verschwunden, bevor er zu irgend einem Entschluß gekommen

ist. Nur eine tiefere Gesinnung, die das ganze Leben in seinem Innersten bewegt, bildet den scheinbar verhüllten Mittelpunkt der innigsten Vereinigung. Daher glänzt Deutschland selten durch prunkende Erfolge, deren Bedeutungen verfliegen, wie sie entstanden sind. Langsam, scheinbar schlummernd regt sich der innere Geist: aber der Augenblick seiner Thätigkeit ruft Ereignisse hervor, die für Jahrhunderte ihre Bedeutung erhalten. So war Deutschland berufen, die Reformation zu begründen; und die Aufgabe, die Revolution zu besiegen, ist, seit dem Befreiungskriege, diesem Volke geworden, und geht noch immer durch eine lange Reihe von Jahren ihrer Lösung entgegen.

Alle Hoffnung, die in Deutschland auf die Preußische Macht gegründet war, sah man verschwunden. Als diese vernichtet war, erzeugte sich eine Abneigung der deutschen Staaten, die immer mächtiger ward: und eben in diesem Augenblick bildete sich eine Universität, auf welche ganz Deutschland, selbst mit Widerwillen, erwartungsvoll hinblickte. Berlin ward früher keineswegs als ein Mittelpunkt geistiger Eigenthümlichkeit betrachtet. Die französische Ansicht aller Wissenschaften beherrschte hier früher, wie später das deutsche

Volk, auf eine gefährlichere Weise aber, die Geister; denn gegen die äußere Herrschaft konnte die Gesinnung sich innerlich waffnen, die, unmittelbar angegriffen, durch die innere gelähmt wurde. Eine halb deutsche, halb französische Akademie in Berlin zeichnete sich nur durch die doppelte Halbheit aus, die freilich kein Ganzes zu bilden vermochte. Und diese Stadt, von den vornehmsten Geistern Deutschlands gering geschätzt, ja von den eigenen einheimischen, wo sie tüchtiger Art waren; vom Feinde besetzt, wie sie jetzt erschien: diese verwüstete Hauptstadt eines fast zerstörten Reiches ward plötzlich für ganz Deutschland in eine Stadt glänzender geistiger Hoffnungen verwandelt. Hierher, wo der Druck der Feinde am härtesten war, eilten die freiesten deutschen Geister, und die besten wünschten hier die Freiheit zu verkünden.

Die Anlage der Universität fand im großartigsten Sinne statt. Die mannigfaltigsten Stimmen der bedeutendsten Gelehrten wurden gehört und W. v. Humboldt leitete die erste Anlage ein; auf die Stimmen solcher Männer, wie Wolf und Schleiermacher, später Reil, ward geachtet. Alle wissenschaftliche Institute wurden nach einem großartigen zeitgemäßen Plane ent-

worfen, die vorhandenen Sammlungen der Universität übergeben; man berief die ausgezeichnetsten Gelehrten, und ein jeder nahm gern den Ruf an. Nur in Beziehung auf die Speculation herrschte ein bedeutendes Schwanken. Im Anfange war es die Absicht, geflissentlich ein philosophisches Chaos hervorzurufen: welches einen merkwürdigen Gegensatz gegen die spätere, selbst von den Behörden unterstützte strenge Schule bildete. Die Bedeutung der Speculation für die deutsche Bildung ward zugestanden und erkannt, aber nicht anerkannt. Besonders schien man der Naturphilosophie keinesweges günstig. Höchstens wollte man die Anwendung einiger Kantischer Begriffe auf die empirische Ausbildung der Naturwissenschaft dulden. So schien man geneigt zu sein, eine vorherrschend dynamische Hypothese, der atomistischen, in England und Frankreich zu Grunde gelegten, als für Deutschland passend zu betrachten. W. v. Humboldt glaubte, daß kein philosophisches System der damaligen Zeit auf Anerkennung Anspruch machen könnte. Junge geistreiche Männer, meinte er, könnten sich als Privatdocenten den Rang abzulaufen suchen, und dem endlichen Sieger könnte man dann den Kranz reichen.

Einen Professor der Philosophie brauche man zwar, aber Fichte wäre ja da, und Schleiermacher, obgleich Theolog, war ja auch ein tüchtiger Philosoph.

Daß ich den heißesten Wunsch hatte, nach Berlin versetzt zu werden, versteht sich wohl von selbst; auch glaubte ich auf eine solche Anstellung hoffen zu können. Ich betrachtete mich, wie auf einen gefährlichen Vorposten gestellt, und glaubte erwarten zu dürfen, daß man mich abrufen würde. Indessen zeigten sich immer mehr Schwierigkeiten. Es dauerte lange, ehe ich alle Hoffnung aufgab und zu der Ueberzeugung kam, daß man mich in Berlin nicht haben wolle. Der Entschluß, in allem Ernst eine Naturphilosophie als eine selbständige Wissenschaft auszubilden, den Grund zu legen zu einer lebendig geistigen Auffassung der Natur, ward als etwas Thörichtes betrachtet. Obgleich dieser Entschluß, der mir vorschwebte, der immer klarer werdende Inhalt meines Lebens war, so stand ich doch zu isolirt da: die Philosophen bewegten sich in einer von der Natur abgewandten Abstraction; die Naturforscher hielten eine jede übersinnliche Auffassung des Sinnlichen für einen Wahn, der nicht streng genug abgewiesen werden könnte.

Ich will nicht behaupten, daß die Naturforscher, wenn sie mich ernsthaft bestritten hätten, im Unrecht gewesen wären. Mir und meiner Unternehmung wäre ein solcher Kampf auf jede Weise heilsam gewesen. Mit der Natur läßt sich kein solches dialektisches Spiel treiben, wie mit der Geschichte in unseren Tagen. Die Naturwissenschaft eines jeden Zeitalters hat etwas in sich Abgeschlossenes, welches eine bestimmte Zeit des Erkennens begründet. Sie schreitet innerhalb scharf aufgefaßter Bemühungen mit Strenge fort, und Aufgaben, die sie stellt, lassen sich zwar frei auffassen, aber nicht willkürlich deuten. Eben deswegen bin ich noch immer überzeugt, daß eine gelungene Naturphilosophie die erste feste Begründung einer wirklichen Philosophie der Zukunft abgeben muß: aber die Verwirklichung derselben ist eine wahrhaft geschichtliche That, nicht das Unternehmen einer isolirten Persönlichkeit; und ich stand damals, stehe zum Theil jetzt noch allein da. Ich werde Gelegenheit finden, über meine gegenwärtige wissenschaftliche Stellung noch ein letztes Wort zu sagen.

Der Kampf aber, den ich jetzt zu bestehen hatte, war kein öffentlicher, in welchem theilweise zu unterliegen, mir nicht zur Schande gereichen würde. Es

war ein geheimer, gegen welchen ich nichts vermochte. Schleiermacher, der doch nun bei der Errichtung der Universität viel vermochte, und noch mehr, als Graf Dohna Humboldts Nachfolger ward, schrieb mir öfter. Meine Berufung schien manchmal ganz nahe zu liegen. Plötzlich klang Alles ganz anders; man beschuldigte mich, daß ich Thatsachen ersönne, andere verunstaltete, und daß eben deswegen meine Vorträge die Jugend irre führten. Ich bat meinen Freund, den Naturforschern, die solche Beschuldigungen hören ließen, doch zu sagen: daß Angriffe der Art nur eine Bedeutung hätten, wenn sie vollkommen bestimmt und öffentlich ausgesprochen würden; wären sie begründet, dann wären die Naturforscher verpflichtet, mich nicht zu schonen. Daß meine naturphilosophischen Schriften schon seit mehreren Jahren dem Publikum vorlägen, ohne von den Naturforschern, wie es sich gebührte, angegriffen zu sein. Daß man aber mich geflissentlich in eine Lage versetzte, und verkümmern ließ, die eine jede Kraft lähmen müßte, schien eher eine Furcht zu bezeugen, die der strengen Wissenschaft unwürdig wäre. Die Naturphilosophie betrachtet freilich alle Thatsachen von einem anderen

Standpunkte. Die Begründung derselben, eben je allseitiger und gründlicher sie versucht wird, kann nicht das Werk weniger Jahre sein. Was als Verunstaltung erscheint, was als rein ersonnen betrachtet wird, kann nothwendige Folge der verschiedenen Standpunkte sein. Bei einem so schwierigen Unternehmen sind Irrthümer unvermeidlich. Wollte man die Naturphilosophie verdrängen, so könnte doch bei der schon stattfindenden Verbreitung derselben ihr einmal in vielen Richtungen thätig gewordener Einfluß nicht vernichtet werden, wohl aber wird sich das wechselseitige Mißverständniß fortdauernd unterhalten. Eine unfertige Naturphilosophie wird allerdings schädlich und die Gefahr derselben vergrößert, nicht abgewandt, wenn man ihre Ausbildung zu lähmen, nicht zu fördern sucht. Jener Ausspruch des Gamaliel: „ist das Werk aus Gott, (d. h. ein wesentliches Element der fortschreitenden Geschichte) so wird es bestehen, wo nicht, so wird es untergehen," galt besonders, meinte ich, hier; die Philosophie selbst habe eine solche Höhe erreicht, daß eine allumfassende Forderung, die Natur der Dinge geistig zu deuten, nicht mehr abzuweisen sei, sie liege in der Zeit. Daß die Naturforscher, die der Akademie

und die der Universität vereinigt, in Berlin eine mächtige Schule bilden, daß diese neben der Londoner und Pariser in eigenthümlicher Kraft hervortreten würde, ließ sich mit Bestimmtheit voraussetzen. Ich hatte an den Angriffen der jüngeren Naturphilosophen auf die empirischen Naturforscher keinen Theil genommen. Noch in den Jahren jugendlicher Zuversicht konnte ich, auf den lebhaftesten Kampfplatz versetzt, mich am besten ausbilden. Es wäre, durfte ich behaupten, ein großer Irrthum, wenn man glauben wollte, der Naturphilosoph wähne, alle Virtuosität der verschiedensten Naturforscher zu besitzen. Die Fähigkeit, die der Naturphilosoph sich zutrauen müßte, sollte sein Werk gelingen, bestände eben darin, daß er die sicheren Resultate der Forschung von den noch streitigen unterscheiden lerne. Meine Absicht wäre eben, aller eigenen empirischen Beschäftigung, allen Ansprüchen auf große Entdeckungen, die genaue und lange Zeit erfordernde Untersuchungen erheischten, zu entsagen. So würde ich eben, in die Mitte einer großartigen Schule für Naturforscher versetzt, ihr fortdauernder Schüler bleiben, und dürfte nur das benutzen, was sie für reif erklärten. Manches hatte ich doch schon ausgesprochen,

was sie mußten gelten lassen. Und nach Allem, was geschehen war, schien es zu meinem Vortheil zu sprechen, wenn ich einen Kampf suchte, den sie vermeiden wollten.

Daß alle solche Gründe gegen eine einmal gefaßte Ansicht Nichts vermochten, würde ich eingesehen haben, wenn ich die später erworbene Erfahrung damals schon besessen hätte. Und doch ist selbst dieses ungewiß; denn so ist der Mensch. Lebhafte Wünsche rufen unwillkürlich, aller erlangten Erfahrung zum Trotz, zuversichtliche Hoffnungen mit allen ihren Täuschungen hervor. In der Geschichte der Staaten wie im Leben der einzelnen Menschen kann man sagen: wir lernen durch die Vergangenheit und die aus ihr geschöpfte Erfahrung nur wenig, das Größte gelingt mehr durch eine Macht der Zukunft, in welcher eine abgestorbene Vergangenheit nicht verschwinden, wohl aber ein bedeutenderes Leben gewinnen soll.

Es ist indeß damals wirklich gelungen, mich entfernt zu halten, und durch ein mehr als zwanzigjähriges wissenschaftliches Exil mich in eine ferne Provinz zu bannen.

Es blieb aber nicht dabei. Auch ein Mann, in welchem man eine Stütze der Naturphilosophie zu erkennen glaubte, der freilich von den Naturforschern

auch da, wo man seine bedeutenden Ansichten benutzte, wenig geachtet wurde, ward als mein Feind dargestellt. In einem Schreiben von Schleiermacher, welches vor mir liegt, schreibt er mir: „Du bist, wie man mir sagt, von Goethe öffentlich angegriffen. Du mußt," schreibt er, „von liebender Theilnahme aufgeregt, ihm öffentlich gegenübertreten. Wie viel Du ihm auch verdankst, wie hoch Du ihn auch verehrest, Du darfst ihn nicht schonen." Die Bestimmtheit, mit welcher Schleiermacher schrieb, überraschte mich zwar, aber der ungeschickte Versuch, mir zu schaden, konnte freilich nicht gelingen. Ich hatte eben einen freundlichen Brief von Goethe erhalten, ja zum Ueberfluß den damals eben erschienenen zweiten Theil seiner Optik, in welcher er meiner freundlich und anerkennend erwähnt.

Der Tod meiner Kinder, die immer drückender werdende finanzielle Lage, meine völlig gehemmte Wirksamkeit als Universitätslehrer, verdüsterten meine Stimmung immer mehr, als alle Hoffnung, gerettet zu werden, verschwunden war. Und leider wurde die Gefahr, in welche ich durch Ereignisse, die später erwähnt werden sollen, hineingerissen wurde, täglich grö-

ßer. Professor Sternberg in Marburg war füsilirt, und an die Stelle der glänzenden Hoffnungen trat die düstere Aussicht auf ein unnütz vergeudetes Leben und einen gewaltsamen Tod mir entgegen.

Eben in dieser Zeit gab Reil alle seine Entwürfe und Unternehmungen auf, und ging nach Berlin. Meine letzte Stütze bei der Universität war nun verschwunden, und mir blieb nichts übrig.

Indessen geschah für mich in Berlin noch ein Versuch. Reil und Schleiermacher traten zusammen; beide erklärten, daß sie mich neben sich nicht entbehren könnten, daß meine naturphilosophischen Lehren Grundlagen enthielten, auf welche sie in ihren Vorträgen hinweisen müßten. Aber auch diese ganz entschiedene Erklärung war ohne Erfolg. Man nahm seine Zuflucht zu dem, was immer zuletzt vorgeschoben wird, wenn man ein Gesuch entschieden abweisen will; man behauptete, es fehle an Geld. Schleiermacher und Reil traten nun, mit einander verbunden, mit dem Vorschlage hervor, von ihrem Gehalt so viel abzutreten, als hinreichend wäre, um mich zu besolden, wenigstens so lange, bis meine Vorträge und meine wissenschaftliche Thätigkeit überhaupt, die Ueberzeugung

begründet hätten, daß ich für die Universität nicht entbehrt werden könnte. Der Entschluß meiner Gegner war aber fest, und daß ein solcher Vorschlag nicht angenommen wurde, war natürlich. Aber diese großmüthige Entsagung zweier bedeutender Männer, der eine durch scharfe Auffassung und kritisch-dialektische Behandlung philosophischer Ideen, der andere durch die genauesten und glücklichsten naturwissenschaftlichen Untersuchungen berühmt geworden, gaben mir, so ausgesprochen, eine frohe Zuversicht, die freilich mit meiner äußern Lage in einem herben Widerspruch stand. Und wie sollte ich die Hoffnung auf zukünftige wissenschaftliche Erfolge aufgeben, wenn zwei ausgezeichnete Männer kein Bedenken trugen, sie zu garantiren!

Wie ich nun dennoch einen Ruf nach Preußen erhielt und unter welchen Verhältnissen, wird später erwähnt werden; denn jetzt wird es Zeit sein, eine Seite meiner Thätigkeit in Halle im Zusammenhange zu betrachten, die freilich mit der wissenschaftlichen eben so wenig als mit der religiösen Richtung meines Lebens im Zusammenhange zu stehen scheint, vielleicht aber ein größeres Interesse der Leser in Anspruch nehmen wird.

Geheime politische Unternehmungan.

Man pflegt nicht selten den Herrschern und überhaupt den höheren Klassen vorzuwerfen, daß sie die Gesinnungen des Volkes und die drohenden Verhältnisse, die oft zu verschiedenen Zeiten und in verschiedenen Ländern der bestehenden Ordnung, und mit dieser ihrer eigenen Existenz Gefahr bringen, nicht erkennen, und dadurch in dem entscheidenden Moment überrascht und besiegt werden. Napoleon aber war unter dem Volke geboren und erzogen; er selbst hatte an Volksumtrieben Theil genommen und was man mit dem Volke unternehmen, wie man es entflammen könne, erfahren. Freilich, solche Erfahrungen von Unternehmungen, die theils gegen ihn statt fanden, theils von ihm selbst geleitet wurden, kannte er bis jetzt nur in Frankreich und Italien, und er selbst war ein geborner Italiener, in Frankreich unter der Revolution erzogen. Die widerstrebende Volksgesinnung äußert sich ganz anders in südlichen, als in nördlichen Ländern. Sie organisirt dort leichter Aufstände, weil das Leben überhaupt leichter sich bewegt und umwandelt. Das fortdauernd gegen Napoleon kämpfende Spanien

konnte ihm daher keine neue Erfahrungen bringen. In Norddeutschland ist das Leben an den mühsamen Erwerb geknüpft; was eine Familie mit unausgesetzter Aufmerksamkeit und steter sorgsamer Anstrengung erlangt hat, muß sie ängstlich zusammen halten. Das ganze Leben in Gegenden, die nichts schenken, denen Alles mühsam abgerungen werden muß, ist ein künstliches, und eine jede plötzliche Veränderung droht nicht bloß mit einem vorübergehenden Mangel, vielmehr mit der höchsten, ja mit vernichtender Armuth. Ein Nordländer kann nicht sein Haus verlassen und sich in Wäldern aufhalten; ein Guerillakrieg von irgend einem Erfolg ist in den flachen Ländern unmöglich, und wenn der Deutsche es wagen wollte, während der kurzen Sommermonate mit der Familie Städte und Dörfer zu verlassen und sich in sumpfige Gegenden, oder wo Gebirge sind, in unzugängliche Schluchten zurückzuziehen, so schwebt ihm der drohende Winter vor den Augen, der ihm eine Zuflucht nach den Städten und Dörfern nothwendig macht. Die industriöse Thätigkeit der Nordländer wird als ein Vorzug, ja mit Recht als die Grundlage einer höhern geistigen Entwickelung betrachtet. Der Mensch wird

durch den mühsamen Erwerb von der Natur losgesprochen; was ihn erhält, ist das Erzeugniß der eigenen bewußten That, und das Bewußtsein, einmal in Thätigkeit gesetzt, findet keine Ruhe und ergreift immer höhere Probleme, immer höhere Gegenstände, die es durchdringen, erkennen, geistig beherrschen will. So sind die nördlichen Staaten schon aus einem ursprünglichen Verhältnisse zur Natur, die beherrscht werden muß, auf ganz anderen Grundlagen entstanden und erbaut, als die südlichen; wenn sie überwältigt werden, ist ein kühnes Auflehnen gegen die fremde Gewalt fast unmöglich. Man entschließt sich, das Verlorene aufzugeben, die harten Anforderungen des Siegers zu dulden, aber nur, um mit desto größerer sorgsamer Emsigkeit das Gerettete zusammenzuhalten und für eine dürftige Existenz zu retten. Ja die Behörden finden sich verpflichtet, diese erhaltende Gesinnung der einzelnen Bürger zu unterstützen; selbst der Feind erkennt die Nothwendigkeit, Maaß und Ordnung in seinen Forderungen eintreten zu lassen, wenn er seine eigene Existenz in dem besetzten Lande retten will. An die Stelle des Naturreichthums, der in südlichen Ländern die feindliche Armee und das

auswandernde Volk, wenn auch dürftig, erhält, zeigt sich in den nördlichen Ländern, als ein Unsichtbares, die ordnende Thätigkeit, der zusammenhaltende Fleiß, der die Gewalt einer zweiten Natur besitzt; und wie ein Heer sich selbst vernichten würde, wenn es das unreife Korn fruchtbarer Felder im Lande zerstörte, so muß es die Sorgfalt der Familie für die eigene Existenz in allen Richtungen des Lebens als den fruchtbaren Boden betrachten, der ihm allein eine erwünschte Ernte zu bringen vermag. — Aus diesen Gründen ist schon jene convulsivische Bewegung ganzer Massen, die das Bestehende bedroht und alle Verhältnisse der Staaten erschüttert, ja, wie jetzt in Spanien, jahrelang dauert, in nördlichen Ländern nicht zu befürchten.

Diese Erfahrung mag dazu beigetragen haben, Napoleon in Beziehung auf Preußen zu täuschen, und selbst während der Restauration war man kaum von einer größern Blindheit geschlagen. So verschieden die Umstände auch waren, so entsprang die Verblendung doch aus dem nämlichen Grunde. Die feindliche Gewalt, die während der Restauration König und Adel bedrohte, blieb diesen eben so unbekannt, ja für das

Erkennen unzugänglich, wie die preußische Volksgesinnung. Allerdings war das Volk nicht geneigt, die noch so bedrohte bürgerliche Existenz unbesonnen aufs Spiel zu setzen, denn sie sahen jenseits des mühsamen ruhigen Fleißes keine mögliche Rettung, aber die still sich stärkende Gesinnung, die sich stillschweigend nährte, lauerte nur auf ein Ereigniß, welches sie mit Sicherheit erwartete. Die leichte Beweglichkeit südlicher Länder ruft eine größere Fügsamkeit in veränderten Verhältnissen hervor. Ein Volk, welches leicht zum Aufruhr geneigt ist, wird eben nach einigen mißlungenen Versuchen am sichersten unterworfen. Der stille Zorn dahingegen, der die Vergangenheit als ein Heiligthum bewahrt, Altar und Heerd in immer sicherer Verborgenheit schützt, bereitet sich Tag und Nacht zu dem entscheidenden Kampfe; und die scheinbare Selbstsucht der Familie nährt im Geheimen die entschlossenste Aufopferung.

Napoleon war an einen solchen stillen und verborgenen Widerstand nicht gewöhnt. Eine feile Literatur diente ihm, und man sah vielleicht nie entschiedener, wie wenig diese ein Ausdruck allgemeiner Gesinnung ist, als damals. Die Besten schwiegen, und

wo sie sprachen, wurden sie nicht verstanden. Zwar haßte Napoleon die deutsche Literatur. „Die deutschen Gelehrten,“ äußerte er, „mischen in Alles die Politik, selbst in die Grammatik und Mathematik,“ aber er verachtete sie. Als er den Buchhändler Palm todtschießen ließ, glaubte er wohl den Rücken seiner Armee gefährdet, aber kaum ließ er sich davon abhalten, ähnliche Beispiele der Strenge zu wiederholen, weil er die öffentliche Meinung der Deutschen fürchtete. Er hatte gewiß keine Ahnung von der Tiefe der Erbitterung und von der gefährlichen Stimmung, die durch diese Mordthat hervorgerufen wurde. Der Fehler, der bei Palms Ermordung stattfand, war die große Oeffentlichkeit und das Aufsehen Erregende dieser Execution; eben weil Napoleon dem ganzen Lande Schrecken einflößen wollte, mißlang seine Absicht, und der allgemeine Zorn vertrat, je weiter man von dem Schauplatze entfernt war, desto entschiedener die Stelle der Furcht. Erfolgreicher waren einzelne stille Ermordungen, die ohne allen Grund an unbedeutenden Menschen der geringern Klasse ausgeübt wurden. Wenn es der geheimen Polizei der Armee in einer langen Zeit nicht gelungen war, Spuren feindseliger

Gesinnung zu entdecken, ergriff man ohne Bedenken irgend einen Menschen aus den geringeren Klassen, freilich solche, die sich herumtrieben, und als Durchwandernde in der Gegend fremd waren. Wirklich sollen auf diese Weise Einige erschossen worden sein. Diese venetianische Justiz, eben je unerwarteter sie ausgeübt wurde, je unmöglicher es war, den Grund derselben zu entdecken, war nur auf die nächste Umgebung berechnet; hier aber von großem Erfolg. In der That gab es Gegenden, selbst im nördlichen Deutschland, wo alte Freunde gegen einander mißtrauisch wurden, wo furchtsame Menschen allenthalben gefährliche Männer, die einerseits zum Aufstand locken wollten, und andererseits lauernde Angeber, zu erblicken glaubten. Diese Furcht hatte dennoch keinen Einfluß auf die Gesinnung, in den Städten am wenigsten; in keiner Stadt des Königreichs Westphalen aber weniger als in Halle.

Es sei mir hier erlaubt, meine eigene Stellung zu erwähnen. Eine geheimnißvolle Gesinnung ist mir von jeher verhaßt gewesen; anvertraute Geheimnisse zwar glaube ich nie verrathen zu haben; unnütze waren mir von jeher zuwider. Es entsteht dadurch

ein leeres, armseliges Wichtigthun, welches ich selbst in den engeren Familienverhältnissen hasse. Meine feindliche Gesinnung gegen die herrschende Gewalt, war schon früher, als sie aus der Ferne drohte, so entschieden ausgesprochen, daß ein völliges Stillschweigen mir, wie ich glauben mußte, jetzt doppelt gefährlich werden konnte. Je mehr ich, selbst wider meinen Willen und gegen meine Ueberzeugung, in geheime Umtriebe verwickelt wurde, desto nothwendiger schien es mir, meine Gesinnung nicht zu verheimlichen. Ich erschien, je unbefangener meine Aeußerungen waren, eben desto unverdächtiger, und erinnere mich mit einer Art von Vergnügen, wie einst an einem öffentlichen Orte ein entgegengesetzter Verdacht entstand. Ich hatte mich, wie gewöhnlich, rücksichtslos über Zeitverhältnisse ausgelassen. Freunde und Bekannte stimmten offen oder furchtsamer mit ein, aber ich erfuhr später, daß ein Reisender, als ich mich entfernt hatte, sich mit Schrecken an die Zurückgebliebenen wandte und seine Furcht äußerte. „Der Herr,“ sagte er, „muß zur geheimen Polizei gehören, nur wer sich sicher weiß, kann es wagen, sich so auszusprechen.“ Doch hatte ich auch einen andern Grund, weshalb ich so

viel wagen konnte. An öffentlichen Orten erschien ich wenig, in den Kreis meines Umganges kam kein Verdächtiger, und selbst wenn zufällig ein solcher dagewesen wäre, würde er sich in Halle auf jede Weise der Entdeckung ausgesetzt haben. Solche völlig rücksichtslose Aeußerungen riefen ähnliche hervor. Es ward Gewohnheit, Gespräche zu führen, die eine feindliche Gesinnung nährten und stärkten. Furchtsame glaubten wohl durch meine Unbesonnenheit geschützt zu sein, und eine feindliche Stimmung, die auf jede Weise zu unterhalten meine Absicht war, fand in der wohlgesinnten Stadt wohl hier und da einige Nahrung.

Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß es in Napoleons Gewalt gestanden hätte, nach dem Kriege Preußen völlig zu vernichten; wäre es schnell und entschieden geschehen, so würde die Hülfe von Oestreich und Rußland, wenn der erste Staat seinen Zorn über Preußens Verhalten im Jahre 1805 vergessen, wenn die Kräfte des besiegten Rußlands einen solchen Entschluß wirklich reif zu werden erlaubt hätten, doch auf jeden Fall zu spät gekommen sein: aber Napoleon kannte die geheime Gesinnung nicht, selbst wo

sie laut ward, blieb der Inhalt verborgen. Ich darf in dieser Rücksicht mich auf die eigene Erfahrung berufen. Meine Schrift „über die Idee der Universitäten" mußte jedem deutschen Leser vollkommen klar sein. Sie enthielt einen, keinesweges versteckten Aufruf, die inneren, im tiefsten Sinne eigenthümlichen Kräfte des Landes in sich zu vereinigen und so den Druck fremder vernichtender Kräfte abzuwehren und zu besiegen. „Sie würden, schrieb Villers, verloren sein, wenn Sie nicht für Ihre Darstellung eine Sprache gewählt hätten, die dem Franzosen ein völlig unverständliches Sanscrit ist." Ein Franzose glaubte, daß solche Ueberschwenglichkeiten gar keinen politischen Einfluß haben könnten, und doch war diese kleine Schrift während der Jahre des Drucks ein beliebtes Handbuch der Studirenden und wirkte, ich darf es sagen, wenn auch nur unmittelbar auf wenige, doch mittelbar auf sehr viele junge Männer aller deutschen Universitäten. Man wird später sehen, in welche genaue Berührung ich mit J. v. Müller's Nachfolger in Kassel, dem Herrn Leist kam. Er sprach ebenfalls über diese Schrift, gestand, daß er, als er sie gelesen, erschrocken sei, und warnte

mich, obgleich ich damals im Begriffe war, Halle zu verlassen und nach Breslau zu reisen. „Wir müssen," sagte er, „die kleine Spur von Preßfreiheit, die uns übrig geblieben ist, durch die größte Vorsicht in der Benutzung derselben zu retten suchen." „Sie haben Recht," antwortete ich, „ein im engen Raume eingesperrter Gefangener kann schon, wenn er leidenschaftlich auf und nieder in seinem Gefängniß geht, den Verdacht erregen, daß er versuchen will, die Freiheit zu gewinnen, und man kann sich dann wohl entschließen, ihn mit Ketten an die Wand zu befestigen."

Diese Unwissenheit von Seiten Napoleons und aller Franzosen hat Preußen gerettet und durch Preußen Deutschland. —

Ein ganzes Jahr verging, ohne daß irgend ein Strahl von Hoffnung in unsere trübe Lage fiel. Die kühnen Spanier, die allein den Kampf gegen Napoleon mit Entschlossenheit fortsetzten und seine Heere beschäftigten, gaben uns einen schwachen Trost, aber dennoch blieb der Druck der nämliche. Durch Halle ging eine französische Militärstraße, wir sahen die feindlichen Truppen sich fortdauernd hin- und herbewegen, in allen Häusern kannte man die schwere

Last der Einquartierung; Berthier, der schon durch den Titel, den er erhielt, als Fürst von Neufchatel, die herbsten Erinnerungen erwecken mußte, war im Besitz der Domäne Giebichenstein, einer der mächtigsten und größten im Lande. Der König von Preußen residirte noch immer in weiter Entfernung, erst in Memel, dann in Königsberg. Alle Nachrichten, die wir von da erhielten, waren im höchsten Grade trübe.

Einer solchen muß ich hier gedenken, die mich persönlich betraf und erschütterte. Meine Schwiegermutter hielt sich nach der Flucht und ehe sie nach Kassel zog, mit ihren Töchtern bei ihrem Bruder und Schwiegersohne, dem Geheimen Rath Alberti auf. Eines Tages wurde geklingelt, eine der jüngeren Töchter eröffnete die Thür und ihr trat ein großer französischer Offizier in Husarenuniform entgegen, der, ohne sich zu nennen, mit Entschiedenheit Eintritt verlangte. Das halberwachsene Mädchen wagte nicht, ihn abzuweisen; er trat ohne Weiteres der Frau gegenüber und ward gleich erkannt: es war ihr Sohn. Es war begreiflich, daß diese Entdeckung, der bedenklichen Verhältnisse ungeachtet, eine große Freude veranlaßte. Er hatte in Berlin das Kreuz der Ehren-

legion erhalten, und auch über diese Auszeichnung, die ihm im Kriege gegen sein Vaterland geworden war, konnte die arme Mutter sich freuen, und wer hätte gewagt, sie zu tadeln! Dieser Besuch fand freilich vor meiner Ankunft in Halle statt, aber ich erfuhr ihn hier erst. Schon einmal früher hatte ich, und zwar in der bedenklichsten und unheilschwangersten Zeit, von diesem Schwager Nachricht erhalten; es war nach der Flucht des Herzogs von Würtemberg, als Halle besetzt und mein Schwiegervater mit seiner Familie ebenfalls geflohen war. Da hieß es, daß Richard, wie er sich nannte, mit seiner Eskadron in der Nähe von Halle vorbeigezogen wäre. Ob er, wie ich gern voraussetze, durch ein tiefes Gefühl eines inneren quälenden Schmerzes geleitet, seinen Marsch durch Halle verhindert hat, ist mir freilich unbekannt geblieben. Mich aber quälte das Zusammentreffen seines Eindringens in die Stätte seiner Jugend und seiner Familie mit der Flucht der Mutter fortdauernd. Wenn nun, dachte ich mir, rohe Männer seines Commando's voraneilend die fliehende Mutter überfallen, geplündert, gemißhandelt hätten, wenn seine Hülfe zu spät gekommen wäre? Der furchtbare, nie zu lösende in-

nere Widerspruch, der einen solchen Sohn quälen, ja zu Grunde richten mußte, schwebte mir fortdauernd wie ein Gespenst vor der Seele. Ich war gezwungen, einen solchen unglücklichen Mann und seine vernichtenden inneren Kämpfe in allen Beziehungen mir weiter auszubilden und die Darstellung eines solchen unter dem Namen Rainault in den „vier Norwegern" enthält ein Bild der herbesten inneren Zerrissenheit. Eine Versöhnung im Leben schien mir unmöglich und man hat mir die Härte und Grausamkeit der Darstellung oft vorgeworfen. Ich will sie nicht vertheidigen, aber wie tief mein eigenes Leben mit dem Staate verschwistert war, dem ich diente, und dem ich mich, ohne die süße Erinnerung meines früheren kindlichen Lebens aufzugeben, ganz hingeben durfte, der mir als das Wesen meines innersten Daseins erschien, mag man aus dieser Darstellung herauslesen. Ich sah es für ein Glück an, daß ich ihn damals nicht sah, und selbst als ich jetzt seine Gegenwart in der Mitte der Familie erfuhr, war es mir, als hätte sich ein schwarzer Schatten in die nächste Nähe meiner theuersten Lebensverhältnisse hineingeworfen.

Meine erste Einweihung in die geheimeren Unternehmungen geschah freilich in einer sehr verhängnißvollen Zeit und auf eine bedeutende Weise. Ich erhielt mit meinem Freunde Blanc die Aufforderung, nach Dessau zu reisen, und als wir zur bestimmten Zeit im Gasthofe abstiegen, fanden wir dort mehrere Freunde aus Berlin. Schleiermacher, Reimer mit einem Verwandten, und Herrn v. Lützow, den jetzigen General-Lieutenant.

Der Kaiser Napoleon war in Erfurt, wo er, wie die bekannten Lebensbilder aus dem Befreiungskriege melden, den Kaiser von Rußland, die Könige von Baiern, Sachsen, Westphalen und Würtemberg, die Großherzöge von Baden und Würzburg, 42 Fürsten und Prinzen, 26 Staatsminister, ein halbes Hundert Generäle — und den Schauspieler Talma — um sich versammelt hatte. Dieses unermeßliche Festgepränge, welches mit dem Jahrestage der Auerstädter Schlacht, den 14. Oktober 1808 endigte, barg hinter sich einen Entschluß, der die Zukunft von ganz Europa umändern sollte. Durch die oben erwähnte Schrift haben wir erfahren, welch ein gefährliches Theilungsprojekt ganz im Geheimen in Wien besprochen worden. Ein Bündniß Napoleons mit dem Kaiser von Rußland

sollte dieses Project zur Wirklichkeit bringen. Ohne allen Zweifel war es seine Absicht, dem russischen Kaiser durch die Versammlung unterwürfiger Fürsten zu imponiren; in der That durch sie trat jene Erzählung, die in den nordisch-mythischen Geschichten mit dichterischer Uebertreibung vorkommt, die Erzählung von Etzel's Hochzeit mit Chriemhilde zu Wien, mitten aus dem prosaisch-europäischen Leben hervor. Daß Kaiser Alexander in diesem Augenblick sich nicht mit Erfolg von Napoleon trennen zu können glaubte, darf angenommen werden; daß ein kühner Eroberer, dessen Erfolge bis zu diesem Augenblick eine phantastische Größe erlangt hatten, einen solchen Plan willkürlicher Theilung aller europäischen Länder fassen und an sein Gelingen glauben konnte, ist sehr wahrscheinlich. Der russische Kaiser glaubte nicht, sich zurückziehen zu können, daß er aber jemals daran gedacht hat, verbunden mit Napoleon, die Theilung ernstlich vorzunehmen, darf wohl bezweifelt werden. Nachrichten von diesem Plane mögen durch den hannöverschen Gesandten Hardenberg, durch Stadion nach London und Berlin gekommen sein. Was ich damals erfuhr, war höchst dunkel und unbestimmt. Selbst ein bevor-

stehendes Bündniß zwischen Rußland und Frankreich schwebte nur wie eine dunkel gefürchtete zukünftige Möglichkeit mir vor. Soviel erinnere ich mich entschieden, daß von da an Stadion als ein bedeutender Mann, auf welchen die Deutschgesinnten große Hoffnungen setzten, erschien; daß die Versammlung in Erfurt, die Gegenwart des russischen Kaisers daselbst, gefährliche Pläne verbarg, die Preußens Existenz bedrohten. Was mir am wichtigsten schien, war aber, daß der geheime Widerstand gegen Napoleon nicht bloß unter dem Volke und durch dessen, wie es schien, wenig bedeutende zerstreute Anführer, sondern auch durch eine stille Verbrüderung noch immer mächtiger europäischer Staaten unterhalten wurde. Preußen kannte die Gefahr, die mit seiner Vernichtung drohte. Wenn Oesterreich sich auch noch nicht zu erklären wagte, so war doch eine bedeutende Partei thätig und unablässig beschäftigt, Deutschlands Untergang zu verhindern, und das gewaltige England bot alle Mittel auf, die Gefahr von Deutschland abzuwenden, und den Widerstand zu unterhalten und zu ermuntern. Diese, wenngleich unklare Uebersicht über eine bevorstehende dunkle Zukunft und über die Mittel, ihr entgegenzutreten,

versetzten mich in eine große innere Spannung. Wie auch der Erfolg sein mochte, das sah ich ein, daß ein jeder auf seine Weise thätig sein müsse, und wenn auch die That der Gegenwart und ihre Erfolge mir dunkel waren, wie die zukünftige Gefahr, so erwartete ich doch mit unerschütterlicher Zuversicht, die mich niemals verließ, Napoleons Untergang. Die Absicht der Zusammenkunft war nun keine positive, nur das erfuhr ich, daß eine Menge treu Verbündeter allenthalben zerstreut war, um auf eine jede Bewegung des französischen Heeres aufmerksam zu sein. Dieser Auftrag ward auch uns, und ein Jeder sollte, unterstützt von zuverlässigen und treuen Männern, die er mit Vorsicht an sich zog und in Thätigkeit setzte, die allgemeine Absicht zu fördern suchen.

Während wir nun uns darüber beriethen, waren Männer fortdauernd als Boten ausgesandt, um uns Nachrichten von Erfurt und der Umgegend so eilig als möglich zu bringen. Wir wurden so auf die mannigfaltigste Weise aufgeregt; Berichte liefen ein von Verdächtigen, die durch die Franzosen aufgehoben waren; selbst unsere Zusammenkunft schien bedroht, wenigstens wir, die wir in den besetzten Gegenden wohn-

ten, wenn wir zurückkehrten. Da erfuhren wir nun ein Ereigniß, welches mich ganz besonders überraschte und erschreckte. Ich glaubte nämlich, daß Baron v. Rumohr sich ruhig auf seinen Gütern in Holstein aufhalte; wie erschrak ich, als ich nun erfuhr, daß er einer großen Gefahr kaum entgangen war. Sein Franzosenhaß war mir zwar bekannt, aber auf welche Weise er den Franzosen verdächtig geworden war, ist mir bis jetzt noch unbekannt. Er hielt sich bei einem Verwandten, dem Herrn v. Münchhausen, auf einem Gute nicht weit von Erfurt, auf. Plötzlich erfuhr man, daß französische Gensdarmen sich dem Hause näherten, um ihn aufzuheben. Kaum gelang es seiner Schwester, der Frau des Hauses, ihn durch eine Hinterthür zu entfernen, als die Gensdarmen ins Haus traten; wenige Minuten nach seiner Entfernung konnte man ihnen versichern, daß v. Rumohr abgereist wäre. Mit wenigen Mitteln versehen, setzte er indessen seine Flucht fort und entkam glücklich nach Böhmen. In Prag traf ihn Reichardt, mein Schwiegervater. Von dieser Menge verworrener und aufregender Ereignisse umgeben, bemerkte ich, daß irgend ein dunkles Geheimniß meine Berliner Freunde be-

unruhigte. Sie suchten es uns offenbar zu verbergen, und es ward mir erst später bekannt. Zwei Männer, — ich erfuhr weder ihren Stand, noch ihre Namen, — hatten den verzweifelten Entschluß gefaßt, in Erfurt Napoleon zu ermorden. Daß meine Freunde diese That nicht bloß mit Entsetzen, sondern mit Abscheu betrachteten, brauche ich wohl kaum zu versichern. Mich ergriff, als ich es vernahm, ein Grauen. Daß ein schwarzes Verbrechen die Stelle Napoleons einnehmen sollte, war mir furchtbar, er, der Sieger, erschien mir wie eine Wohlthat aus Gottes gütiger Hand; er war bestimmt, die gelähmte Kraft zu stärken, krankhafte Ohnmacht zu vernichten, Treue gegen die Fürsten, Anhänglichkeit an das Vaterland, ja alles Heilige und Theure zu retten und zu beleben. Wenn ein Verbrechen ihn tödtete, dann waren alle meine schönsten Hoffnungen begraben, und selbst, wenn die Ermordung, was sehr unwahrscheinlich war, für die Gegenwart günstige Erfolge herbeizuführen schien, würde ich alle Erwartungen für die Zukunft aufgegeben haben, ja auf immer von dem mir so theuren Deutschland getrennt geblieben sein.

Aber ich rechnete mit einiger Zuversicht auf das

Mißlingen dieser That, und bald erfuhren wir, wie die Unternehmung abgelaufen war. Zwei Männer traten eilig herein und fielen einem Jeden sogleich auf. Perüken verbargen die Haare, und falsche Bärte, Striche über das Gesicht gezogen, entstellten die Gesichtszüge; es war nicht möglich, auf eine künstliche Weise die Aufmerksamkeit der Polizei entschiedener auf sich zu ziehen, und es schien mir fast ein Wunder, daß sie glücklich zu uns gelangt waren.

Sie hätten, erzählten sie, den letzten Tag der Versammlung in Erfurt abgewartet. Dieser Tag, der Jahrestag der Schlacht von Auerstädt, war zu einer Besichtigung des Schlachtfeldes bestimmt. Die beiden Männer lauerten, wie sie erzählten, mit gespannten Büchsen in einem Gebüsch; auch kam ihnen Napoleon wirklich auf Schußweite nahe, aber auf der ihnen zugewandten Seite ritt Kaiser Alexander neben ihm, und diente ihm als Schutz. Die Männer entfernten sich bald wieder, und wir athmeten freier. Jetzt trennten wir uns und ein Jeder kehrte nach seiner Heimat zurück.

Endlich erscholl die Nachricht von dem Kriege zwischen Frankreich und Oesterreich. Die großartigen Vorbereitungen, die in Oesterreich getroffen wurden, der allgemeine warme Enthusiasmus, der alle Einwohner entflammte, die mächtig ausgedehnte Bewaffnung der Landwehr neben der Armee, erregten die lebendigste Hoffnung: und dennoch war diese Hoffnung für mich nach der Ansicht, die mich ganz beherrschte, durch ein tief schmerzhaftes Gefühl niedergedrückt. Wer, was ich innerlich wie äußerlich erlebt hatte, und wie ich es erlebte, erwogen hat, wird einsehen, daß ich den gesunden Mittelpunkt deutscher Entwickelung nur von Preußen aus erwarten konnte. Hier ruhte, meiner innersten Ueberzeugung nach, hinter der finstersten Nacht die zu erwartende Morgenröthe. Die ganze Zukunft Deutschlands erhielt, wie ich überzeugt war, eine schiefe Richtung, wenn sie vorbereitet wurde durch einen Staat, dessen italienische, magyarische und slavische Elemente eine in diese seltsame Verbindung hereingezogene deutsche Nationalität enthielten. Doppelt schmerzhaft war mir daher die Geduld, mit welcher Preußen jetzt seine Unterwerfung tragen mußte: aber dennoch kämpfte in dem mächtig bewegten Oesterreich

1809

ein deutsches Element; und jetzt fing auch in der Gegend, in welcher ich lebte, die geheime Thätigkeit, die im Stillen vorbereitet war und in welche meine Gesinnung mich verflochten hatte, an, sich zu äußern.

Mit Martin, jenem hessischen Beamten, dessen Bekanntschaft ich in Hamburg, wie früher erwähnt, gemacht hatte, blieb ich in fortdauernder, wenn auch äußerst vorsichtiger Correspondenz. Durch Schleiermacher erhielt ich Nachrichten über die Stimmung in Berlin. Seine eigene und Fichte's Thätigkeit erschien mir wichtig. Was man durch Schleiermacher von mir erfahren hatte, mochte wohl die Vorstellung hervorrufen, daß ich auf irgend eine Weise für geheime Unternehmungen, die jetzt zur Unterstützung des österreichischen Kampfes thätig wurden, brauchbar werden könnte.

Bei mir erschien nun ein vormaliger preußischer Offizier, Herr v. Hirschfeld, ein kleiner, rüstiger, beweglicher Mann von etwa 30 Jahren, von einem höchst entschiedenen tollkühnen Aussehen. Durch ihn erfuhr ich, wie mehrere preußische Offiziere jetzt allenthalben beschäftigt wären, die schlummernde feindliche Gesinnung der Einwohner der früher preußischen, jetzt

westphälischen Provinzen zu erwecken. Er war ein ächter preußischer Offizier, nach der damaligen Art, und seine Gesinnung trug das Gepräge, welches als das bezeichnende vieler preußischer Krieger betrachtet werden konnte. Ein jeder war bereit, das Tollkühnste zu unternehmen, wenn es ihm gelänge, für seine Person den Schatten, der sich auf die kriegerische Ehre im Jahre 1806 geworfen hatte, zu verdrängen. Aber irgend eine umsichtige Kenntniß der Verhältnisse besaßen sie durchaus nicht. Die Einseitigkeit, mit welcher sie durch ein gekränktes Ehrgefühl beherrscht wurden, war im höchsten Grade beschränkt, und die Unternehmungen der Meisten waren irgend einem wilden übermüthigen Streiche der Gensdarmen-Offiziere, vor dem Kriege, nur zu ähnlich.

In Berlin ward ein geheimes Comité gebildet, welches eine fortdauernde Aufsicht über die Vertheilung der französischen Truppen, ihre Zahl und Bewegungen führte, und auch die herrschende Stimmung in den verschiedenen Provinzen untersuchte. Das Comité hatte die Absicht, eine jede günstige Gelegenheit zu benutzen, und als Oesterreich sich zum Kriege vorbereitete, nahm seine Thätigkeit zu. Das Bedenklichste bei

dieser ganzen Veranstaltung war die Gesinnung der Männer, zu denen sie ihre Zuflucht nehmen mußten; meist waren es junge, tollkühne Offiziere, die von Eifer brannten, sich durch auffallende und gefährliche Thaten bemerkbar zu machen. Die Absicht Englands ging dahin, eine Gährung im nördlichen Deutschland fortdauernd zu unterhalten, und bedeutende Summen wurden angewandt, das Herumstreifen dieser von dem Comité gewählten Männer zu bestreiten. Graf Chassot hatte die Leitung des Comités. Als v. H. bei mir erschien, brachte er mir von dem Grafen ein Schreiben, in welchem ich aufgefordert wurde — wie er sich nach dem damals allgemein beliebten Ausdruck äußerte — die Intelligenz des Herrn v. H. zu sein.

Nun hatte ich in der damaligen bedenklichen Zeit Mühe genug, mich selbst mit hinlänglicher Intelligenz im obigen Sinne zu versorgen, und gestehe, daß ich den Auftrag nach der Art, wie v. H. sich darstellte, sehr bedenklich fand. Es war um desto schwerer für mich, mit irgend einem Erfolge ihm Rath zu ertheilen, da ich mit der Absicht, mit dem Umfange und mit dem Zwecke der Unternehmungen fast ganz unbekannt war. Die Nachrichten, die ich von dem Gra-

fen erhielt, die Aeußerungen des v. H. konnten mich nicht darüber aufklären. Dieser sah den Grafen als eine Behörde an, und hielt sich meist in der Nähe des Harzes bei Verwandten auf; erschien aber oft in Halle, um mich zu besuchen, und diese Besuche, die meist überflüßig erschienen, waren keineswegs ohne Gefahr. Schon die Art, wie dieser kleine trotzige Mann, in einen weißen Ueberrock gekleidet, in einem Gasthofe abstieg, diesen sogleich verließ, um mich zu besuchen, mußte, da auch meine Gesinnung bekannt war, mich sehr verdächtigen. Eine Zeit lang war der Gegenstand unserer Unterhaltung, in sofern er sich auf unsere Thätigkeit bezog, nur auf die Märsche der Franzosen und die Vertheilung ihrer Truppen gerichtet. Meine Aufmerksamkeit wurde jetzt auf einen Gegenstand gezogen, der mir freilich durchaus fremd war, und es kostete mir nicht wenig Mühe, mich damit vertraut zu machen. Ich mußte mich mit den verschiedenen Waffengattungen der Franzosen, mit den Namen der Heerführer, mit Benennung und Uniform der Regimenter bekannt machen; mußte auch auf die Durchmärsche der Truppen durch Halle achten, zu erfahren suchen, wo sie herkämen und wo sie hingingen.

Es war mir nicht schwer, durch Hülfe einiger Freunde diesem Auftrage zu entsprechen; aber die Lage ängstigte mich, meine Stellung, die der eines Spions fast zu ähnlich sah, war mir zuwider, und ich wies nach kurzer Zeit diesen Auftrag schlechthin zurück. Indessen will ich nicht leugnen, daß die ganze geheime Sache und die Gefahr, die mit ihr verknüpft war, für mich einen gefährlichen Reiz enthielt. Oft aber erschienen mir die Absichten des Herrn v. H. höchst unbesonnen, und ich war genöthigt, seinetwegen eine gefahrvolle Correspondenz mit dem Grafen Chassot zu unterhalten, wenn mein Rath, von irgend einem tollkühnen Streiche abzustehen, nichts half; sie ward auf eine Weise geführt, die mich den größten Gefahren aussetzte. Die Personen aus den geringeren Klassen, die als Boten benutzt wurden, besaßen zwar das Vertrauen des Comités, aber mir waren sie unbekannt, und oft hatte ich Grund, wenn auch nicht an ihrer Redlichkeit, so doch an ihrer Klugheit zu zweifeln. Die Art, wie diese Briefe geschrieben wurden, stellten mich keineswegs sicher. Ich habe früher davon gesprochen, wie man Briefe schrieb, scheinbar gleichgültigen Inhalts, die Zeilen aber wurden mit einem Pa-

pier bedeckt, in welchem längliche Streifen ausgeschnitten waren; wenn man dieses Papier auf den Brief legte, traten einzelne Perioden hervor, die aus dem Zusammenhange gerissen, unter sich in Verbindung traten und die Nachricht, die gegeben werden sollte, oder den Auftrag, den man ertheilen wollte, enthielten. Die Schwierigkeit, einen solchen Brief zu schreiben, war so groß, die vollkommen ungenirte Hineinfügung der bedeutenden Worte in einen andern Zusammenhang eine so große Aufgabe, daß der Versuch selten gelang. Ich war überhaupt verdächtig, erhielt nicht selten von der Polizei eröffnete Briefe und wenn mir Schreiben durch Boten aus Berlin geschickt wurden, mußten sie, wenn sie in die Hände der Polizei geriethen, doppelt verdächtig erscheinen. Ich warnte, und man brauchte jetzt unsichtbare Dinte, die zwischen den Zeilen eines gleichgültigen Briefes Nachrichten oder Aufträge verzeichneten. Diese Dinte trat durch irgend ein Reagens, meist durch Schwefelwasserstoff hervor, aber dadurch ward die Gefahr eher gesteigert als abgewandt. In den unsichtbaren Zeilen äußerte man sich unverholener; je gleichgültiger der Brief war, desto verdächtiger mußte er erscheinen, und daß die franzö-

sische geheime Polizei mit der Verfertigung unsichtbarer Dinte und mit den Reagentien, die sie sichtbar machten, vollständig bekannt war, mußte ich mit Sicherheit voraussetzen.

Einst trat ein solcher Bote erhitzt und voll Angst zu mir herein; er wäre, versicherte er, verfolgt, und hätte sich nur mit Mühe in einem Walde und zwischen Gebüschen verstecken können. Er war in Schweiß gebadet, trug den Brief auf dem bloßen Leibe, und überreichte ihn mir. Der Schweiß hatte als ein Reagens gewirkt, und die geheimen Züge waren so deutlich, wie die mit Dinte geschriebenen. Der Inhalt aber hätte unvermeidlich, wäre der Brief in die Hände der Franzosen gerathen, eine gefährliche und bedenkliche Untersuchung in Berlin veranlassen, mir aber die Freiheit oder das Leben kosten können. So ward mir freilich das Gefährliche meiner Lage sehr nahe gerückt, und die Frage, ob sich meine Stellung sittlich rechtfertigen ließ, einerseits, und ob die Unternehmungen überhaupt, die, wie sie mir erschienen, dem mächtigen Feinde gegenüber, kleinlich und unbedeutend waren, solche Opfer verdienten, lag nur zu nahe.

Um einen Begriff zu erhalten von dem Sinne, in

welchem Herr v. H. und seine Freunde thätig waren, will ich hier einer Unternehmung erwähnen, welche die Unbesonnenheit dieser Männer, so wie ihre Tollkühnheit vollkommen charakterisirt. Ich habe schon Gelegenheit gehabt, darauf aufmerksam zu machen, welchen großen Einfluß Schiller's Werke auf die preußischen Krieger ausübten. Seine geschichtlichen Dramen kannten sie durchaus, und Marquis Posa wie Max waren ihre Muster, v. H. declamirte mir oft mit großem Pathos ganze Stellen vor. Auf diese Weise liebten sie es, ihren Unternehmungen einen dichterisch-romantischen Anstrich zu geben. So entstand nun der Entschluß, den König Hieronymus in seiner Hauptstadt aufzuheben. Sie hatten in der That sich genau von seiner Lebensweise in Kenntniß zu setzen gewußt; es gab, versicherten sie, Stunden und Verhältnisse, die mit großer Wahrscheinlichkeit einen Zutritt zu seiner Person erlaubten. Eine hinreichende Anzahl kühner Männer sollte die Entführung befördern, das plötzlich hereinbrechende Ereigniß, die Ueberraschung würde so groß sein, daß sie auf raschen Pferden, indem sie die Wache am Thore überwältigten, weit entfernt sein würden, bevor ernsthafte Anstalten zu ihrer Verfol-

gung getroffen werden könnten. Den König wollte man auf ein rasches Pferd setzen, die Hände auf dem Rücken festbinden, ihm den Mund durch ein Tuch verschließen, und so im Galop forteilen. Der Weg, den man nehmen wollte, war berechnet, alle Mittel, die Verfolger irre zu leiten, selbst mit Scharfsinn erwogen; der König sollte nach einem halbwüsten, nur in einigen Theilen bewohnten Stammschlosse eines Edelmannes in der Nähe des Harzes gebracht und dort gefangen gehalten werden. In der Nacht wollte man ankommen, in einem Gewölbe sollte er eingeschlossen werden, ohne daß die Einwohner irgend eine Kenntniß davon erhielten; die Dame des Schlosses sollte für seine Nahrung durch ein Paar vertraute Männer sorgen. Als ich diesen Beschluß erfuhr, lachte ich zuerst und sah ihn für einen phantastischen Traum an, keinesweges für eine That, die man wirklich unternehmen wollte. Aber bald erfuhr ich durch v. H. selbst, daß man in der That ernste Vorbereitungen traf. Herr v. H. war der Hauptanführer und gefiel sich ungemein in der Rolle, die er spielen sollte. Ich suchte ihm begreiflich zu machen, wie gering die Wahrscheinlichkeit des Gelingens war. „Wenn aber, stellte ich ihm vor, wie fast mit

Gewißheit vorausgesetzt werden kann, die Sache mißlingt, so ist bei der Gefahr, in welche Sie das Land durch eine so unbesonnene That stürzen, von Ihrem und Ihrer Theilnehmer Untergange gar nicht die Rede. Sie haben dann die mögliche Kühnheit gefährlicher Aufstände dem Feinde ganz nahe gerückt; eine solche That ließe sich selbst dann kaum entschuldigen, wenn sie getragen würde von einem im ganzen Lande schon organisirten Aufstande; als isolirte That, die den ruhigen und unvorbereiteten Einwohner der Erbitterung des Feindes preis giebt, ist sie gewissenlos. Aber selbst, wenn sie, was völlig unwahrscheinlich ist, gelänge, wenn der König glücklich und ohne daß man die Spur verfolgen könnte, in einem geheimen und nie zu erforschenden Orte gefangen säße, was wäre dadurch gewonnen? Jerome ist ein durchaus unbedeutender Mensch, hat vor seiner Thronbesteigung nie eine politische Rolle gespielt. Das Verschwinden eines solchen Königs von gestern ist nach kurzer Zeit vergessen, und wenn Napoleon nicht durch die Familieneitelkeit einen Bruder auf dem Throne erhalten kann, so wird er die freie Wahl unter den Tüchtigsten haben; unter den gegenwärtigen Umständen aber ist der unbedeutendste

und unfähigste König ja eben der wünschenswertheste.“ Diese Vorstellung schien zwar einen Eindruck auf ihn zu machen, aber seine Tollkühnheit und Unbesonnenheit waren mir nur zu bekannt. Der Tag der Ausführung, im Februar 1809 (irre ich nicht, der 28ste) war schon bestimmt. Ich fand es für nothwendig, den Grafen Chassot durch einen Eilboten von der Sache in Kenntniß zu setzen. v. H. erhielt den Befehl, unverzüglich in Berlin zu erscheinen, und erhielt da auf einige Zeit Stadtarrest.

Einst kam Graf Chassot selbst nach Halle. Er hatte da eine verheirathete Schwester. Es war kurz vor den Ereignissen, die jetzt erwähnt werden sollen, und ich fing an, die große Bedeutung der Gegenwart zu begreifen. Ich war eben im Begriff, meinen Schwager zu besuchen, und führte Chassot in die dort versammelte Gesellschaft. Ich erwähne dieses Umstandes, weil er später drohte, mir gefährlich zu werden.

Fast zu gleicher Zeit erhielt ich die Nachricht von der Dörnberg'schen bevorstehenden Insurrection und von Schills Erscheinen an der Elbe. C. war Schleier-

machers vertrauter inniger Freund; er war mit den geheimen Unternehmungen bekannt, man mußte ihn wohl als das ordnende und alle Verhältnisse überschauende Princip derselben betrachten. Auch der Besonnenste und Kühlste durfte wohl bei dem Ausbruche des Krieges voraussetzen, daß ein kühner Entschluß Preußen zur Theilnahme an demselben reizen konnte. — Diesen Entschluß wo möglich zu befördern, mußte eben die bedeutendsten Männer reizen. Scharnhorst und Gneisenau standen im Hintergrunde, leiteten das Ganze, und suchten auf die Umgebung des Königs, ja auf ihn selbst einen Einfluß zu gewinnen; aber auch eine bedeutende Bewegung in den eroberten Provinzen konnte die Sache befördern. E. war nach Hessen gereist, um sich mit den dortigen Verhältnissen bekannt zu machen; zwei Tage vor dem Ausbruch der dortigen Insurrection hatte er mit Dörnberg ein geheimes Gespräch in Cassel. E. war schon früher bei mir gewesen; der traurige Zustand des Landes war der einzige Gegenstand unseres Gespräches, und er wagte es, wie ich, die Hoffnung auf eine nahe Befreiung festzuhalten. Jetzt erschien er wieder, als eine nahe liegende Hoffnung verschwunden war; und

so lernte ich den Mann kennen, der berufen war, eines der großartigsten Ereignisse der deutschen Geschichte zu ordnen und zu leiten, die schwierigsten Verhältnisse zu lenken und im hohen Maaße ein Werk, welches Deutschlands Zukunft auf immer eine unveränderliche Richtung gab, zu fördern. E. bekleidet jetzt eine der höchsten Stellen im Staate.

Da der Schill'sche Zug so oft Gegenstand der Darstellung gewesen ist und ich selbst Alles, was diesen Zug veranlaßt, so wie das Schicksal seines kleinen Heeres nur aus der zweiten Hand kenne, so will ich hier nur das berühren, was in meine persönlichen Verhältnisse eingriff.

Unter meinen damaligen Zuhörern waren zwei, die eben sowohl durch ihren Geist, ihren wissenschaftlichen Eifer, wie durch ihre lebendige nationale Gesinnung meine Zuneigung in hohem Grade besaßen, und mir einen wahren Trost in der wissenschaftlichen Wüste, in welcher ich lebte, gewährten. Es war der nach dem Kriege in Halle studirende v. Willisen, jetzt General-Major und Brigadier, und unser Professor Stuhr. Der erste studirte mit vielem Eifer. Auf einer Kadettenakademie erzogen, und von Kindheit an für den Militairstand bestimmt, suchte er jetzt in seinem neun-

zehnten Jahre die Kenntniß der alten Sprachen mit vieler Anstrengung sich zu erwerben. An meinen Vorträgen nahm er den lebhaftesten Antheil.

Stuhr, der in Heidelberg die Jurisprudenz getrieben hatte, hier aber von einer Neigung zu philosophischen Studien ergriffen wurde, war meinetwegen nach Halle gekommen, und verband hier das Studium der Naturphilosophie mit dem der Geschichte. Es war ihm mit seinen Studien und philosophischen Untersuchungen völliger Ernst, er vertiefte sich ganz in diese, und ich sah bald im voraus, daß er sich durch mannigfaltige Gelehrsamkeit auszeichnen würde; alle seine Aeußerungen, die er mit einer gewissen Heftigkeit vorbrachte, trugen das Gepräge jener etwas strengen Originalität, die sich in allen seinen Schriften zeigte. Auf den Universitäten, auf welchen er früher studirte, hatte er mancherlei Händel gehabt, und zwar, weil er seine Selbständigkeit behaupten wollte. Die Lebhaftigkeit, mit welcher er, was ihm tadelnswerth erschien, zu bekämpfen suchte, und die er, seiner Eigenthümlichkeit nach, nicht zu unterdrücken vermochte, erlaubte ihm nicht, den Studentenverbindungen gegenüber, gleichgültig zu bleiben, und da er

an diese sich durchaus nicht anschließen wollte, war er zuweilen genöthigt, seine Unabhängigkeit durch Kampf zu behaupten. Diese frühere Epoche seines Lebens war jetzt verschwunden und er lebte ganz seinen Studien.

Als die Nachricht von Schills Ankunft an der Elbe nach Halle kam, gerieth die ganze Stadt in die lebhafteste Bewegung. Schills Namen hörte man von allen Lippen; seine frühere Thätigkeit während des Krieges hatte ihn zum Manne des Volkes gemacht, und mancherlei Hoffnungen von einem bevorstehenden Befreiungskriege wurden lebendig. Viele glaubten, es würde jetzt eine Kriegserklärung erfolgen, der König, der in allen Herzen noch immer der unsrige war, würde sich mit dem Kaiser von Oestreich verbinden; und in der That würde ein wahrer Volkskrieg entstanden sein, hätte Preußen sich damals erklärt. Ich war von Schills Zug und von der Beschaffenheit desselben, theils durch v. H., theils durch unmittelbare Nachrichten aus Berlin, wohl unterrichtet, und theilte diese Hoffnung keineswegs. Wenige Tage vorher erfuhr ich aus Cassel, wie der Dörnberg'sche Aufstand in seiner Entstehung unterdrückt war. Auch mit den

Vorbereitungen zu diesem Kampfe war ich durch Martin bekannt geworden. Der Oberst von Dörnberg ward von jenem innern Kampf ergriffen, der, so rein der gefaßte Entschluß auch sein mochte, bei einem so durchaus redlichen und wahrhaften Manne nie ganz zu unterdrücken war, der aber hier durch besondere Verhältnisse erschwert wurde. Er hielt indessen den großen Entschluß, zur Befreiung seines Vaterlandes thätig zu sein, fest; durch Verrath war aber das bis dahin bewahrte Geheimniß kund geworden. Die Truppen in der Stadt, auf die er sich verlassen zu können glaubte, wurden schwankend, die heranrückenden bewaffneten Bauern wurden irre geführt, und besonders beklagte sich von Dörnberg über Martin, der ihn in dem bedeutendsten und entschiedensten Augenblicke im Stiche ließ. Es gelang dem Obersten, noch zur rechten Zeit verkleidet zu entfliehen. Noch am zweiten Tage war er in Gefahr, ergriffen zu werden. Er ward erkannt, und rettete sich nur durch seine Geistesgegenwart.

Diese traurige Nachricht hatte ich schon erhalten, als Schills Nähe angekündigt wurde. Proclamationen wurden, nachdem seine Truppen über die Elbe

geschritten waren, allenthalben angeschlagen. Man forderte die kampffähige Jugend auf, sich an die Truppen anzuschließen; man wandte sich mit Wärme an die deutsche Gesinnung. „Ihr werdet," so hieß es, „zwar kein Handgeld erhalten, dagegen aber als Männer von Ehre behandelt werden. Alle entehrenden körperlichen Strafen sind unter uns verschwunden, und wir rechnen auf die ehrenhafte deutsche Gesinnung." Eine meiner jüngeren Schwägerinnen, damals etwa 17 Jahr alt, äußerte sich, als sie den Inhalt der Proclamation erfuhr, zu meinem Erstaunen darüber folgendermaßen: „Handgeld und Prügel erhalten sie nicht; das ist es ja eben, was das Volk haben will und bedarf." Von dem rohen Haufen, der doch die Hauptmasse in einem solchen Kampfe ausmacht, gilt dieser Ausspruch in einer gewissen Rücksicht nur zu sehr. Ich selbst hatte, indem ich mit mancherlei Menschen in Berührung kam, nicht selten mit einiger Beschämung erfahren, in welche Gesellschaft ich gerathen war. Die Aeusserung des jungen Mädchens war ohne allen Zweifel ein Wiederklang von manchen Urtheilen, die sie früher vernommen hatte. In ihrem Munde mußte sie mich freilich überraschen. Es ist die eine Seite, die trübe des Lebens, die sich

allenthalben immer hervordrängt, wo eine mächtige Begeisterung eine Masse ergreift. Unter solchen Umständen giebt es nichts Großes und Gewaltiges, was nicht, in der vereinzelnden Nähe betrachtet, aus Schlechtem und Armseligem zusammengesetzt scheint. Aber diese Betrachtungsweise selbst hat einen eben so geringen Ursprung. Ich sollte veranlaßt werden, sie in ihrer Erbärmlichkeit in der Nähe zu beurtheilen, gerade als die größte That in flammender Begeisterung ein ganzes Volk in Bewegung setzte. Hier fanden ganz andere Rücksichten statt, die das Volk verhinderten, sich an den kühnen Schill anzuschließen. Wer von dem Zuge genauer unterrichtet war, und von Schills Stellung — und das waren wohl nicht so ganz Wenige und eben diejenigen, die auf eine Menge der geringeren Leute einen bestimmten Einfluß ausübten — fand sich, wie rein und deutsch seine Gesinnung auch war, verpflichtet zu warnen. Der größte Theil der Einwohner erwartete aber das Wort des Königs und blieb bis dahin still. Daß die Zahl der eigentlichen Lumpen nicht gering war, versteht sich von selbst; diese Feigen, vielleicht im Geheimen selbst mit dem Feinde Verbündeten, werden nur da mit fortgetrieben,

wo der entschiedene Strom der mächtigen Begeisterung sie mit sich reißt.

Unter diesen Umständen war es nun höchst traurig, wahrzunehmen, wie die tapfere Schaar der Schill'schen Truppen das Land durchzog, ohne daß irgend Jemand sich an sie anschloß. Das lose Gesindel, welches sich hier und da andrängte, begründete keine Hoffnung, und Schill's Betragen unter diesen Verhältnissen stand in einem seltsamen Widerspruche mit seinem öffentlich angeschlagenen Aufruf, besonders dann, wenn begeisterte junge Leute, die sich an ihn wandten, wie wir sehen werden, abgewiesen wurden.

Eine Schwadron Cavalleristen, angeführt von dem Rittmeister Brunnow, kam nach Halle. Schill's Truppen gehörten zu den schönsten und tüchtigsten des preußischen Heeres. Man sah es ihnen an, daß Einer für Alle und Alle für Einen da waren. Die ruhige schöne militairische Haltung, die zuversichtliche Bewegung, mit welcher sie durch die Straßen fortschritten, einem Leibe ähnlich, dessen Glieder nicht durch äußern Zwang, sondern durch ein inneres Lebensprincip auf eine anmuthige und sichere Weise geleitet werden, wirkte wunderbar auf das Volk. Man

jauchzte den kühnen Kriegern zu, aber es war nur zu sichtbar, daß hinter diesem Jubel eine ängstliche Empfindung sich vordrängte. Meine Schwägerin Luise, die sich gern phantastisch einem jeden schönen Eindruck hingab, jubelte, als die Schwadron an unserer Wohnung vorbeiritt, und sah schon den mächtigen Eroberer bezwungen und besiegt.

Einer der Offiziere der Schwadron, Herr v. R., hatte einen Auftrag an mich. Er ließ mich wissen, daß er mich zu sprechen wünsche, und wir trafen uns zu einer bestimmten Stunde in dem wenig besuchten botanischen Garten. Ich hielt es doch für nothwendig, meiner Sicherheit wegen eine solche Zusammenkunft soviel wie möglich geheim zu halten. Seine Frage an mich hatte ich erwartet, und mich auf die Antwort unter schweren Kämpfen vorbereitet. Allerdings hatte die Erscheinung Schill's an der Elbe auf mich einen großen Eindruck gemacht; die Versuchung, entschieden hervorzutreten und die Studirenden aufzufordern, sich zu bewaffnen, wie sie es vermochten, und sich an Schill anzuschließen, trat mir lockend entgegen, aber seine Lage war mir bekannt. Ich wußte, daß in Schill's Nähe besonnene Männer angekom-

men waren, die ihn gewarnt hatten, daß er selbst den Entschluß gefaßt, mit seinen Truppen allein den gefährlichen Kampf zu bestehen, und daß die Frage, die an mich erging, nur ein letzter Versuch war, auf dessen Mißlingen man rechnete, ja es wohl wünschte. v. R. fragte mich, ob er auf ein entschiedenes Anschließen von der Mehrheit der Studirenden rechnen könne. Ich stellte ihm vor, daß ein solches Anschließen nur dann möglich wäre, wenn man über die Absichten Schill's vollkommen im Klaren wäre. Allgemein erwartete das Volk, daß die preußische Armee den Schill'schen Truppen folgen würde, und wenn es sich in dieser Erwartung getäuscht sähe, würde keiner, auch kein Student folgen. Glaubt Schill, fuhr ich fort, es wagen zu können, gerade auf Kassel loszugehen, dann halte ich es für möglich, auch dort den Aufstand wieder zu erneuern, die Truppenanzahl ist in Hessen nur gering, und ein zuverlässiger Freund ist schon nach Hessen geeilt, um die Kunde von Schill's Uebergang über die Elbe dort hinzubringen. In diesem Falle und wenn das Vorrücken gegen Kassel schnell und plötzlich stattfände, wenn man erfahren sollte, daß Kassel wirklich überrumpelt wäre, würde

eine allgemeine Bewegung auch wohl hier stattfinden, und die Jugend, von dem Strome der Begeisterung hingerissen, kaum auf den Rath des besonnenen Alters achten; sollte aber, wie ich gehört hatte, Schill die Absicht haben, mit seinem Zuge nach Norden vorzudringen, um auf die englischen Schiffe in der Ostsee sich zu retten, so würde er ohne allen Zweifel selbst so gewissenhaft sein, ein jedes Anschließen kampflustiger Männer abzuweisen.

In der That träumte ich selbst von der Möglichkeit, mit den Studirenden in Halle mich an Schill anzuschließen, aber ich hatte Erfahrung genug, um keine Aussicht auf irgend einen Erfolg vorauszusetzen. Sieveking, der jetzige Syndikus in Hamburg, hatte die Universität Göttingen verlassen und uns eben in Halle besucht. Er war ein in jeder Rücksicht ausgezeichneter junger Mann, für Deutschlands Rettung in gleichem Sinne begeistert wie ich; was hier gerettet werden sollte, war auch ihm der goldene Keim einer geistigen Zukunft; und in der That die enger Verbündeten meiner Umgebung, Blanc, v. Willisen, Stuhr theilten meine Ansicht. Wir alle sahen ein, daß diese Wiedergeburt eines mächtigen Staates von Preu-

ßen ausgehen müßte, und waren entschlossen, für sie Alles zu wagen. Sieveking war zu Pferde nach Halle gekommen, und auf die erste Nachricht von dem Schill'schen Zuge eilte er nach Göttingen, um von da aus mit seinen Freunden die Kunde in Kassel allenthalben zu verbreiten. Er war auf dieser Reise nicht ohne Gefahr. Er erschien schon als ein Verdächtiger, sobald die Nachricht von dem nördlichen Vorrücken der Schill'schen Truppen ihn erreichte, so daß er die Nutzlosigkeit seiner Absicht einsah, und er entkam seinen Verfolgern auf seiner Reise nach Hamburg nur mit Mühe.

Noch eine dritte Unternehmung, die mit Dörnbergs Insurrection und mit dem Schill'schen Zuge in Verbindung stand, war mißlungen. Es war Kattke's Versuch, Magdeburg zu überrumpeln. Ein Ereigniß, welches ich nur im Vorübergehen erwähne, weil ich es nur sehr unvollständig kannte.

In der That habe ich es später bedauert, daß Schill nicht gewagt hatte, gerade auf Kassel loszugehen. Die Schlacht bei Eckmühl, das Vorrücken des siegenden Kaisers nach Wien hatte freilich eine jede keimende Hoffnung im nördlichen Deutschland zerstört;

die westphälische Regierung hatte es nicht unterlassen, diesen entscheidenden Sieg in den Städten des Landes durch Anschläge an den Straßenecken zu verkündigen, und daß dadurch ein allgemeines Schrecken bei der Erscheinung der Schill'schen Truppen entstand, war natürlich; würde man doch selbst ein Vorrücken der ganzen preußischen Armee in diesem Augenblicke kaum gebilligt haben. Aber wenige Tage später gerieth Napoleon selbst durch die verlorene Schlacht bei Aspern in eine höchst bedenkliche Lage. Die Berichte von dieser Schlacht und ihren Erfolgen kamen durch Böhmen schnell nach dem nördlichen Deutschland. Eine allgemeine Bewaffnung daselbst mußte von Preußen aus unterstützt werden; alle Gegenden waren fast von französischen Truppen entblößt. Leicht errungene Siege über diese in ihren zerstreuten Standquartieren, würden den Muth und die Zuversicht des bewaffneten Volkes, welches gewohnt ist, bei solchen Gelegenheiten kleine Erfolge einem großen bedeutenden Siege gleich zu schätzen, gestärkt haben. Napoleon vermochte damals kaum eine bedeutende Truppenmasse nach so entfernten Gegenden hinzuschicken. Wer weiß, wie weit sich der Strom der Begeisterung verbreitet haben

würde, wenn er erst die engeren Ufer überstieg. Unter solchen Verhältnissen konnte der König von Preußen seine eigenen alten Unterthanen und das nördliche Deutschland nicht preisgeben. Wenn diese Bewegung allgemein, der König von Westphalen aus seiner Hauptstadt vertrieben worden wäre, würde Napoleon, eben besiegt, genöthigt sein das Heer zu theilen, und die Wahrscheinlichkeit, es durch den gemeinschaftlichen Volkskampf der Oestreicher und Preußen zu schlagen, lag nahe.

Später grübelte ich oft über diese verschwundene Hoffnung und hatte Gelegenheit genug, Gott zu danken, daß sie nicht in Erfüllung gegangen. Die rohen Elemente einer zerstörenden Volksbewegung waren seit zwanzig Jahren genährt; das siegende Volk würde in wilder Bewegung sich erhoben, und das in sich zerrissene Deutschland eine Revolution furchtbarer Art erlebt haben.

Während dieser Zeit war alle gewöhnliche Ordnung in meinem Hause aufgelöst, und obgleich die Frauen von unserem geheimen Treiben nicht unterrichtet waren, mußten sie es doch ahnen; denn alle Augenblicke ward ich zu einem geheimen Gespräch ab-

gerufen. Männer kamen und gingen, und eben das Geheimnißvolle vergrößerte die Angst.

Stuhr und v. Willisen entschlossen sich, Schill aufzusuchen. v. Brunnow hatte nach einem kurzen Aufenthalte in Halle sich durch das Ulrichsthor entfernt, zog auf der Chaussee nach Magdeburg zu und hielt bei einer großen Breyhan=Brauerei, in einiger Entfernung von Halle, an. Hier fand ihn Stuhr, ohne sogleich vorgelassen werden zu können. Er mußte eine kurze Zeit im Vorzimmer warten, während Brunnow ein eifriges Gespräch mit einigen Männern aus der Gegend unterhielt. Im Vorzimmer befanden sich zwanzig bis dreißig Personen, theils junge Gärtner, theils junge Bauerburschen, hauptsächlich aber Jäger, alle von den naheliegenden adligen Gütern. Sie wünschten sämmtlich den Zug mitzumachen. Mit großer Ruhe und eben so entschiedenem Ernste weigerte sich Brunnow, irgend einen in seine Schaar aufzunehmen. Es war klar, daß Schill selbst und seine Offiziere einsahen, wie ihr ganzer Plan mißlungen war. Es blieb ihnen nichts übrig, als die braven Truppen, wenn es möglich wäre, für zukünftige Kämpfe zu retten. Zurückgehen nach Ber=

lin konnten sie nicht mehr, denn der König wäre genöthigt gewesen, strenge gegen sie zu verfahren, nach dem was geschehen war. Es war nicht Furcht vor den gefährlichen Kämpfen, die sie erwarten mußten, vielmehr die Ueberzeugung, daß sie nun als Aufrührer ihrem Könige gegenüber standen, was ihre Unternehmung lähmte und ihnen selbst das Herz brach. Mit einer glänzenden Hoffnung fing der Zug an, jetzt waren sie in ihrem Vaterlande geächtet, nur durch eine wohl zu entschuldigende Täuschung, nicht durch verbrecherische Gesinnung. Wahre Verbrecher wären sie aber geworden, wenn sie nun noch Theilnehmer für ihre That an sich gelockt hätten. Stuhr, der jetzt die ganze Stellung des kleinen Heeres einsah, bewunderte die ruhige Haltung des Kriegers. Er wies Alle zurück und als Stuhr vorgelassen wurde, bemühte sich Brunnow, etwa eine Viertelstunde lang, auf eine kurze und bündige Weise, ohne sich auf weitläufige Auseinandersetzung einzulassen, ihm abzurathen. Seine Ehre, äußerte er, und sein Gewissen erlaubten es ihm nicht, ihn in seine Schaar aufzunehmen. Er könne ja, meinte Brunnow, noch einige Tage warten, und später, vielleicht unter günstigeren Umständen, sich

anschließen. Stuhr kam bald nach Halle zurück; wir sahen ein, daß alle Hoffnung, die durch Schill erregt wurde, verschwunden war, und diese verwandelte sich von jetzt an nur in eine schmerzhafte Theilnahme für den kühnen Helden und seine muthige Schaar.

v. Willisen hatte ebenfalls Schill aufgesucht. Als er ihn sprach und die ganze Lage erfuhr, war er entschlossen, ihm nicht zu folgen, setzte seine Gründe auseinander und erklärte seine Absicht entschieden. Man hatte aber erfahren, daß mehrere Tausend westphälische Truppen sich in der Nähe von Magdeburg versammelt hatten, um Schill anzugreifen. Sie durften in ihrer damaligen Lage die Gegner nicht zählen. Nur zwei Wege standen ihm offen, beide gleich glorreich, beide als ermunterndes Beispiel für die Zukunft gleich wichtig; sie mußten sterben, oder sich durchschlagen. Sie erwarteten den Tag darauf eine Schlacht. Willisen war preußischer Offizier; vor dem Tage der Schlacht konnte er sich nicht zurückziehen. „Ich halte meinen Entschluß fest, sagte er, ich trenne mich von euch, denn meine Ueberzeugung ist nicht leichtsinnig erworben, aber an der bevorstehenden Gefahr muß ich

Theil nehmen.“ Der Tag kam, das Gefecht bei Dodendorf fand statt und Willisen focht mit.

In Spannung und Unruhe verlebte ich die Tage. Der Bericht von Napoleons Sieg bei Eckmühl war an den Straßenecken angeschlagen; daneben las man die Steckbriefe, durch welche die Anführer des hessischen Aufstandes verfolgt wurden. Die Todesstrafe war verhängt über einen Jeden, der sie beherbergen, verbergen oder ihre Flucht zu fördern wagte.

Einige Freunde brachten den Abend bei mir zu. Meine Schwiegermutter und Schwägerin und noch einige Freundinnen waren da. Der einzige Gegenstand, der unsere Seele erfüllte, bildete auch den Inhalt der Gespräche. Ich wurde herausgerufen; es war Jemand da, der mich sprechen wollte; es war Martin; er war in dem Steckbriefe als Hauptverräther genannt und bezeichnet. Ich war nicht sehr überrascht, denn ich hatte vermuthet, daß er seine Zuflucht zu mir nehmen würde. Vier andere Anführer des Aufstandes wie er, waren in Passendorf im Gasthofe zurückgeblieben. Er wünschte bei mir die Nacht

zuzubringen und hoffte durch mich für sich und seine Freunde Gelegenheit zu finden, sich über die westphälische Grenze nach Dessau zu retten, von da wollten sie nach Berlin reisen, wo sie sich noch am sichersten glaubten. Ein Entschluß mußte bald gefaßt werden, jede Stunde brachte augenscheinliche Gefahr. Ich schickte eilig zum Bruder meines Schwagers Stelzer. Dieser war Procureur du Roi, der vermöge seiner Stellung verpflichtet war, die Fliehenden, wo er sie fand, gefangen zu nehmen und die etwa mit diesen Verbündeten zur Rechenschaft zu ziehen. Sein Bruder war als Beamter bei der westphälischen Unter-Präfectur angestellt. Aber ich wußte, wie sehr ich mich auf ihn verlassen durfte. Er hatte schon bei meinem ersten Auftreten in Halle mir eine persönliche Zuneigung gezeigt, die ich nie vergessen werde. Er war mit meinen geheimen Verbindungen bekannt, und auch seiner Gesinnung nach geneigt, Alles zu wagen. Er ist jetzt Oberregierungsrath in Potsdam und wird sich ohne allen Zweifel jener ereignißvollen Tage mit Interesse erinnern. Sein Schwager war Bartels, der Pächter von Giebichenstein, dieser ansehnlichen Domaine. Ich erschrak fast, als Stelzer herbeieilte, und

mir vorschlug, Bartels aufzufordern, den Wagen zur Flucht der Verfolgten herzugeben. Ich bedachte seine Lage und wie er bei einer nicht ganz unwahrscheinlichen Entdeckung seinen Besitz, seinen Reichthum in Gefahr brachte und nicht so schnell fliehen konnte, wie ich etwa. Er eilte nach Giebichenstein, auf meine Einwendungen wollte er nicht hören, er war der Gesinnung unseres beiderseitigen vertrauten Freundes völlig gewiß.

Indessen fand ich für nothwendig, Martin in die Gesellschaft einzuführen. Ich gab ihm einen andern Namen, und ließ ihn eintreten. Martin fiel beim ersten Anblick auf; er hatte stark blondes und dünnes Haar, sein Gesicht hatte die feine Haut der Blonden und war geröthet; daß er von einer fortdauernden Angst ergriffen, tief in sich versunken, da saß, war natürlich. Das geheime Gespräch hatte lange gedauert und erschien in einer solchen Zeit bedenklich; er zog die Aufmerksamkeit der ganzen Gesellschaft auf sich. Die Befangenheit, mit welcher er erschien, das Schrecken, die Erstarrung seiner Züge mußte Jedermann auffallen. Der erdichtete Name konnte kaum seine wahre Lage verbergen. Ich mußte

meine Frau bei Seite rufen und ihr den Auftrag gegeben, in Grimms Stube (dieser war nach Berlin gereist) ein Nachtlager für den Gast zu besorgen. Der Kaffee mußte früh Morgens vor 4 Uhr bereit sein. Dieses geheime Gespräch mit meiner Frau steigerte die dunkle Ahnung von einer großen Gefahr, die mit der Gegenwart des räthselhaften Fremden verbunden sein müsse. Vergebens suchte ich das Gespräch auf gleichgültige Gegenstände zu lenken, vergebens nahm ich mich zusammen und suchte die Unterhaltung zu beleben. Eine verhängnißvolle Befangenheit herrschte in der Gesellschaft. Da hörten wir Jemand die Treppe mit starken Schritten herauf eilen, die Thüre ward schnell eröffnet und v. Willisen trat herein, er kam unmittelbar von dem Schlachtfelde bei Dodendorf.

Des Morgens früh, die Sonne war noch nicht aufgegangen, schritt ich mit Martin durch die stillen Straßen. Als wir über die lange Saalbrücke nach Passendorf gingen, erblickten wir zwei Männer, die uns entgegenkamen. Der stillschweigende, geängstigte Martin begrüßte sie; ich war erstaunt, ja nicht ohne Furcht. Mit wenigen traurig klingenden Worten

wurde der Gruß erwidert; auf mich warfen die Fußgänger einen ängstlichen Blick. „Wo geht ihr hin?" fragte Martin, „mein Begleiter ist ein Freund, der meine Flucht nach Berlin fördern will." — „Wir wollen suchen, Böhmen zu erreichen," ward geantwortet; „Gott geleite euch," sagte Martin, und die beiden Reisenden gingen stillschweigend weiter. Es waren zwei durch Steckbriefe verfolgte Theilnehmer der Insurrection, und dieses Begegnen der Verbündeten, dieses verhängnißvolle Verschwinden in entgegengesetzter Richtung, diese trostlose Trennung nach einem kurzen Gruß erschien mir, ich gestehe es, furchtbar, ja unheimlich.

In Passendorf fand ich die mit Martin entflohenen Anführer. Ueber einsame Felder und auf Fußsteigen fortschreitend, erreichten wir Giebichenstein. Bartels erwartete uns. Ein willkommenes Frühstück, eilig genossen, stärkte die Fliehenden; der Wagen hielt vor der Thür, die Fliehenden bestiegen ihn, und der Kutscher meines Freundes in seiner Livree saß auf dem Bocke. Es schien gewagt, und war dennoch auf jeden Fall das Sicherste. Wurde der Wagen angehalten, so konnte der Eigenthümer desselben doch nicht

verborgen bleiben, und die bekannte Livree schützte gegen eine Untersuchung. Die Fliehenden kamen glücklich nach Dessau, und Martin hielt sich in Berlin lange bei meinem Freunde Reimer auf.

Einige Wochen später kam seine Frau und blieb einige Tage bei uns. Sie schien mir bei weitem entschlossener als der Mann. Dieser befand sich getrennt von seinem Vaterlande höchst unglücklich, er sehnte sich zurück. Sein sehr alter Vater, irre ich nicht, ein Prediger, vermittelte seine Zurückkunft; doch forderte man, daß er sich auf Gnade und Ungnade stellen sollte. Jetzt fand nun ein öffentlich hervorgehobenes, auf Effekt berechnetes französisches Schauspiel statt. Der alte Vater spielte eine Hauptrolle, und alle Zeitungen verkündigten die große Gnade seiner Befreiung. Seitdem ist er mir aus den Augen verschwunden, sein ferneres Schicksal ist mir durchaus unbekannt geblieben.

v. Willisen hatte die Kühnheit, nachdem er die Dodendorfer Schlacht mitgemacht hatte, noch einige Tage in Halle zu bleiben. Er ordnete seine Angelegenheiten, besuchte Freunde und verbarg sich durchaus nicht. Daß dieses Benehmen keine Gefahr brachte, bezeugt auf

eine entschiedene Weise die herrschende Stimmung in Halle. Wohl mochte unter den Einwohnern Einer sein, der sich um die neue Regierung ein Verdienst zu erwerben wünschte, wenn aber auch ein solcher in der Stadt lebte, so erlaubte ihm doch die herrschende Gesinnung nicht, thätig hervorzutreten. Willisen trat in östreichische Dienste und konnte noch, wie v. Varnhagen und v. Marwitz gegen Napoleon kämpfend, an der Schlacht bei Wagram Theil nehmen.

Nachdem diese glänzende Hoffnung, die doch einige Zeit hindurch mich bewegte, verschwunden war, versank mein ganzes Dasein eine Zeit lang in einen beunruhigenden brütenden Traum. Mit ängstlicher Theilnahme verfolgten wir das Schicksal des kleinen geächteten Schill'schen Corps. Auch hier mußte ich das Schmerzliche erleben, daß dänische Truppen von einem Krieger geführt, der zu den gebildetsten des vaterländischen Heeres gehörte, dessen Bekanntschaft ich während meines jugendlichen Aufenthaltes in Kiel gemacht hatte, den ich sehr hoch schätzte, den traurigen Auftrag erhielt, Schill auf seiner Flucht zu verfolgen.

In dieser unglücklichen Zeit kam mein jüngster Bruder von einer Reise nach dem südlichen Deutschland, die er in Begleitung des jetzt noch lebenden General v. Berger, des Bruders meines früher erwähnten Freundes, gemacht hatte, zurück. Auch auf der Hinreise verweilten sie einige Tage in Halle und der unerwartete Besuch überraschte und freute mich sehr. Meinen Bruder, den mir so theuern, den einzig mir übriggebliebenen, sah ich nun wieder, als die eben erzählten Ereignisse sich näherten und erwartet wurden, und mir war es, als wäre er bestimmt, mir eben in den wichtigsten Momenten meines Daseins zu erscheinen. Daß ich für ihn und seine Begleiter keine Geheimnisse hatte, war natürlich. Die geheimen Unternehmungen und meine bedenkliche Lage bildeten einen Hauptgegenstand unseres Gespräches, aber auch die Veranlassung seiner Reise war merkwürdig und bedeutend. Ich werde von dieser ausführlicher reden, man erlaube mir aber zuerst etwas rein Persönliches zu berühren.

Als mein Bruder eben nach dem ersten Besuch im Begriff war, sich zu entfernen, wandte er sich an mich. „Apropos," sagte er, „ich habe den Rest deiner Erbschaft mitgebracht. (Man wird sich erinnern,

zu welcher gelegenen Zeit und unter welchen verhängnißvollen Ereignissen ich den größten Theil dieser unerwarteten Erbschaft ausgezahlt erhielt.) „Wie groß ist die Summe?" fragte ich freudig meinen Bruder; sie betrug nach seiner Antwort, etwas über 200 Thaler, eine Summe, die mir in meiner damaligen Lage sehr bedeutend erschien und höchst willkommen war. „Bring sie mir morgen mit, ich kann sie brauchen," sagte ich. „Ich habe sie bei mir," antwortete mein Bruder kurz und kalt und reichte mir zwei Louisd'or und einige Münze. „Und das ist die ganze Summe?" fragte ich. Sie war es wirklich. In Dänemark fand ein Zustand der Finanzen statt, welcher der traurigen Zeit der Assignaten in der wildesten Revolutionsepoche ähnlich war. „Du hättest," sagte ich, „lieber Bruder, dieses Spiel nicht mit einem Jeden wagen dürfen; eine solche Hoffnung täuschend zu erregen, um sie bald darauf wieder zu vernichten, würde viele Menschen zur Verzweiflung bringen." Aber mein Bruder kannte mich. Ich lachte und steckte die kleine Summe ein; auch sie war mir willkommen, so klein sie war. Doch das harte Schicksal meines Vaterlandes schwebte mir mächtig vor der Seele. Das freudige und, wie

mir schien, auf immer begründete Leben meiner Kindheit und Jugend war, wie alle Richtungen meines Daseins in eine dunkle Nacht untergegangen.

Die Veranlassung zur Reise Bergers und meines Bruders war folgende: der König von Dänemark glaubte den österreichischen Krieg und sein bedauernswerthes freundliches Verhältniß zu Napoleon für die kriegerische Ausbildung seines eigenen Heeres benutzen zu müssen. Ein eigenhändiger königlicher Brief, an den Kaiser gerichtet, enthielt die Bitte, daß es den Ueberbringern erlaubt sein möchte, sich an seinen Generalstab, zu ihrer Belehrung anschließen zu dürfen. Wahrscheinlich war es zugleich die Absicht des Königs, sich dadurch bei dem Kaiser zu empfehlen. Die Ausstattung der Reisenden, die anständig sein mußte, erforderte eine für die Lage des Landes nicht unbedeutende Summe. Mir erschien nun diese Reise fast unheimlich. Mein Bruder theilte durchaus meine Gesinnung, war aber doch zu sehr Militair, um meine Bedenklichkeit zu theilen.

Die beiden Freunde verließen uns und begaben sich nach München. Der dort stationirte französische Offizier hielt sie da zurück, verhinderte die Reise nach

Wien, und übernahm es, den königlichen Brief zu besorgen. Während dieser Zeit konnte mein Bruder, von seinem Freunde begleitet, eine Reise nach der nördlichen Schweiz machen, und in München ward er von Schelling äußerst freundlich empfangen. Noch jetzt erinnert sich Schelling der Tage, die mein Bruder in seinem Hause zubrachte und die Art, wie er seiner gedenkt, hat mich mit wehmüthiger Freude erfüllt.

Die Reisenden waren aus der Schweiz zurückgekehrt und mußten noch lange warten, bevor sie eine Antwort aus Wien erhielten. Durch Berthier erfuhren sie nun, daß der Kaiser die Bitte des Königs rund abgeschlagen hatte; sie durften nicht ihre Reise nach Wien fortsetzen, der ganze Aufwand war unnütz verschwendet, und ihr Herr und König auf eine beleidigende Weise behandelt.

Es war mir leider nur zu bekannt, auf welche demüthigende Weise Napoleon die mit ihm verbündeten Fürsten behandelte. Schon während meines Aufenthaltes in Holstein hatte ich Gelegenheit, Manches darüber zu hören. v. Hammerstein, Bergers Schwager, war der Gesandte des würdigen Herzogs von Oldenburg, der in dieser bedenklichen Zeit so

kühn die Absichten des übermüthigen Siegers durchkreuzte. Dieser wollte nämlich ihn von seinen Unterthanen trennen und anderswo entschädigen. Der Herzog erklärte, daß er nur mit Gewalt von seinem Lande und den Einwohnern, die er liebe und für die er lebe, sich trennen ließe, und Napoleon ward genöthigt, seinen Entschluß aufzugeben. Hammerstein hatte den Auftrag, diesen entschiedenen Beschluß zu überbringen. Er traf Talleyrand in Warschau. Dort gab dieser Soirées, wo er deutsche Fürsten und von den abwesenden ihre Gesandten empfing. Talleyrand, dessen eisige Kälte empörend erschien, nahm bald einen Fürsten, dann den Gesandten eines Andern bei der Hand, führte ihn nach einer Fenstervertiefung, gönnte ihm etwa eine Viertel-Stunde Gehör, entließ ihn dann, um einen Andern auf die nämliche Weise zu behandeln, und so wurde das Schicksal der kleinen deutschen Staaten bestimmt.

Man erzählt, daß der Kaiser in Karlsruhe das Schauspiel besuchte. In der Loge gegenüber stand der alte ehrwürdige Herrscher des Landes, der Senior aller deutschen Fürsten. Er hatte die Gewohnheit, die rechte Hand in dem zugeknöpften Rocke tragend, ruhen zu

lassen. Da erschien ein kaiserlicher Adjutant in seiner Loge und hatte die Frechheit, den alten Herrn zu bedeuten, daß eine solche Stellung dem Kaiser gegenüber nicht geduldet werden könne. Dieser zog die Hand langsam hervor, und ließ den Arm sinken. Ich weinte vor Wuth, als ich diese Geschichte vernahm; ich weiß zwar nicht, ob sie genau so, wie sie erzählt wurde, stattgefunden hat, aber sie war weit verbreitet, erhielt sich lange, und ich hörte ihr nie widersprechen.

Mit welcher empörenden Geringschätzung die in Erfurt versammelten Fürsten behandelt wurden, ist allgemein bekannt. Eine Menge von Geschichten der Art wurden erzählt und waren insofern heilsam, weil ein jeder Unterthan sich in seinem Fürsten gekränkt fühlte. Wenn hier oder da durch den Einfluß der Revolution die treue Gesinnung und die Achtung, die dem Fürsten gebührt, bei einigen schwankend geworden wäre, Napoleon hätte kein besseres Mittel wählen können, um sie wieder zu beleben und zu stärken. Auch die so behandelten Herrscher, bis in das innerste Heiligthum der Persönlichkeit verletzt, konnten vielleicht, durch die harte Nothwendigkeit gezwungen, große Verluste ertragen, aber Beleidigungen der Art,

die das Innerste, ja das Ewige der Persönlichkeit verletzen, verlieren den Stachel nie, er stumpft sich nie ab und ist unvertilgbar wie die Persönlichkeit selbst.

Das ist eine Erfahrung, die nur zu häufig übersehen wird. Aeußere Verluste, ja selbst einen harten Druck, wenn alle Mittel, ihn abzuwerfen, verschwunden sind, kann der Mensch am Ende ertragen, aber der Versuch, durch verächtliche Behandlung die Persönlichkeit zu vernichten, gelingt nie. Ueber äußern Druck und Verlust klagt man laut, und scheint sie unter keiner Bedingung dulden zu wollen: die verletzte Persönlichkeit ist stumm, aber sie giebt den Haß und Kampf nie auf; nur der Verworfene, der sich selbst aufgegeben hat, kann Kränkungen dieser Art vergessen. Ist es wahr, daß die ganze Bedeutung der geschichtlichen Entwickelung unserer Tage in der immer tiefern Anerkennung bestimmter freier Persönlichkeiten besteht, so muß man es nur bedauern, daß dieser innere, unsichtbare, gefährliche Kampf auf eine unbesonnene Weise so oft hervorgerufen wird, wo eine milde Anerkennung, die sich nichts zu vergeben braucht, auf die leichteste Weise tausend Herzen gewinnen würde.

Mein Bruder und Berger verließen uns. Fünf Jahre später brachten die großen geschichtlichen Ereignisse uns wieder zusammen. Ich sah ihn in Paris 1814 und seitdem nie wieder.

Nachdem diese ganze geheime Combination in allen ihren Richtungen verunglückt war, schien die Thätigkeit der geheimen Verbindungen eine Zeit lang völlig gelähmt, aber Herr v. H. ließ mir immer noch keine Ruhe. Er war der Polizei bezeichnet, trug noch seinen auffallend hellen Ueberrock, obgleich er wußte, daß man ihn verfolgte, und einige Male wagte er es sogar, nach Halle zu kommen. Ein Mal wurde ich aufgefordert, Abends im Dunkeln zu einer bestimmten Stunde vor dem Gasthofe zum Löwen zu erscheinen. Ein Wagen würde da halten, eine Dame aussteigen, und wenn sie von dem Marqueur ins Haus geführt wäre, sollte ich in den Wagen hineinsteigen, ich würde ihn da finden. Ich erschien, eine Verwandte hatte wirklich den Muth, ihn auf seiner gefährlichen Fahrt zu begleiten. Ich sah die Dame in dem Gasthofe verschwinden. Als Alles still war,

schlüpfte ich in den Wagen hinein und fand v. H. Zwar verdrossen mich, ich gestehe es, seine häufigen, meist unnützen Besuche, die mich großen Gefahren preisgaben, doch immer von neuem dachte ich mir es wenigstens möglich, daß er mir bedeutende Nachrichten mitzutheilen hätte. Aber auch dieses Mal erschien mir die Zusammenkunft völlig überflüssig; ich erinnere mich nicht einmal des Gegenstandes, des fast stundenlangen Gespräches: der Bediente meldete die Ankunft der Dame und ich schlüpfte aus dem Wagen heraus. Wahrscheinlich hatte für ihn die romanhafte Art der Zusammenkunft einen Reiz.

Ein anderes Mal erschien er früh Morgens vor 5 Uhr. Das Haus war noch verschlossen, auf der Straße stehend, mußte er lange klopfen, und es geschah auf eine so laute Weise, daß die Einwohner benachbarter Häuser erwachten, und neugierig aus den Fenstern sahen. Da erblickten sie nun den auffallend gekleideten Mann, und mir gegenüber wohnte ein junger Mensch, dem man, mit Recht oder Unrecht, ein geheimes Verhältniß zu den Franzosen zuschrieb. v. H's. Absicht war, mir anzukündigen, daß der Herzog von Braunschweig mit seiner Schaar durch Halle ziehen

und Tags darauf eintreffen würde. Mir war kein Mensch dieser Schaar bekannt. Ich fragte ihn, ob er für mich bei dieser Gelegenheit einen Auftrag hätte, ob ich auf irgend eine erfolgreiche Weise thätig sein könnte? Es war nicht der Fall. Der mir so gefährliche Besuch war völlig überflüssig. Damit er nicht noch ein Mal aus dem Hause tretend auffallen und genöthigt werden sollte, eine der lebhaftesten Straßen der Stadt zu durchgehen, schloß ich ihm eine Gartenthür auf, die nach einer kleinen Gasse führte.

Einige Stunden später erschien mein Schwager, der Königliche Procurator. Er erzählte mir mit Lebhaftigkeit, wie der gefährliche, der Polizei bezeichnete v. H. in Halle gewesen wäre. Er wäre zu Pferde angekommen, in einem Gasthofe vor der Stadt abgestiegen, obgleich es sehr früh war, nach der Stadt geeilt, wo er wohl einige Verbündete besucht. Der Wirth habe ihn nicht gekannt, als er aber wieder zurückgekehrt, und eben das Pferd bestiegen, habe jener durch einen Fremden erfahren, welcher gefährliche Gast bei ihm eingekehrt wäre. v. H. war zwar verschwunden, aber er hielt es für seine Pflicht, den gefährlichen Besuch der Obrigkeit anzuzeigen.

Graf Chassot, den ich selbst, wie oben erwähnt, in eine Gesellschaft bei meinem Schwager eingeführt hatte, war ebenfalls als das Haupt der geheimen Verbindung bekannt. Ich konnte nicht zweifeln, daß mein Schwager vermuthete, ja vielleicht wußte, daß v. H. bei mir gewesen war. Gewiß hatte er, da er von der Obrigkeit schnell herbeigerufen wurde, diese vermocht, eine jede Untersuchung fahren zu lassen. Die Absicht seines Besuches war aber wahrscheinlich, mich zu warnen.

Kurz darauf erschien Steltzer wieder, und erzählte, mir, wie Herr v. H. und Katte mit einigen anderen Offizieren gesucht hatten, die Bauern in der Umgegend des Harzes aufzuwiegeln. Sie wurden verfolgt; in den Defiléen in der Nähe der Stadt Hettstädt war das Pferd des Herrn v. H. so erschöpft, daß er absteigen und zu Fuß entfliehen mußte. Er entkam zwar, aber sein Pferd hatte man genommen, den Mantelsack mit wichtigen Papieren nach Halle gebracht und den Franzosen übergeben. Diese Nachricht erschreckte mich. Bei der mir so wohl bekannten Unbesonnenheit v. H's. war es nur zu wahrscheinlich, daß vielleicht einige meiner Briefe in dem Man=

telsacke lagen; wenigstens, daß in den Papieren meiner gedacht wurde. Ob nun wirklich solche mir gefährliche Papiere da waren und durch meinen Schwager vor der Auslieferung an die französischen Behörden entfernt wurden oder nicht, habe ich bis diesen Augenblick noch nicht erfahren. Glücklicher Weise erschien seitdem Herr v. H. nicht mehr in Halle; sein Bruder besuchte mich später einige Male. Er selbst floh nach England, ging nach Spanien, wurde hier durch seine Tapferkeit berühmt und fiel bei der Belagerung von Saragossa.

Nach seiner Entfernung war eine lange Zeit hindurch Alles ruhig. Das Corps des Herzogs von Braunschweig blieb nur einige Stunden in Halle, und der Herzog nahm von da, wie allenthalben, wo er erschien, die Bewunderung und die besten Wünsche der Einwohner mit. Ich hörte, daß der preußische Offizier v. Oppen, der später im Kriege als einer meiner genauesten Freunde erwähnt werden soll, vorzüglich zum glücklichen Erfolge seines kühnen Zuges durch das nördliche Deutschland beitrug. Dieser veranlaßte gar

keine Aufregung irgend einer Art. Diesen Zug, konnte das Volk, so wenig als Schills That, deren Zusammenhang mit größeren Unternehmungen es nicht kannte, nicht richtig beurtheilen. Irgend eine bedeutende Hoffnung ward nicht an sie geknüpft, und daher blieb Alles ruhig. Mit Oesterreich wurde Friede geschlossen, und Napoleon war jetzt noch mächtiger in Deutschland als früher; an einen Widerstand war nicht zu denken.

Eine der nächsten traurigen Folgen der vorübergehenden Bewegungen war der Tod Johannes v. Müller's. Falsche Gerüchte von Volksbewegungen, besonders in Halle und in der Umgegend, an welchen die Studirenden Theil genommen haben sollten, erreichten Kassel. Jerome, ohne allen Zweifel, besonders durch die Dörnberg'sche Insurrection beunruhigt und erbittert, ließ Müller kommen, warf auf ihn alle Schuld, und behandelte ihn auf die plumpste Weise. Müller war hoffnungslos, unzufrieden und krank; sein Amt war ein beschwerliches; auf jedem Schritte, den er zum Vortheile der Universitäten thun wollte, traf er auf unüberwindliche Schwierigkeiten, ja auf kränkenden Verdacht. Er hätte vielleicht mehr

erreichen können, wenn er mit Vorsicht entschiedener hervorgetreten wäre. Denn er gehörte zu den wenigen deutschen Gelehrten, ja war vielleicht der einzige, der Napoleon gewissermaßen imponirte. Sein Gespräch mit ihm in Berlin schien einen guten Eindruck gemacht zu haben, und er stand unter Napoleons besonderem Schutze. Aber unentschieden und schwankend, wie er hervortrat, blieben alle seine Bemühungen ohne Erfolg. Die auffallende Kränkung, die er gegenwärtig erfuhr, traf ihn hart; er verließ Jerome in dem trostlosesten Zustande. Die heftige Gemüthsbewegung veranlaßte einen Zufall, der einen tödtlichen Charakter annahm; er bekam plötzlich die Rose im Gesicht; seine Freunde ängstigten sich, Reinhardt eilte von seinem Krankenbette zum Könige, und machte ihm die heftigsten Vorwürfe. „Vergessen Sie nicht," sagte er, „daß Müller von dem Kaiser beschützt wird, daß dieser eine unbedingte Gewalt über Sie ausübt, daß ich hier in seinem Namen bin, und Sie für die ungerechte Behandlung und ihre Folgen verantwortlich mache." Jerome ward unruhig und sandte seinen Leibarzt zu Müller. Er ward abgewiesen, die Krankheit wurde immer gefährlicher, und nach wenigen Ta-

gen war Müller todt. Leist, Professor in Göttingen, war sein Nachfolger, konnte aber das Vertrauen, welches Müller besaß, nie erlangen. Die Universitäten glaubten sich preisgegeben, und die Zukunft erschien immer düsterer, denn nach allen Seiten hin trat deutlicher der zerrüttete Zustand des Landes hervor. Den Bergwerken drohte der Ruin, die Forsten wurden verwüstet, die Landbesitzer durch neue Auflagen, die das in der papiernen Constitution versprochene höchste Maß bei weitem überstiegen, gedrückt, verarmten; die Gehalte der Beamten wurden durch erzwungene Anleihen verkürzt, Steuern wurden eingeführt, deren Hebung, wie die Erfahrung schnell lehrte, unmöglich war. Ich erinnere mich, daß eine solche Steuer, deren Bestand bezweifelt wurde, dennoch durch die Furcht der Einwohner eine ziemlich beträchtliche Summe einbrachte. Wer es vermochte, beeilte sich zu zahlen, man glaubte sich verdächtig zu machen, wenn man es wagte, sich einer Execution auszusetzen. Ich freilich konnte etwas Fremdartiges, wie die Steuereinrichtungen, nicht beurtheilen, aber die entschiedenen Aeußerungen der Kundigen bestimmten mich, die Execution abzuwarten. Ich konnte dieses ausführen, denn die preußische Ein=

richtung, die Steuern von dem Gehalt abzuziehen, fand im Königreiche Westphalen nicht statt; aber bevor die Execution eintreten konnte, war die Steuer aufgehoben, und ich konnte, meinen furchtsamen Freunden gegenüber, triumphiren. Alle öffentlichen Fonds fingen an unsicher zu werden, selbst die der wohlthätigen Institute. In Halle nahm die Armuth auf eine schreckliche Weise zu. Die Salinen, eine Hauptquelle des Einkommens vieler Einwohner, brachten nichts ein, durch die fortdauernden Durchmärsche wurden die Einwohner fast ausgeplündert. Unter der Preußischen Regierung hatte das hier im Frieden garnisonirende Regiment wesentlich zum Wohlstande der Stadt beigetragen. Die Universität war tief gesunken, und die Anzahl der Studirenden nahm fortdauernd ab. Halle war schon unter Preußen keine eigentlich wohlhabende Stadt gewesen; durch die Leichtigkeit, mit welcher man hier, besonders in den Vorstädten, das Bürgerrecht erhielt, wuchs zwar die Zahl der Einwohner, aber keineswegs auf eine vortheilhafte Weise. Vagabunden und loses Gesindel drängte sich hier zusammen. Man ward von Schauder ergriffen, wenn man die Masse dieser Menschen in der Vorstadt Neumarkt, oder auf dem sogenannten

Strohhof die Straßen anfüllen sah. Man behauptete, daß sich hier Banden bildeten, die vorzüglich den Leipziger Messen gefährlich würden. Jetzt ward die Verarmung allgemein, eine Untersuchung wurde damals angestellt, aber das Resultat war so trostlos, daß ein Versuch, die Armen auf irgend eine gründliche Weise zu unterstützen, den völligen Ruin der Stadt herbeigeführt haben würde. Sonderte man die Einwohner in Klassen, um zu erfahren, wie groß die Anzahl solcher wäre, die ganz von Unterstützung leben müßten, die theilweise Hülfe bedurften, die nichts beizutragen vermochten, so blieb die Minorität derer, auf welche die ganze Last der Unterstützung fiel, so klein, daß ihre gänzliche Verarmung unvermeidlich schien. Dieser entsetzliche Zustand lähmte alle Kräfte, und man fing an, mit stumpfer Gleichgültigkeit der düstern Zukunft, der völligen Auflösung und dem Untergange der Stadt entgegenzusehen. Aber im Hintergrunde dieser verzweiflungsvollen Ergebung lauerte die Wuth. Mit einem wahren Ingrimm sah man die Macht Napoleons wachsen, vernahm man seine Vermählung mit der Kaisertochter, erfuhr man die Erweiterung des französischen Reiches durch West-

phalen und über Hamburg hinaus, die das eben entstandene Königreich willkürlich verkürzte. Das Continentalsystem vernichtete allen Handel und hemmte den freien Umsatz der Waaren, wie die immer zunehmende polizeiliche Aufsicht die des gewichtigen geistigen Wortes.

In dieser unglücklichen Zeit machte ich zwei bedeutende Bekanntschaften. v. Schele, der Bruder des jetzt mächtigen hannöverschen Ministers, ward Vice-Präfect in Halle. Ein geborner Hannoveraner, theilte er den entschiedensten Franzosenhaß mit seinen Landsleuten, aber seine Stellung erforderte große Vorsicht. Er war ein liebenswürdiger, treuer Mann, und ich schloß mich mit ganzer Seele ihm an. Seine Liebe zu Reils ältester Tochter steigerte die Innigkeit meiner Verbindung. Diese zeichnete sich sehr aus durch eine Bestimmtheit der Gesinnung mit weiblicher Milde verbunden, wie durch Anmuth und Schönheit. Der Verbindung traten anfänglich Schwierigkeiten entgegen, die überwunden werden mußten, und ich war sein Vertrauter. Freilich mußte ich in meinem Verhältniß zu ihm wie gegen meinen eigenen Schwager zurückhaltend sein, um ihn nicht zu compromittiren,

aber er wußte genug, ohne sich dadurch von dem vertraulichen Umgange abschrecken zu lassen, und ich hatte in der That Grund, die Klugheit und Umsicht, mit welcher er seine schwierige Stellung behauptete, zu bewundern.

Der zweite war Heinrich v. Krosigk; ich habe diesem merkwürdigen Manne vor vielen Jahren ein kleines Denkmal in der Brockhaus'schen Zeitschrift, den „Zeitgenossen," gesetzt. Krosigk gehörte zu den ältesten und früher mächtigsten Familien der Gegend. Er war unter mehreren Brüdern der Aelteste und Stammhalter seines Geschlechts. Das schöne Gut, welches er bewohnte, Poplitz, liegt in einer anmuthigen Gegend in der Nähe von Alsleben; er hatte eine imponirende Gestalt, schlank, rüstig; er erschien ernst und strenge, und die Festigkeit seiner Gesinnung sprach sich entschieden aus, ja er konnte dem Fremden wohl sogar zurückstoßend erscheinen, den Zudringlichen wußte er fern zu halten; man überzeugte sich bald von der Unbeugsamkeit seiner einmal festbegründeten Ueberzeugung, ja die Gesinnung, die sich der Ueberzeugung willig hingab, ward von ihm so hoch geachtet, daß er Märtyrer jeder Art, so wenig er auch ihre Mei-

nung theilte, jederzeit bewunderte und vertheidigte. Er hatte seinen ruhigen Landsitz verlassen, um an dem Kampfe 1806 Theil zu nehmen, und jetzt lebte er wieder zurückgezogen in Poplitz. Dort war er als eifriger Landmann fortdauernd thätig; die Uebereilung, mit welcher man anfing, das alte Verhältniß der Bauern zu den Gutsbesitzern aufzulösen, billigte er keinesweges. Die Verwandlung der pflichtigen Arbeiter in heimatlose Tagelöhner, die ohne Anhänglichkeit und Treue einem schutzlosen unsichern Dasein Preis gegeben waren, schien ihm nicht günstig: er ließ eine Reihe Häuser bauen, den Colonistenhäusern ähnlich, an ein jedes Haus schloß sich ein kleiner Garten, und irre ich nicht, ein kleines Feld für den Kartoffelbau. Treue Tagelöhner, die mehrere Jahre hindurch seine Zufriedenheit erworben hatten, bezogen diese Häuser, und konnten ihrer Zukunft und dem hohen Alter getrost entgegensehen. So entstand ein Verhältniß, dem alten zurückgedrängten ähnlich, aus den neuen Elementen der Zeit naturgemäß entwickelt. Ich habe mit den vertrautesten Freunden oft mehrere Tage bei ihm zugebracht. Ein baumreicher Park hinter dem Schlosse zeichnete sich freilich nicht durch viele Anla-

gen aus. Er war vielmehr fast durchaus im natürlichen Zustande; nur bequeme Wege durchschnitten die Waldung, vorzugsweise reizend aber war ein großer ebener Platz, der sich tief in den Wald hineinzog; das frischeste Grün verschönerte ihn. Der Park war zugleich ein Thiergarten; Hirsche und Rehe belebten den Wald, und das wenige Wild, welches für die Tafel geschossen wurde, durfte nur durch ihn selbst erlegt werden. Es war seine Absicht, die Stände nicht in Schrecken zu setzen. Er lauerte lange Zeit, bis ein sicherer Schuß das einsame, von den übrigen getrennte Thier traf; daher war das Wild in seinem Park auf eine merkwürdige Weise zahm. Auf der offnenen Waldebene, die vom Schlosse aus übersehen werden konnte, grasete es ruhig, und lagerte gruppenweise. Die schönsten Pferde liefen frei in dem Garten herum, die ausgezeichnetsten Gestalten von Schweizer Vieh weideten auf dem Platze; Hirsche, Rehe, Pferde, Ochsen, Kühe und Schafe lagerten gemeinschaftlich vor uns und ich erinnere mich nie, ein solches Gemisch ausgezeichneter Heerden vereinigt gesehen zu haben.

Tief im Hintergrunde des Waldes setzte er seinem

patriotischen Ingrimme ein Denkmal. In eine Säule von rothem Sandstein ließ er die Worte: „fuimus Troes“ eingraben. Diese Inschrift veranlaßte ein lächerliches Mißverständniß, welches ich hier im Vorübergehen erwähnen will. Es ist so seltsam, daß die Anekdotensammler es wohl benutzen können.

Der Steinhauer, der die Inschrift angebracht hatte, ward kurz darauf von einem Verwandten Krosigks, einem Herrn von Trothe, in Arbeit genommen. Nachdem er eine Zeit lang dort gearbeitet hatte, äußerte er sich gegen Herrn v. Trothe folgendermaßen: „Sie sind doch,“ sprach er, „ein guter Herr, da Sie mir einen Verdienst zuwenden, obgleich ich Ihnen einen großen Schimpf habe anthun müssen.“ „Wie so?“ fragte der fast erschrockene Hausherr. „I nun,“ erzählte der Steinhauer treuherzig, „ich habe ja auf eine Steinsäule in dem Garten des Herrn v. Krosigk die Inschrift: „„pfui Mr. Trothe““ einhauen müssen.“

Die bestimmte Art, mit welcher er gegen die französische Besatzung auftrat, hatte auf die Bewohner des Guts einen großen Einfluß. In der ersten Zeit kamen häufig die gequälten Bauern und beklagten sich über die Mißhandlungen der Einquartierung, später

hörte man keine solche Klagen; desto häufiger wurden die der Franzosen. Er selbst behandelte die bei ihm wohnenden Offiziere mit höflicher Kälte; bei der Tafel ward für sie der schlechteste Wein hingesetzt, die Freunde tranken bei solchen Gelegenheiten die ganz ausgezeichneten seines Kellers erst später. Wenn jene sich beklagten, fragte er kurz: „Sie sind doch nicht beleidigt? Ich bin zu einer jeden Genugthuung bereit." Ein Paar geladene Pistolen lagen auf dem Tische und ganz allgemein hieß Krosigk „le mauvais Baron."

Krosigk war Maire seines Dorfes, er mußte es wohl werden, um nicht in unangenehme Abhängigkeit von irgend einem Bauer zu kommen. Als solcher trat er nun bei einer Gelegenheit auf eine merkwürdige Weise gegen die Regierung auf. Die sogenannte Constitution des Königreichs bestimmte das Maximum der Abgaben für den Grundbesitz, wenn ich mich recht erinnere, auf 7 Procent; eine Steuer wurde ausgeschrieben, die dieses Maximum bei weitem überschritt, und in der Bekanntmachung derselben zeigte sich ein formeller Fehler. Eine Anzahl benachbarter Gutsbesitzer verband sich mit ihm, um gegen die Zahlung dieser Abgabe zu protestiren. Als

aber mit Execution gedroht wurde, zogen sich Alle zurück und Krosigk stand allein. Die Gensdarmen traten als Executoren in sein Haus, wurden von ihm freundlich aufgenommen und bewirthet; während dem ließ er aber die angesehensten Bauern seines Dorfes rufen, die einen Kreis um ihn bildeten, in dessen Mitte er mit den Gensdarmen trat. Hier las er den bestimmten Paragraphen der Constitution vor. „Diese Gensdarmen," sagte er dann, „sind in mein Haus getreten, um als Executoren eine Abgabe zu erzwingen, die dieses Maximum bei weitem übersteigt, also gesetzwidrig ist. Ich als Maire bin berufen, die Constitution aufrecht zu erhalten, und arretire hiermit die Gensdarmen, die gesetzwidrig in mein Haus gekommen sind." Diese waren nicht wenig erstaunt, als einige Bauern den bestimmten Auftrag erhielten, sie gefangen nach Halle zu bringen, und dort dem Vice-Präfekten zu übergeben. Man kann sich denken, in welche Verlegenheit sein Freund Schele gerieth. Er ward genöthigt, die Sache anzuzeigen und Krosigk ward zur Auszahlung einer bedeutenden Summe, oder wenn ich mich recht erinnere, zu sechswöchentlicher Gefängnißstrafe verurtheilt, theils weil er die Zahlung der Ab-

gabe verweigert, theils wegen seiner Gewaltthat gegen die Gensdarmen. Vergebens suchten seine Freunde ihn zu überreden, die bestimmte Summe auszuzahlen. „Ich zahle keinen Heller;“ sagte er bestimmt, und ward nun arretirt. Er erhielt auf der sogenannten alten Wage, ein Haus, welches der Stadt angehörte, und als Universitätsgebäude benutzt wurde, ein Paar freundliche Stuben. Reil hatte ihm eine Brunnenkur verordnet; man sah ihn alle Morgen, von einem Gensdarmen begleitet, nach der Promenade des von Reil angelegten Badeortes gehen, und nach einigen Stunden wieder nach seinem Gefängniß zurückkehren. Seine Frau brachte die Zeit bei ihm zu und pflegte ihn; er nahm die Besuche seiner Freunde an und die Zeit verfloß auf die heiterste Weise.

Jeder, der ihn kannte, mußte ihn hochschätzen, und die Treue gegen seine Freunde war eben so unwandelbar und fest, wie seine Liebe für das angestammte Königshaus und für das Vaterland.

Ruf nach Breslau. Reisen nach Jena und Berlin.

Unterdessen traten Verhältnisse hervor, die meine ganze Lage veränderten. Als v. Schuckmann, nachdem Graf Dohna sich zurückgezogen, die Angelegenheiten der preußischen Universitäten besorgte, faßte er bekanntlich den Entschluß, die Universität zu Frankfurt an der Oder aufzuheben, sie nach Breslau zu verlegen, und mit dem dortigen fast ausschließlich theologischen Institute in Verbindung zu bringen. Die Gründe, die ihn dazu bewogen, waren einleuchtend. Die Errichtung der Universität in Berlin machte eine zweite in Frankfurt an der Oder überflüssig; ja diese letztere hätte sich kaum in einer solchen Nähe erhalten können. Die Frankfurter Universität war schon seit Jahren zu einer Unbedeutsamkeit herab gesunken, die nur zu bekannt geworden, und der junge Mann, der nur hier studirt hatte, war im Allgemeinen zur künftigen Anstellung nicht sonderlich empfohlen. Alles Unwesen, wie es sich durch eine veraltete Form, die einseitig festgehalten wurde, auf mehreren deutschen Universitäten entwickelt hatte, herrschte hier vorzugsweise.

In den meisten wissenschaftlichen Vorträgen fand man jene Erstarrung, die mit der lebendigen geistigen Bewegung in Deutschland einen traurigen Contrast bildete. Die Rohheit der Studirenden, die gefährliche Macht widerwärtiger Studentenverbindungen hatten die Universität fast berüchtigt gemacht. Die Bemühungen einiger ausgezeichneten Professoren konnten eben so wenig als die der jüngeren eifrigeren Lehrer, die herbeigerufen waren, gegen diese alte Erstarrung etwas ausrichten. Männer wie Bredow, Eichhorn, Solger, hielten nicht lange aus. Die Absicht war, einige von diesen nach Berlin zu berufen. Während nun hier, in der Nähe von Berlin, eine Universität in einen solchen Zustand versunken war, entbehrte die reichste Provinz des Königreiches, damals von mehr als anderthalb Millionen Einwohnern, eine Universität; obgleich zwei Drittel der Einwohner aus Protestanten bestand, mußten die Schlesier sich mit einem katholischen Institute begnügen, welches in seiner wissenschaftlichen Dürftigkeit mit Unrecht den Namen einer Universität trug, und Schuckmann war ein Schlesier. Eine Universität in Breslau herzustellen, die Studirenden, welche in Frankfurt waren, als ersten Kern

dort zu versammeln, die alten Frankfurter Professoren zu emeritiren, die jüngeren und mit diesen fremde Professoren zu berufen, war seine Absicht. Frankfurt, als die älteste protestantische Universität des Königreichs, besaß nicht geringe Fonds, die besonders in einem bedeutenden, in der Umgegend der Stadt liegenden Grundbesitze bestanden; sie konnten zur ersten Einrichtung und Begründung der Breslauer Universität dienen. Die Sache ward besonders durch Bredow mit allem Eifer betrieben. Dieser verdienstvolle Historiker besaß theils durch seinen gelehrten Ruf, theils durch seine bekannte deutsche Gesinnung, ganz das Vertrauen des Stifters der neuen Universität. Er kam nach Halle, wo er einen alten Freund, den dorthin versetzten Helmstädter Professor Pfaff besuchte. Ohne allen Zweifel hatte er den Auftrag, nach seiner eigenen Ansicht Professoren für die neue Breslauer Universität vorzuschlagen.

Professor Gilbert hatte einen Ruf nach Leipzig erhalten und war schon im Begriffe, Halle zu verlassen. So genau nun auch dieser Physiker mit den neuen Entdeckungen der Physik bekannt war, so gelang es ihm doch nicht, den Beifall der Zuhörer zu erwerben.

Besonders mißglückten ihm fast immer die Versuche. Ich trug neben ihm die Physik vor und hatte immer einige, wenn auch nicht viele Zuhörer; ich behandelte, eben während Bredow in Halle war, die galvanischen Entdeckungen und es gelang mir, das Kalium durch die galvanische Säule darzustellen, und die erhaltenen metallischen Körner in Steinöl zu sammeln; eben so gerieth mir die Darstellung des Stickstoffamalgams. Ein junger Mann aus Petersburg, der als Eleve der dortigen Akademie, ich weiß nicht, aus welchem Grunde, in Halle studirte, beschäftigte sich besonders mit den Naturwissenschaften. Er hatte so oft von den Entdeckungen der kalischen Substrate durch Davy, und des Stickstoffamalgams durch Seebeck, sprechen gehört, aber die Darstellung hatte er bis dahin nie gesehen. Da er einer der fleißigsten Zuhörer des Mathematikers Pfaff war, erschien er öfters in dessen Hause. Er hatte sich sehr an mich angeschlossen, trieb die Mineralogie mit vielem Eifer, und eilte nach Abschluß meines Vortrages voller Freude zu Pfaff hin, um ihm über die Darstellung der Substanzen, die ihm so wichtig waren, zu berichten. Bredow war eben da und den Tag darauf erschien er bei mir, um mich zu fra-

gen: ob ich geneigt wäre, einen Ruf nach Breslau anzunehmen? Er glaubte, gewiß sein zu können, daß ich auf seinen Vorschlag einen solchen erhalten würde. Man kann sich meine Freude denken. Die Vorsicht, die ich bei meiner ersten Berufung nach Halle anwenden mußte, war hier überflüssig. Ein in meiner damaligen Zeit für meine Lage ansehnliches Gehalt wurde mir zugesagt; die Sache wurde schnell betrieben, und nach einigen Wochen hatte ich schon die Vocation. Ob die von früher Jugend auf bestehende Freundschaft Schuckmanns mit meinem Schwiegervater den Entschluß beschleunigte, ob Schleiermacher und Reil durch ihr Ansehen meine Berufung förderten, ist mir unbekannt.

Jetzt aber, als ich die Gegend verlassen und in einer so bedeutenden Entfernung von Städten leben sollte, die mir in der Erinnerung so theuer waren, konnte ich der Lust, die noch übrig gebliebenen Freunde in Jena zu besuchen, vor Allem aber den jetzt zweiundsechszigjährigen Göthe zu sehen, nicht widerstehen. Schon zwei Jahre früher, im Winter 1809, hatte ich meinen lieben Freund, Frommann, mit meiner Familie besucht. Er und seine Frau hatten uns mit liebens-

würdiger Gastfreundschaft aufgenommen. Wir brachten die letzten Tage des Jahres in seinem Hause zu, und die paar Wochen, die wir hier verlebten, bleiben mir unvergeßlich; dennoch fühlte ich nie klarer das Tragische meines Lebens. Wie unbeschreiblich reich war meine Jugend in Jena gewesen, und der fröhliche Mittelpunkt der geselligen Verhältnisse bildete sich durch diese liebenswürdige Familie. Hier erschien, und zwar gern, Göthe, hier sah ich die Schlegel, Tieck, später Schelling; und Gries war Hausfreund. Es war mir, als wäre ich auf die bedeutende Wahlstätte ritterlicher, siegreicher, geistiger Kämpfer versetzt. Die Morgenröthe des neuen Jahrhunderts, die auch mir einen hoffnungsvollen Tag verkündete, ging hier auf: jetzt wurden früher zum Stillschweigen gebrachte Feinde täglich lauter; damals verbündete Freunde hatten sich getrennt, und mit dem zerstörten nationalen Boden waren auch alle Folgen der ritterlichen Siege auf immer verschwunden. Von allen früheren Freunden erschien nur noch Gries in diesem Hause. Dieser lebte in dem nun einsamen Jena ganz auf die frühere Weise. Er war einige Zeit in Heidelberg, und irre ich nicht, in Stuttgart gewesen, aber die Sehnsucht zog ihn nach Jena

zurück. Diese Stadt war seine Heimat geworden; hier lebte er ganz nach der alten gewohnten Art, bezog die frühere Wohnung, und als ich in die zierliche Stube hineintrat, erschrak ich heftig; denn Schränke, Tische, Stühle, Büsten standen gerade wie zehn Jahre früher, dieselbe Magd begrüßte mich, und der kleine Dichter mit dem gelben Teint und den schwarzen Augen saß noch da. Er und seine Umgebung erschienen mir fast wie einbalsamirte Leichen aus einer schönen lebendigen Zeit. Seine Taubheit hatte sehr zugenommen, man mußte ihm stark in die Ohren rufen, wenn man verstanden sein wollte; nur für die Musik hatte er noch ein Ohr. Diese hatte er von jeher mit Leidenschaft getrieben und es war begreiflich, daß er auch bei Frommann die musikalische Unterhaltung einer jeden andern vorzog. Dennoch erschien er in den freundschaftlichen Kreisen sehr heiter. Die Fertigkeit, kleine Gedichte mit Leichtigkeit hinzuwerfen, besaß der Dichter, der uns Tasso, Ariost, Bojardo, Calderon, meisterhaft übersetzt, zu schenken vermochte, im hohen Grade, und ich erstaunte, als am Weihnachtsabend eine große Masse von Bonbons, die an die ganze Gesellschaft vertheilt wurden, gereimte Devisen ent-

hielten, von welchen viele in der That sehr gelungen waren.

Obgleich nun in dieser Umgebung das ganze Gewicht des Unterganges schöner Zeiten auf mir lastete, so war es doch natürlich, daß die freundliche Gesellschaft mich erheiterte und daß ich gern mich der Hoffnung besserer Zeiten hingab. In Halle, wo ich unter Freunden lebte, und zwar in einem fortdauernden, wenn auch versteckten Kriege, pflegte ich meinem Hasse Worte zu geben. Hier erschraken meine Freunde, wenn ich mich nach gewohnter Weise äußerte. Die Lage des Herzogs von Weimar war freilich eine bedenkliche. Die Herzogin hatte sich in den Tagen der Flucht, als sie während der Abwesenheit des Herzogs im feindlichen Heere, den erbitterten Napoleon empfangen mußte, auf eine so würdige Weise benommen, daß sie dem heftigen Sieger imponirte und ihm wider seinen Willen Achtung abzwang. Der Herzog selbst war dem Kaiser verdächtig, und sein Adjutant, der jetzige General der Infanterie v. Müffling, von dem er sich nicht trennen wollte, war sein Minister. Das Land war von geheimen feindlichen Spionen belauert, und es war begreiflich, daß man eine jede Aeußerung, welche

die Regierung compromittiren konnte, selbst durch strenge Maßregeln zu unterdrücken suchte. Ich sah dieses sehr wohl ein und richtete mich gern während meines Aufenthaltes nach dem Wunsche meiner Freunde.

Destomehr wurde ich durch die Gewalt, welche Göthe über alle Urtheile der Umgebung, in welcher ich lebte, ausübte, in Verlegenheit gesetzt. Erwägt man, wie dieser große Geist schon lange in Weimar mit Recht als der mächtigste in Deutschland verehrt ward, wie die heftige geistige Bewegung, in welche ich hineingerissen wurde, um ihn wogte und brauste, ohne seine ursprüngliche eigenthümliche Natur zu ändern, wie, nachdem die Kämpfe in seiner Nähe aufgehört hatten, und nur noch in zerstreuten kleinen Gefechten in der Ferne vernommen wurden, während er, der unveränderlich stehen blieb, das fortdauernde, ja immer heller leuchtende Licht in der dunklen Nacht des geistigen Vaterlandes blieb, so kann man sich freilich nicht wundern über die Herrschaft, welche er über alle diejenigen ausübte, die in seiner Nähe lebten.

Später hat sich diese Autorität, immer mehr und mehr verbreitet, ja ihre Herrschaft nahm in dem-

selben Maaße zu, in welchem seine Lebensansicht durch das Alter und durch die ursprüngliche Beschränkung, die sich immer entschiedener ausbildete, an Umfang und Beweglichkeit abnahm.

Schon im Anfange des Jahrhunderts gab es Einige, die bemerken wollten, daß die Reisen Göthe's nach Italien, besonders die zweite, einen Wendepunkt in seiner Entwickelung veranlaßten. Die scharfe Eigenthümlichkeit, die kräftige Zuversicht der früheren Jahre, schienen abgenommen zu haben; an ihre Stelle war die stille Anmuth getreten, die Einigen nicht so gewaltig und inhaltsreich erschien. Für diese letzte Epoche seines Lebens glaubte man besonders das Urtheil des Novalis gelten lassen zu müssen: daß Göthe weniger einen Gegenstand zu behandeln liebte, der größer war als er, vielmehr solche, die er formell zu beherrschen vermochte und in deren übersichtlicher Darstellung er sich gefiel. Ich theilte freilich diese Ansicht, aber ich konnte die Schlüsse, die man daraus zog, keineswegs einsehen, und sie schienen mir um desto ungerechter, je mehr ich die Bewegung der Geister neben ihm kennen lernte, die bestimmt war, während das Alter ihn immermehr beschränkte, mächtiger

zu werden und ihn zu überleben. Allerdings hatten die Werke Göthes aus der früheren Zeit einen Reiz für mich, der den spätern fehlte. Die große Macht, durch welche die Sprache seines Volkes umgeändert und verwandelt schien, der gewaltige Geist, der, als er zu reden anfing, eine Herrschaft begründete, die nie mehr aufhörte, die überschwengliche Kraft, die dem, was bis jetzt ein Vergöttertes war, den Krieg ankündigte, und fast einsam dastehend den Sieg errang, hatte mich schon in meiner Kindheit getroffen, wie die Kriegstrompete einer neuen Zukunft, die mich zum Kampfe aufrief. So völlig unbedingt sprachen mich die späteren Werke nicht an. Es fingen, so schien es mir, seine Lebensansichten an, eine Uebereinkunft mit der Zeit und Gegenwart zu treffen; aber ich sah es auch ein, daß sein Leben und die Werke, durch welche dieses seine Bedeutung erhielt, eine ganze in sich abgeschlossene Geschichte darstellten. Es giebt wohl kaum einen Schriftsteller, der, wie er, einem mächtigen Staate ähnlich, sich entwickelte, der in allen Richtungen seines Daseins eigene Epochen bildete, die ihre überschwengliche Jugend, ihren hellen Glanzpunkt und ihre allmählig hervortretenden Beschränkungen enthiel-

ten. Aus dem Ganzen seines Lebens darf man keine Entwickelungsstufe ausschließen. Selbst die später scheinbar zurückschreitende behält, wenn man dieses große Dasein betrachtet, ihre eigenthümliche Bedeutung. In den letzten Produkten seines hohen Alters erkennt man noch die frischen Keime der mächtig hervortretenden Jugend und in seinen frühesten Werken das edle Ringen nach einer vollendeten Form, die er in späterem Alter errungen zu haben glaubt. Daher ist mir Eckermanns Schrift so bedeutend; denn geisterhaft festgebannt schien mir der fast schon Abgeschiedene an die Werke seines Lebens, so daß der noch immer mächtige Greis wie unter den edlen Ruinen eines großen glanzvollen Staates herumwandelte. Es war nicht eine Erschöpfung, die ihn in seinem hohen Alter ergriff, es war vielmehr das allmälige Absterben eines Geistes, der, wie wenige, in sich eine eigene Geschichte einschloß. Daher müssen wir bei ihm die Entwickelungsstufen seiner strebenden Jugend von denen der Vollendung, die immer eine anfangende Beschränkung enthalten, wohl unterscheiden. Der zarte Uebergang von den ersten Stufen zu den zweiten, enthält das Geheimniß seines Daseins; mehr als er darzustellen vermochte, und

weniger zugleich; was er wollte und was er vermochte, jenes tiefer und bedeutender als dieses, in unergründlicher und unerforschlicher Einheit. Was ihm vergönnt war, in der großen Geschichte des Volkes auf immer zu schaffen, den vollendeten Kunstschätzen Griechenlands ähnlich, und was er Anderen überlassen mußte, die in einer verworrenen Gährung begriffen, in sich zerfallen, die eigene Zukunft kaum erkannten, schied sich hier. Von da an trat die äußere Beschränkung immer deutlicher hervor; der schaffende Genius erlahmte nicht, zog sich aber in sich hinein, und ward immer mehr eine Vergangenheit, die abschloß, als eine unbestimmte Zukunft, die sich aufschließt. Selbst was die neue Zeit und die Gegenwart, was besonders die, alle Momente des menschlichen Daseins ergreifende Speculation des deutschen Volkes ihm aufdrang, verlor sich in der Gestaltung seines innern Lebens, und was eine Zukunft für alle mächtigen Geister der Zeit war, schien bestimmt, durch ihn die eigene Vergangenheit zu enträthseln. Er ist, in diesem tiefsten Sinne, satt an Jahren gestorben. Er hatte die Aufgabe, das eigene Leben bis zu dem letzten Moment nicht mehr, wie es werden sollte, sondern wie es geworden war,

zu bewahren, und als die Pulsadern verknöcherten, als die Gliedmaßen sich schwer bewegten, als die Zunge gelähmt, ja als er fast als ein abgeschiedener Geist unter Gräbern zu wandeln schien, blieb er noch die edle Gestalt, die in ihrer Vergangenheit eine noch nicht enträthselte Zukunft verschloß. Sein Tod selbst war das innerste Selbstgespräch. Er hatte sich stolz von der wechselseitigen Verständigung mit der Zeit abgeschlossen, er wandte sich an keinen der Lebenden, um sich mit ihm zu verständigen; wir aber, die wir lebten und strebten, wurden gezwungen, auf die letzten Aeußerungen des verschwindenden Geheimnisses zu lauschen, bis es verstummte.

Drei Männer gibt es, denen es vergönnt war, ein langes Leben hindurch, was die Zeit wollte, in einer bestimmten Richtung darzustellen, und ohne Widerspruch auszusprechen. Sie sind stehende Gestalten bestimmter Epochen ihrer Zeit und selbst, wo wir sie heftig zu bekämpfen geneigt sind, müssen wir ihre Herrschaft gelten lassen. Sie wurden Typen einer bestimmten Gegenwart und zwar so entschieden, daß selbst ihre leibliche Gestalt sich in die Anschauung des Volkes einprägte und eine bestimmte Figuration an-

nahm. Als solche nenne ich, so ungleich sie sich auch sein mögen, so entschieden ich besonders in dem zweiten eine gefährliche Verirrung des Mannes und seines Volkes erkenne, Friedrich den Großen, Voltaire und Göthe.

In meiner früheſten Jugend bewahrte dieser die geheimnißvolle Aufgabe seines Lebens, die ich ahnete, ohne sie zu verstehen. Später, als ich sie eben zu verstehen anfing, glaubte ich auch, mich inniger gefaßt zu haben. Aber die eigene geistige That, wie wenig sie auch gelungen sein mag, fing an, als er mit sich abschloß. Nun mußte ich es erleben, daß immer größer die Zahl derer ward, die, weil sie zur Ruhe zu kommen wünschten, mit ihm abzuschließen geneigt waren. Und besonders in dem Kreise, in welchem ich in Jena lebte, galt Göthes Autorität so unbedingt, wie die Bibel bei frommen Christen. Ein jeder Streit, der stattfand, ward für immer beendigt, wenn man sich auf irgend eine Aeußerung Göthes besinnen konnte, und ich ward durch diese, alles eigene Denken ausschließende Herrschaft, zuletzt so empört, daß ich einmal in Verzweiflung ausrief: „Bleibt mir mit dem v. — Göthe vom Leibe.“ Die Heftigkeit, mit der

ich dieses aussprach und das Schrecken, welches mich unmittelbar darauf ergriff, ergötzte die Freunde.

Ich lernte in Jena zuerst einen einst berühmten, deutschen Dichter, Zacharias Werner, kennen. Ich muß gestehen, daß seine Werke mich nie sehr angezogen haben. „Die Söhne des Thales,“ „das Kreuz an der Ostsee,“ sprachen mich wenig an; sie schienen mir einem seichten Wasser ähnlich, welches durch eine künstliche Wellenbewegung eine erlogene Tiefe vorzuspiegeln bemüht war. Seine Gestalt hatte etwas unangenehm Auffallendes. Lang, dürr, etwas schlotterig in seinem Gange, ungelenk in allen seinen Bewegungen, erschien sein mageres Gesicht und seine gewaltige Nase fast zurückschreckend. Er war nach Weimar gereist, um einige Dramen dort auf die Bühne zu bringen, und zum Besuche nach Jena gekommen. Er kam eben von Genf, wo er in Coppet einige Zeit mit der Stael-Holstein zugebracht hatte. Mehrere meiner Freunde, der Bildhauer Tieck, Friedrich Schlegel, Oehlenschläger mit Werner und der berühmte Geschichtschreiber Sismondi, hielten sich damals in Coppet auf. Ich habe später oft genug von dem geselligen Leben meiner Freunde dort reden gehört, und was ich jetzt

erfuhr, hatte allerdings für mich ein großes Interesse. Werner erzählte etwas langsam, aber nicht schlecht. Nun aber griff er in die Tasche, hob eine Masse schmutziger zerknitterter Oktavblättchen hervor, welche eine Anzahl Sonette enthielten, die er verfertigt hatte, und die er uns auf eine höchst ungeschickte und falsche Weise vordeklamirte. Ich muß mir die Antipathie gegen ihn als einseitig vorwerfen. Er hatte in der That ein eigenes Talent, welches man anerkennen muß; was ihn verdarb, war, wie ich glaube, der fanatische Traum, der ihn wähnen ließ, er sei eigentlich ein Prophet, zur Verkündigung überschwenglicher Dinge berufen. Nun hatte er aber weder die feste Gesinnung, noch die zuversichtliche Ueberzeugung, die auch dann, wenn sie mit großer Beschränktheit verbunden ist, Bewunderung, ja selbst bei den Besseren Achtung zu erwecken vermag. Unglücklicher Weise war er auch durchaus von dem gegenwärtigen Moment abhängig und buhlte fortdauernd nach dem Beifall der Umgebung.

Göthe war nach Jena gekommen, ich sah ihn nach sieben Jahren zum ersten Male wieder und seine Gegenwart ergriff mich tief. Er begleitete mich nach der

Mineraliensammlung, die noch immer unter der Direktion des Professor Lenz bedeutende Schätze in sich schloß. Ich war für mein Handbuch der Mineralogie dort täglich mehrere Stunden beschäftigt. Göthe war bekanntlich ein geognostischer Dilettant, seine wiederholten Reisen nach Karlsbad verlockten ihn zu mancherlei Untersuchungen, und unsere Unterredung schweifte bald von der Mineralogie nach anderen naturwissenschaftlichen Gegenständen hin. Einige optische Untersuchungen wurden behandelt, seine Ansichten von der Metamorphose der Knochen beschäftigten uns, und er beklagte sich mit Heftigkeit über die Art, wie einige Naturforscher sein Vertrauen mißbraucht, und mitgetheilte Entdeckungen, ohne ihn zu nennen, als eigene bekannt gemacht hatten. Ich war ganz in die frühere schöne Zeit versetzt. Göthe ward immer heiterer, liebenswürdiger, und ich genoß ein Glück, welches mir seit langen Jahren fremd geworden war. Göthe lud mich und meine Frau mit der Frommanschen Familie nach Weimar ein. Wir fanden bei der Tafel, außer Göthes Frau, Meyer und Riemer, nur Werner. Göthe war sehr heiter, das Gespräch drehte sich um mancherlei Gegenstände, und die un-

befangenen geistreichen Aeußerungen des berühmten Wirthes erheiterten uns alle. Auch mit den Frauen wußte er sich auf liebenswürdige Weise zu unterhalten.

Endlich wandte er sich an Werner, der bis jetzt wenig Theil an den Gesprächen genommen hatte. „Nun, Werner," sagte er, auf seine ruhige, doch fast gebieterische Weise: „haben Sie nichts, womit Sie uns unterhalten, keine Gedichte, die Sie uns vorlesen können?" Werner griff eilig in die Tasche, und die zerknitterten schmutzigen Papiere lagen in solcher Menge vor ihm, daß ich erschrak, und diese Aufforderung Göthes, die das unbefangene und interessante Gespräch völlig zu unterdrücken drohte, keinesweges billigte. Werner fing nun an, eine Unzahl von Sonetten uns auf seine abscheuliche Weise vorzudeklamiren. Endlich zog doch eines meine Aufmerksamkeit auf sich. Der Inhalt des Sonetts war der köstliche Anblick des vollen Mondes, wie er in dem klaren italienischen Himmel schwamm. Er verglich ihn mit einer Hostie. Dieser schiefe Vergleich empörte mich, und auch auf Göthe machte er einen widerwärtigen Eindruck; er wandte sich an mich. „Nun Steffens,"

fragte er, äußerlich ruhig, indem er einen geheimen Ingrimm zu verbergen suchte, „was sagen Sie dazu?“ „Herr Werner,“ antwortete ich, „hatte vor einigen Tagen die Güte, mir ein Sonett vorzulesen, in welchem er sich darüber beklagte, daß er zu spät, zu alt nach Italien gekommen wäre, ich glaube einzusehen, daß er Recht hat. Ich bin zu sehr Naturforscher, um eine solche Umtauschung zu wünschen. Das geheimnißvolle Symbol unserer Religion hat eben so viel durch einen solchen falschen Vergleich verloren, wie der Mond.“ Göthe ließ sich nun völlig gehen, und sprach sich in eine Heftigkeit hinein, wie ich sie nie erlebt hatte. „Ich hasse,“ rief er, „diese schiefe Religiosität, glauben Sie nicht, daß ich sie irgendwie unterstützen werde; auf der Bühne soll sie sich, in welcher Gestalt sie auch erscheint, wenigstens hier, nie hören lassen.“ Nachdem er auf diese Weise sich eine Zeit lang und immer lauter ausgesprochen hatte, beruhigte er sich. „Sie haben mir meine Mahlzeit verdorben,“ sagte er ernsthaft, „Sie wissen ja, daß solche Ungereimtheiten mir unausstehlich sind; Sie haben mich verlockt zu vergessen, was ich den Damen schuldig bin.“ — Er faßte sich nun ganz, wandte sich

entschuldigend zu den Frauen, fing ein gleichgültiges Gespräch an, erhob sich aber bald, entfernte sich und man sahe es ihm wohl an, daß er tief verletzt war, und in der Einsamkeit Beruhigung suchte. Werner war wie vernichtet.

Riemer war, während ich früher mit Göthe lebte, noch nicht mit diesem in Berührung getreten. Er war als Hauslehrer der Kinder von Wilhelm v. Humboldt in Italien gewesen, und seine Verbindung mit Göthe, fing, wenn ich nicht irre, im Jahre 1806 an; ich lernte ihn aber erst jetzt kennen. Kurz nach aufgehobener Tafel trat ich bei Göthe ein, der völlig ruhig und heiter den Auftritt bei der Tafel ganz vergessen zu haben schien und mit belehrender Ausführlichkeit, wie er sie liebte, einige optische Phänomene darstellte und erläuterte. Als ich mich von ihm trennte, wartete Riemer auf mich, er wünschte mich zu sprechen und führte mich in seine Wohnung. Hier fing er nun an, über den von mir erlebten Auftritt zu sprechen. „Was Sie gesehen haben," sagte er, „ist in diesem Hause so selten, daß ich mich kaum erinnere, etwas Aehnliches erlebt zu haben." Ich versicherte ihn, daß ich, eilf Jahre früher, als ich Göthe, der damals noch so viel

jünger war, oft sah, etwas Aehnliches nicht allein nicht gesehen, sondern auch nicht einmal für möglich gehalten hätte.“ Er fuhr fort: „Sie wissen, wie man sich mit Göthe beschäftiget, wie seine Aeußerungen und Alles, selbst das Kleinste, was man von ihm erfährt, ein Gegenstand der Tagesblätter wird. Ich muß Sie nun recht sehr bitten, ein ähnliches Besprechen der heutigen Begebenheit in solchen Blättern nicht zu veranlassen.“ Meine erste Empfindung war, ich gestehe es, eine Art von Entrüstung. „Ich darf,“ sagte ich, „nicht voraussetzen, daß Sie je Etwas von mir erfahren haben; wäre das der Fall gewesen, so würden sie diese Bitte als gänzlich überflüssig betrachten; so wichtig der heutige Tag mir auch persönlich ist, so lieb es mir gewesen ist, erlebt zu haben, in welchen großartigen Zorn der herrliche Mann gerathen kann, wenn er die widerwärtigen geistigen Krankheiten der Zeit entdeckt, so können Sie sich doch völlig beruhigen. Ich habe an dieser fliegenden Literatur nie Theil genommen, ich stehe mit keinem einzigen Blatt in irgend einer Verbindung, aber ich begreife Ihre Furcht und finde sie sehr natürlich.“

Ich hatte versprochen, den Nachmittag bei der als

Schriftstellerin bekannten und beliebten Madame Schopenhauer zuzubringen. Ich fand da, außer meiner Frau und der Familie Frommann, einige Herren und Damen aus der Stadt. Der Auftritt bei der Tafel war der einzige Gegenstand unseres Gesprächs. Ein bedeutendes und Gefahr drohendes politisches Ereigniß konnte keine größere Aufregung hervorrufen. Ich glaubte mich an den Hof Ludwig des Vierzehnten versetzt, Göthe's Haus erschien mir als der Palast eines mächtigen Königs, dessen zornige Aeußerung, von den bedeutendsten Folgen, die ganze Umgebung besorgt machte und in heftige Bewegung versetzte. Auch Werner, der unglückliche Gegenstand der großen Ungnade, erschien, und man zeigte ihm die größte, wenngleich mit einiger Scheu und Furcht verbundene Theilnahme.

Es war der letzte Tag im Jahre; in Weimar fand der gewöhnliche Ball, den der Großherzog und seine Gemahlin mit ihrer Gegenwart beehrten, statt. Ich erinnerte mich mit Vergnügen der frühern Neujahrsnacht, die ich mit Göthe erlebt hatte. Diesmal erschien er nicht, wohl aber seine Frau und Werner. Dieser konnte den Mittag nicht vergessen, er war noch immer sichtlich erschüttert,

und ich war nicht wenig erstaunt, als ich erfuhr, welchen Eindruck Göthe's Zorn auf ihn, dessen Neigung zum Katholicismus schon damals Gegenstand des Gespräches war, gemacht hatte. „Der Alte„, sagte er mir, „hat doch recht, ich werde mich vor ähnlichen Aeußerungen in der Zukunft hüten.„ „Wie," rief ich überrascht, „Sie, der eifrige Christ, können so schnell umgewandelt werden, können den Aeußerungen des alten Heiden irgend eine Bedeutung geben?"

Obgleich nun diese ganze Begebenheit mir etwas Seltsames, ja fast Komisches hatte, so muß ich doch bekennen, daß diese souveräne Gewalt, die ein mächtiger Geist auf seine Umgebung ausübte, mir nicht bloß merkwürdig, sondern auch achtungswürdig und bedeutungsvoll erschien. In der That hinter dem scheinbar Geringen verbarg sich etwas Großes und Feierliches, etwas geschichtlich Mächtiges, was ich wohl zu schätzen wußte.

Jetzt also im Sommer des Jahres 1811 besuchte ich nun wieder Frommann in Jena, meinen theuern Freund, und Göthe in Weimar, mit der Aussicht, künftig in größerer Entfernung von ihnen zu leben. Ich konnte nur einige Tage in beiden Städten zubringen.

Die etwas heftige Scene, die Oehlenschläger hervorrief als er aus Italien kommend, Weimar besuchte, und von Göthe Abschied nahm, hatte kurz vorher stattgefunden. Oehlenschläger war unmittelbar aus Weimar nach Halle gekommen und noch von dem, was er dort erlebt hatte, heftig bewegt. Der ganze Vorfall ist von diesem Dichter selbst in seinem Leben erzählt und von Riemer in seinem bekannten Werke über Göthe fast als ein bedeutendes Ereigniß seines Lebens behandelt. Ich, der ich meinen Freund so genau kannte, fand die Sache höchst natürlich, konnte mir aber auch die Ueberraschung und Verlegenheit des alten Dichters, der gewohnt war, als ein Herrscher, dem man sich nur mit Scheu und Furcht näherte, behandelt zu werden, gar wohl denken. Bei der Erzählung Oehlenschlägers kam mir die Sache sehr lustig vor und ich mußte lachen; jetzt, als ich nach der Tafel mit Göthe in dem kleinen Garten hinter seinem Hause mich unterhielt, sprach er zwar von jener wunderbaren Umarmung und zornigen Aeußerung des leidenschaftlichen Dichters, aber höchst ruhig und milde. Er wußte Oehlenschläger zu schätzen, aber seine Tragödie Correggio, die er vorlesen, Göthe aber nicht hören, sondern

selbst lesen wollte, hatte bekanntlich die Empfindlichkeit des Dichters veranlaßt. Göthe theilte meine Ansicht. Dieses Stück hat einige Zeit hindurch ein großes Aufsehen gemacht; es ist in Wien und Berlin mit stürmischem Applaus aufgeführt worden. Link, der berühmte Naturforscher, versicherte mich, einer solchen Aufführung in Wien beigewohnt zu haben, die an die vergangenen Tage der überschwänglichen Rührung durch Kotzebue's Menschenhaß und Reue, erinnerte.

Ich gestehe, daß einige gelungene Scenen in dieser Tragödie vorkommen, das ganze Drama aber ist doch ein mißlungenes zu nennen, und mein Freund muß mir erlauben, meinen Tadel auszusprechen, obgleich ich weiß, daß es ihm geht, wie oft den Müttern mit geistig oder körperlich verwahrlosten Kindern, die sie nicht selten den rüstigsten und begabtesten vorziehen. Diese Zuneigung beweist, wie der Instinkt mächtiger ist, als die Beurtheilung. Es ist eine innere, tiefversteckte Ueberzeugung von der Schwäche des Gegenstandes. Damit das Gleichgewicht herauskomme, fordert die Natur, die hier mit einer innern Nothwendigkeit herrscht, daß die größere Intensität der Liebe

ersetzen soll, was dem Gegenstande fehlt. Die sentimentale Bekränzungsscene durch Cölestina scheint mir eines Dichters, wie Oehlenschläger, unwürdig, und das Hinsterben des Helden unter der Last des Kupfergeldes, historisch falsch, hätte, selbst wenn sie wahr wäre, nicht in einem Drama benutzt werden sollen. Die Thorheit liegt zu nahe, denn es muß einem Jeden einleuchten, daß der Tod verhindert werden konnte durch eine Umsetzung des Geldes.

Dieses Gespräch mit Göthe dauerte lange. Es berührte frühere Zeiten und mancherlei Gegenstände. Auch an Werner wurde erinnert, und zwar an den großen Mineralogen sowohl, als an den Dichter.

Der „Luther" des Dichters war mir von jeher zuwider; der „23ste Februar" ist dagegen, verglichen mit den Müllnerschen Monstrositäten, die durch dieses Drama veranlaßt wurden, durch die Einfachheit und Macht der Motive höchst lobenswerth. Noch immer war Göthe gegen Werner etwas eingenommen, und es ist nicht zu leugnen, daß, wenn dieser seine Weihe der Kraft als eine Armseligkeit betrachtete, und sich entschloß, die Unkraft zu weihen, und deshalb nicht zu tadeln war, die letztere Weihe wenig-

stens nicht so armselig und unkräftig hätte stattfinden dürfen.

Desto heiterer war die Erinnerung an den herrlichen, in seiner abgeschlossenen Eigenthümlichkeit tiefen und von Hause aus frischen und gesunden zweiten Werner, dem ich so viel verdankte, der mir noch immer als ein Glanzpunkt meines frühern glücklichen Daseins erschien. Göthe liebte und schätzte ihn, er freute sich, ihn so oft in Karlsbad zu treffen, und suchte ihn gegen seine immer mächtiger werdenden Gegner zu vertheidigen. Es war aber auch von vielem Anderem die Rede. Ich erinnere mich mit Freude der Zuneigung, die er für Schelling zeigte. „Ich kann ihm nicht ganz folgen," sagte er, „aber es ist mir klar, er ist bestimmt, eine neue geistige Epoche in der Geschichte einzuleiten."

Göthe, diese imponirende Gestalt, jetzt schon im hohen Alter, schien durch seine ruhige gebietende Gegenwart die ganze Bedeutung seines gewaltigen Daseins in einen mächtigen Moment zusammenzufassen; er war damals 62 Jahr alt. Die bevorstehende Trennung erschütterte mich, aber der ernsthafte Mann gebot Ruhe; mein Schmerz war stumm, ich verneigte

mich und verließ ihn. Er lebte nachher noch fast 20 Jahre, aber ich sah ihn damals zum letzten Mal.

Noch stand mir eine in mancherlei Rücksicht für mich wichtige Reise bevor. Es war nothwendig, daß ich von Halle aus, in den Angelegenheiten meiner neuen Anstellung, nach Berlin reiste. Es war der berühmte heiße Sommer, der noch nicht vergessen, und durch seinen mächtigen Kometen auf eine so merkwürdige Weise verewigt ist. Man kann nicht leugnen, daß fast unwillkürlich, aller astronomischen Aufklärung zum Trotz, sich eine Neigung, dem Kometen eine geschichtliche Bedeutung zuzuschreiben, aufdrängt. Wenn damals der Komet mit seinem mächtigen Schweif auf dem fast immer wolkenlosen, klaren Himmel, durch Größe und Glanz, nächtlich wie ein verhängnißvolles Zeichen aus den unendlichen Räumen des Universums hervortretend, alle übrigen Himmelskörper verdunkelte, schien er wie ein Verkündiger des unerbittlichen Fatums, welches alles sinnliche Dasein schonungslos umklammert, zur Geburt hervorruft, spielend eine Zeitlang

gewähren läßt, um es dann zu vernichten, Schauder zu erregen. Und ich habe, seit ich diesen Kometen monatelang alle Nacht drohend am Himmel sah, nie glauben können, daß das tiefe bange Gefühl, von welchem das Menschengeschlecht, so weit die Erinnerung reicht, ergriffen ward, ein falsches wäre, wenn auch die Wahrheit desselben eine unergründliche, und jede versuchte Deutung als eine kleinliche erscheint. Und doch liegt uns jetzt die Deutung so nahe; waffneten sich doch damals schon die siegreichen Schaaren einer barbarischen Uebercultur, angeführt von dem modernen Dschingiskhan, die, wo sie hinkamen, Völker und Reiche zertraten, in einer, den Völkerzügen des Mittelalters entgegengesetzten Richtung, von Westen nach Osten, um dem züchtigenden Gottesgerichte im fernen Osten zu unterliegen, wie die früheren Schaaren das ihrige in Westen fanden.

Freilich war der Eindruck, den die Erscheinung des Kometen auf das Volk in Halle machte, ein anderer. Halle war durch Reil ein Badeort geworden, die Weimarer Truppe, anstatt wie sonst in Lauchstädt zu spielen, kam nach Halle. Die eben vor dem Kriege eingerichtete Universitätskirche, in welcher ich Schleier=

macher hatte predigen hören, war von den Franzosen als Heumagazin benutzt. Im Sommer 1811 ward sie zum Theater eingerichtet, und ich hatte das große Vergnügen, hier Hamlet durch Wolf dargestellt zu sehen. Es war mir um desto interessanter, weil das Spiel mich lebhaft, ja für die Unbefangenheit und Natürlichkeit der Darstellung nur zu sehr an Wilhelm Meister erinnerte. Unvergeßlich aber ist mir die Aufführung von Göthe's Egmont gewesen. Wolf als Egmont, seine Frau als Klärchen, erinnern mich an das Trefflichste, was ich je auf der Bühne sah. Ich freute mich, die Bekanntschaft dieses ausgezeichneten Künstlerpaars zu machen.

So groß nun auch dieser Genuß war und so sehr ich ihn zu schätzen wußte, so konnte ich doch nicht die Stunden tiefer Andacht, die mir in dieser Kirche geworden waren, vergessen; und ich fand mich allerdings verletzt durch die gegenwärtige Benutzung derselben. Es war ein Gefühl, welches ich mit dem Volke theilte; ich vernahm darüber eine Aeußerung, die seltsam genug war. Die Schauspielergesellschaft hatte Halle verlassen. Während der Theater-Saison drohte der Komet von dem dunkeln heißen Himmel herunter,

blieb aber noch nächtlich sichtbar, während das Theater öde und verschlossen dastand. „Wie ist das?“ hörte ich ein Weib zum andern sagen, „die Komödianten sind weg, und der Komödien-Stern ist noch immer da?“

Auf eine Weise von der trockenen Hitze angegriffen, die mir fast die Besinnung zu rauben drohte, kam ich nach Berlin, und wohnte bei Reimer. Wie ganz anders fand ich Berlin jetzt, als fünf Jahre früher in den Tagen der frischen und damals hoffnungsvollen Begeisterung?

Zwar dasjenige Institut, welches mir das nächste war, die Universität, wurde mit Hoffnungen errichtet, die in der That groß waren. In dem glänzendsten Theile der Stadt, ausgezeichnet unter den mächtigen Gebäuden, die sich hier, wie in keiner andern Stadt zusammendrängen, liegt das Gebäude der Universität, als sollte es durch diese Lage die hohe Bedeutung wissenschaftlicher Bildung für den Staat andeuten, der äußerlich dem Druck und der Schmach

unterliegend, dennoch den innersten Kern eines zukünftigen frischen, ja mächtigen Lebens in sich bewahrte. Die naturwissenschaftlichen Institute hatten schon vom Anfange an einen Reichthum und ein Ansehen, welches auf die zukünftige große Bedeutung derselben hinwies. Der botanische Garten vor der Stadt hatte einen großen wissenschaftlichen Ruf, und in den letzteren Jahren war dieser durch Wildenow noch gestiegen. Dr. Gersheim in Dresden, ein vertrauter Freund des berühmten Pallas, besaß eine Sammlung von Korallen, die damals zu den ausgezeichnetsten gehörte. Er bot sie der sächsischen Regierung zum Verkauf an; diese setzte einen so geringen Preis, daß er verdrießlich erklärte: er würde, wenn eine Universität in Berlin errichtet werden sollte, seine Sammlung ihr schenken. Graf Hofmannsegg hielt sich in Berlin auf, und hatte einen Entomologen nach Brasilien gesandt, um für ihn zu sammeln. Durch diesen erhielt er Säugethier- und Vogelbälge, die er ebenfalls schenkte. So lebhaft war das Interesse für die eben begründete Universität, daß Jedermann gern die bedeutendsten Opfer brachte. Auf der Kunstkammer fand man die Fische des verstorbenen Bloch, die

Krebse, die Herbst hinterließ; beide Sammlungen durch die Schriften dieser Männer berühmt. Als Graf Hofmannsegg zum zweitenmale eine bedeutendere Sendung Thierbälge erhielt, glaubte er für dieses Geschenk einige Bedingungen festsetzen zu können. So ward Illiger aus Braunschweig Mitglied der Akademie und Director der Sammlung. Lichtenstein war eben vom Cap zurückgekommen und ward als Gehülfe bei dem Ordnen des anfangenden Museums dem Illiger zugetheilt, und da die schwache Gesundheit des letztern ihn nöthigte, seinem Gehülfen manche Geschäfte zu übertragen, so wuchsen seine Kenntnisse mit den zuströmenden Gegenständen, und seine großen Verdienste als Zoolog standen mit der später unter seinen Händen wachsenden Bedeutung des zoologischen Museums in gleichem Verhältniß. Bekanntlich haben beide eine europäische Celebrität erlangt. Die Mineraliensammlung des Berginstituts war, wenn auch nicht für die Vorträge hinreichend, so doch in vielen Richtungen ungemein reich; Karsten hatte ein nicht unbedeutendes Mineralienkabinet und besonders eine geographisch geordnete Reihefolge von Gebirgsarten der Universität überlassen, und der Ansicht, die als Regel galt, daß die Di-

rectoren der verschiedenen Institute nicht eigene Sammlungen besitzen durften, folgend, hatte man die, besonders für die Krystallographie reiche Sammlung des Professor Weiß, der zugleich berufen wurde, gekauft. Der erste officielle Auftrag, den ich als berufener preußischer Lehrer erhielt, war der, daß ich mich noch von Halle aus nach Leipzig begeben mußte, um dort das Mineralienkabinet des Weiß zu untersuchen und über dessen Werth zu berichten. Es waren mir unvergeßliche Tage, die ich mit diesem meinem Freunde zubrachte, mir auch in wissenschaftlicher Rücksicht höchst wichtig. Werner hatte Weiß für seinen besten Schüler erklärt; er betrachtete ihn als den Fortsetzer und Vollbringer dessen, was er begonnen hatte, und in sofern die geschichtlichen Fortschritte der Wissenschaft es erlaubten, muß man ihn als einen solchen betrachten. In der Geognosie konnte er freilich den mächtigen Umschwung der Wissenschaft, der die Wernersche, doch in mancher Rücksicht beschränkte Theorie verdrängte, nicht ableugnen, er mußte ihm folgen. Er ist der Begründer der schärfern Krystallographie in Deutschland, aber in der Oryktognosie weiß er auch Werners Verdienste zu schätzen, und seine zarteren

Unterschiede, durch eine streng bezeichnete Terminologie unterstützt, mehr als irgend ein anderer Mineralog zu benutzen. Werner vermachte ihm nach seinem Tode den Ring, den er immer getragen hatte, mit einem Diamanten von seltenem Werth geschmückt. Weiß hat Recht, wenn er dieses Geschenk des Sterbenden als einen Orden, den höchsten, den er erhalten konnte, betrachtet.

Die anatomische Präparatensammlung Walthers bildete die Grundlage der jetzt so bedeutenden und für die Wissenschaft wichtigen, die unter Joh. Müller blüht.

Es war nicht bloß darauf abgesehen, dürftige Sammlungen für den Unterricht anzulegen, sie sollten im größten Styl der wissenschaftlichen Entwickelung der Zeit nicht nur fortschreiten, sondern diese fördern. Seminarien für Theologen und Philologen wurden gegründet. Die große Königliche Bibliothek forderte zwar in vielen Richtungen eine bedeutende Erweiterung und Vervollständigung, bot aber jetzt schon den Gelehrten seltene Schätze für die gründlichsten Untersuchungen. Die erste Vorlesung über das Nibelungen-Lied, von Herr v. d. Hagen, ward veranlaßt

durch den Wunsch, den vaterländischen Sinn zu stärken, und bei dieser Gelegenheit für immer in den Kreis der Vorträge preußischer Universitäten hineingezogen.

Am drei und zwanzigsten December 1809 ward die Königliche Kabinetsordre, welche die Errichtung der Universität befahl, unterzeichnet. Den neunten September 1810 ward sie feierlich eröffnet. Männer von großem Ruf glänzten schon bei der ersten Errichtung in allen Fakultäten. Schleiermacher vor Allen in der theologischen. Es gibt keinen, der wie er die Gesinnung der Einwohner hob und regelte, und in allen Klassen eine nationale, eine religiöse, eine tiefere geistige Ansicht verbreitete. Berlin ward durch ihn wie umgewandelt und würde sich nach Verlauf einiger Jahre in seiner frühern Oberflächlichkeit selbst kaum wieder erkannt haben. Was ihm den großen Einfluß verschaffte, war dieses: daß er Christ war im edlen Sinne, fester unerschütterlicher Bürger, in der bedenklichsten Zeit kühn mit den Kühnsten verbunden, rein Mensch in der tiefsten Bedeutung des Worts, und doch als Gelehrter streng, klar, entschieden. Die Kinder strömten zu seinem Unterricht, Frauen und Männer aus

allen Klassen hingen ihm an. Sein Entschluß, sich für das schmachvoll gedrückte Vaterland zu opfern, hatte damals eine ansteckende Gewalt, und unterhielt die kühne Gesinnung, die entschlossen war, nicht bloß bessere Zeiten unthätig zu erwarten, sondern auch, wo sich die Gelegenheit darbot, durch die That herbeizuführen. Sein mächtiger, frischer, stets fröhlicher Geist war einem kühnen Heere gleich in der trübsten Zeit. Denn die Kräfte, die er in Bewegung setzte, waren keine vereinzelten, beschränkter Art, es waren die tiefsten und edelsten des ganzen Menschen in der höchsten, Alle durchdringenden Einheit. So fand ich meinen Freund, als er eine Laufbahn anfing, deren Werth zu schätzen nur derjenige vermag, der sie anzuerkennen weiß.

Savigny, von Landshut nach Berlin berufen, hob die juridische Fakultät. Schon damals der Begründer einer neuen Juristenschule, die trotz aller Angriffe immer mächtiger wurde. Reils Name und Celebrität verschaffte der medicinischen Fakultät einen ausgezeichneten Ruf, und bei einer neu errichteten Universität konnte keine Acquisition glücklicher sein. Unternehmend wie er war fortdauernd mit großen Plänen be=

schäftigt, duldete er in seiner Nähe keine müßige Ruhe, und selbst, wo man ihn heftig bekämpfte, ward der Kampf für die heranwachsende Universität heilsam. Auch durch Hufeland's Verdienste gewann die Fakultät an Glanz.

Unter den Philosophen war Fichte, wenn er auch viele Gegner fand und finden mußte, doch von großem Einfluß. Seine Gesinnung, ja selbst seine abgeschlossene scharfe Eigenthümlichkeit bildete einen festen Haltpunkt, und durch seine rücksichtslose nationale Kühnheit gewann er viele Menschen, von denen er wissenschaftlich getrennt war; ja er hatte schon den Grund gelegt zu einer Ansicht des Lebens, die in einer schwankenden Zeit, wie die damalige, eine große geschichtliche Bedeutung erhielt. Die Verwirrung, in welche die religiöse und wissenschaftliche wie die bürgerliche Existenz gerathen war, mußte einen Jeden zu der Einsicht führen, wie nothwendig es war, sich vor Allem in sich zu fassen und zu bestimmen, und der Mann, welcher berufen war, einen großen, Alles leitenden Gedanken kühn hervorzuheben als den absolut gebietenden, mußte als ein Herrscher anerkannt werden, auch wo er nicht verstanden ward.

Durch ihn ward in der That der Grund gelegt zu einem wunderbaren Entschluß, der davon ausging, wo möglich eine neue, treffliche Generation durch die Erziehung der Kinder hervorzurufen, die durch Pestalozzi schon früher in der Schweiz angefangen hatte und sich unter mancherlei Modificationen in Deutschland ausbreitete, bis sie durch die Jahn'schen Excesse den höchsten Gipfel erreichte. Die Wenigsten freilich ahneten den tiefen leitenden Gedanken, der diese wunderlichen Versuche beherrschte, die doch, wie sich nicht leugnen ließ, und wie ich später, als ich den Kampf mit ihnen zu bestehen hatte, ausführlicher zeigen werde, eine wirklich geschichtliche Bedeutung erhielten.

Fichte's schon lautgewordene Stellung gegen Schelling, die Art, wie er sich über mich und selbst in einem an mich gerichteten Briefe geäußert hatte, die Einsicht, daß wir uns durchaus fremd waren und daß ich mit meinem innigen Naturleben nie von ihm verstanden werden konnte, hielt mich von ihm entfernt. Böckh und Bekker waren als Philologen berufen. Es ist bekannt, wie sehr der letztere durch seine tiefen stillen Studien die Wissenschaft gefördert hat, wie viel der erstere, der schon damals als Philolog einen gro-

ßen Ruf erlangt hatte, indem er das Leben und Denken der Griechen mit ihrer Sprache zugleich auffaßte, dazu beitrug, das Studium der alten Welt in ihrer schönsten Blüthe zu beleben und zu fördern. Den 15. October 1810 fingen die ersten Vorlesungen an.

Noch nie war eine Universität gleich von ihrer ersten Stiftung an glanzvoller hervorgetreten, noch nie die Idee der Begründung eines großen wissenschaftlichen Instituts großartiger aufgefaßt. Man hat mit Recht in der Geschichte die Stiftung der Universität Göttingen im Anfange des vorigen Jahrhunderts als die gelungenste Unternehmung ihrer Art genannt, und v. Münchhausen ist nach Verdienst dadurch unsterblich geworden. Aber die Aufgabe war in einer ruhigen, mit sich selber zufriedenen Zeit eine viel einfachere. Die ausgezeichneten Gelehrten waren in anerkanntem und wenig bestrittenem Besitz ihres einmal erworbenen Rufs, die Wahl der Lehrer also weniger schwierig. Ein reiches Land bot in einer im Ganzen friedlichen Zeit ohne Schwierigkeit die Mittel dar, und der König von England, als Herrscher des Landes, stand als der große Beschützer und Gönner im Hintergrunde. In Berlin aber trat ein Institut mit überraschendem

Glanz hervor, als alle Stützen des Staates eingestürzt schienen, und aus einer unsäglichen Armuth floß wunderbarer Weise die reiche Quelle der Bildung derselben. Ich habe nie eine Klage vernommen über die Summen, die so durch eine große Anstrengung errungen und angewandt wurden.

Einen bedeutenden Vortheil hatte die Universität durch ihre Verbindung mit der Akademie. Es wurde gleich festgesetzt, daß die Mitglieder der Akademie als solche zwar nicht die Verpflichtung, wohl aber das Recht hätten, Vorträge zu halten. Dieses Institut ward selbst durch die Universität neu belebt. Der berühmte Niebuhr, nachdem er ein Paar Jahre hindurch auf die wichtigsten Angelegenheiten des Staates, besonders die finanziellen, einen großen Einfluß gehabt hatte, zog sich unzufrieden zurück und trat als Lehrer bei der Universität auf.

Wie verschieden, ja widerstreitend auch die Ansichten der Lehrer sein mochten, so liegt doch in der Macht des frischen zuversichtlichen Anfanges unter so bedenklichen Verhältnissen eine vereinigende Kraft, die alle Differenzen überwindet. Wie glücklich sich Niebuhr in dem vertraulichen Umgange mit den Gelehrten seines

Fachs fühlte, mit welchem Eifer er sich den Studien zu seinem klassischen Werke über die römische Geschichte nach langer Unterbrechung hingab, weiß man aus seinen interessanten Briefen. Die Philologen, irre ich nicht, durch Schleiermacher dazu veranlaßt, bildeten eine Vereinigung, die zu der späteren durch Oken gestifteten, alle Welt in sich aufnehmenden, in einem merkwürdigen Gegensatze stand. Sie war durchaus freundschaftlicher Art, man beschäftigte sich in den stillen geräuschlosen Zusammenkünften mit einem griechischen Schriftsteller, und es ist wohl nicht zu zweifeln, daß diese ruhigen Zusammenkünfte bedeutender Männer auch für die Wissenschaft Früchte getragen haben. Man würde sich sehr irren, wenn man mir die Absicht zuschriebe, die Versammlung der Naturforscher, die in allen Ländern Europa's Eingang gefunden hat, tadeln zu wollen. In der entgegengesetzten Richtung haben beide ihren eigenthümlichen Werth.

Daß diese Schilderung des Beginnens der Universität günstiger und glänzender ausgefallen ist, als sie sollte, daran zweifle ich keinesweges, aber ich schreibe die Geschichte dessen, was ich erlebte, und also auch, wie ich es erlebte, und daß ich mit meiner ganzen

Seele mich an die Hoffnungen, die mit der Universität zu blühen begannen, anschloß, ist begreiflich, so sehr ich auch bedauerte, an ihrer Thätigkeit nicht theilnehmen zu können. Wenn ich Wolf, Horkel, mit diesen vor Allen Reil und Schleiermacher hier fand, kam ich mir freilich fast wie ein Ausgeschlossener, ja wie ein Verbannter vor, und dennoch war meine Freude rein und meine Hoffnung stark.

Ich bedurfte einer solchen Stütze, denn die Lage des preußischen Staats, seine Verhältnisse nach außen traten mir in grenzenloser Verwirrung entgegen. Gneisenau und Scharnhorst waren nicht in Berlin. Der erstere wurde, wie ich aus seiner Correspondenz schließen muß, eben nach Berlin berufen, während ich mich hier aufhielt. Unter den Freunden und Bekannten, die ich traf, sah ich eine grelle Mischung von Furchtsamen und Tollkühnen, ja die meisten schienen selbst abwechselnd von den ungegründetsten Hoffnungen und von verzweiflungsvoller Angst ergriffen. Bei diesen

allen herrschte dennoch ein gespanntes Leben in schnellen, gewaltsamen Oscillationen. Leider war aber die Zahl derer nicht gering, die mit einer Art stumpfer Resignation sich der Zukunft hingaben, und da eine jede uns vorschwebende Zukunft, wie gering und armselig sie auch sein mag, doch irgend eine Aussicht zur Erhaltung des Daseins in sich schließt, so bildete sich wohl, wenn auch nur unklar, die Hoffnung, uns durch ein Anschließen an die herrschende Gewalt ein besseres Loos vorzubereiten. Wer konnte leugnen, daß dem kalt Reflektirenden alle Hoffnung grundlos und chimärisch erscheinen mußte. Nur eine Fülle keimenden Lebens, die sich ihrer eigenen Kraft bewußt war, nur eine jugendliche Begeisterung, die oft eben da, wo Alles verloren scheint, auch im höheren Alter sich zu entwickeln vermag, und deren ganze Zukunft als eine innerliche Unergründlichkeit erscheint, der sich auf eine nie zu berechnende, ja überraschende Weise die ungünstigsten Umstände fügen müssen, kann die Hoffnung in solchen trüben Zeiten fest halten. Wo diese Begeisterung fehlt, wo alle Zukunft aus der kältesten Reflexion, aus dem Calcül, aus der Vergangenheit, wie sie als eine abgestorbene vor uns liegt, weil solche Menschen

eben keine wahre lebendige Gegenwart besitzen, entspringt, da erscheint jede Hoffnung als eine Thorheit. So bildete sich die Masse der Kritiker und der Spötter, die Menge der Klugen, die allerdings, wenn die damalige Lage zerlegt und so betrachtet wurde, Recht behielten. Die Enthusiasten boten diesen nicht selten Gelegenheit dar, sie entschieden zu besiegen. Mir gestaltete sich die ganze Anzahl derer, mit welchen ich in Berührung kam, als zwei lebendige Individuen; etwa als Osiris und Typhon in Aegypten, als Ormuzd und Ahriman zwischen Iran und Turan. Und dieser Gegensatz hatte so wenig eine persönliche Bedeutung im engeren Sinne, daß dieselbe Person oft schwankend, von jenen größeren Individualitäten beherrscht, bald die eine, bald die andere zu repräsentiren schien. Und in der That, wenn man sich der kalten Reflexion überließ, war wenig Hoffnung da. Die Spannung zwischen Frankreich und Rußland nahm immer mehr zu; es war einem jeden besser Unterrichteten klar, daß es Napoleons Absicht war, den Kaiser Alexander durchaus als ein fügsames Mittel für seine Pläne zu benutzen, daß er ihn, wie die übrigen unterjochten und gedrückten Fürsten, beherrschen wollte. Der Verdacht ge-

gen Rußland äußerte sich immer deutlicher, Alexanders Absicht, durch einen letzten Kampf die völlige Unterwerfung abzuwehren, immer klarer, und daß das, wie es schien, völlig waffenlose Preußen ein rettungsloses Opfer eines solchen Kampfes werden müsse, war nur zu wahrscheinlich. Wo große drohende Ereignisse eine Masse fortdauernd in Spannung halten, da bilden sich unvermeidlich mancherlei, auch lächerliche Gegensätze. Sie sind, im Ganzen betrachtet, keineswegs so trostlos, wie sie scheinen; sie liefern den Beweis, daß wirklich eine mächtige Masse in Bewegung gesetzt ist. Diese beträgt sich ihrer Natur gemäß, und das Lächerliche ist eben das, was oben auf liegt und dem oberflächlichen Kritiker am zugänglichsten ist. Wenn auch diese Thorheit in beiden eben genannten massenhaften Individualitäten zum Vorschein kam, so war sie doch auf der Seite des Ahriman seltener, und in ihren Aeußerungen trat das Lächerliche keineswegs auf eine so pikante Weise hervor, wie auf der Seite der Ormuzd-Diener. Ihre Urtheile waren seicht und albern, und konnten gering geschätzt, aber kaum belacht werden. Anders verhielt es sich mit einer bedeutenden Masse von Enthusiasten. Ein jeder von diesen

wollte den Staat retten, und daß diese Staatsretterei sich meistens höchst komisch ausnahm, ist leicht einzusehen. So war der Keim einer nationalen Kraft, die verborgene zurückgedrängte Energie eines Volkes, die bestimmt war, allen europäischen Verhältnissen eine andere Richtung zu geben, dem besonnenen Kritiker ein willkommener und siegreicher Gegenstand des Spottes. Daß ich zu den Enthusiasten gehörte, versteht sich von selbst.

Dennoch ängstigten mich die widersprechenden Aeußerungen und die Zeichen der Furcht in Berlin mehr als in Halle. Einzelne Gewaltthaten hatten stattgefunden. Hatte mich die Vertreibung des kühnen herrlichen Stein auch, wie ich sie in der Ferne vernahm, erschüttert, so machten einzelne geringere Ereignisse hier einen großen Eindruck; so die, wenigstens vorübergehende, gefahrvolle Inquisition, in deren Gewalt Schmalz gerieth.

Wie allgemein die Hoffnung einer besseren Zukunft des Staates erlahmt war, zeigte sich vor Allem durch den zum Erschrecken herabgesunkenen Werth der Häuser. Hier fand nun ein Fall statt, wo die Enthusiasten als die Klugen erschienen. Den Kritikern erschien ein

Häuserkauf, selbst für einen sehr geringen Preis, eine Thorheit. Viele haben den Grund zu einem bedeutenden Wohlstande durch eine solche vermeintliche Thorheit gelegt; unter diesen mein Freund und Verleger Reimer, der einen Palast kaufte. Was er dadurch erwarb, muß man als einen verdienten Lohn seiner unerschütterlichen und zuversichtlichen Gesinnung betrachten.

Es war eben eine Zeit, in welcher der König entschlossen schien, troß aller Gefahr, sich an Rußland anzuschließen, wie ich aus der oft erwähnten Gneisenau'schen Correspondenz ersehe. Daß einige meiner Freunde diesen Entschluß kannten, muß ich voraussetzen. Schleiermacher lebte z. B. in dem innigsten Vertrauen mit den bedeutendsten Männern. Es war aber begreiflich, daß ein solcher Entschluß, sollte er irgend einen günstigen Erfolg haben, als ein tiefes Geheimniß bewahrt werden mußte. Erst später, als ich nach Halle zurückkam, erhielt er einen bedeutenden Einfluß auf mein Leben. Je weniger ich aber von den kriegerischen Verhältnissen, von den geheimen Rüstungen erfuhr, destomehr vernahm ich von der herrschenden Verwirrung der inneren Angelegenheiten; ja

diese erschien mir, wahrscheinlich nach der Art, wie ich von ihr in Kenntniß gesetzt wurde, größer und gefährlicher, als sie in der That war.

Bei der gewaltsamen Auflösung so vieler Verhältnisse, bei der Nothwendigkeit, Manches ganz von neuem mit Beseitigung früherer zum Theil zerstörter Zustände anzufangen, bei der in vielen Richtungen sich hervordrängenden Noth, die schnelle Hülfe forderte, war es zu natürlich, daß man bei den Kundigen Rath suchte. Hardenberg berief Deputirte aus den verschiedenen Provinzen, die eine Art Reichsstände bildeten, um mit ihnen sich zu berathen. Ich hörte die Namen: Graf Dohna, v. Schuckmann, v. Altenstein, Niebuhr, Stägemann, Scharnweber, v. Bärensprung und viele Andere nennen. Mein Freund, der Regierungsrath v. Raumer, der Bruder meines zukünftigen Schwagers, stand eben damals in der höchsten Gunst bei Hardenberg und erlebte den Blüthepunkt seines in der That mächtigen Einflusses. Was die Verwirrung, wie sie mir erschien, vermehrte, war nun auch die Macht freierer Ansichten, die sich aufdrängten und nicht abzuweisen waren. In diesem Sinne hatte Stein schon Manches gethan, um den

verschiedenen Ständen eine selbständigere Stellung zu verschaffen. Die Städteordnung z. B. entwickelte einen selbständigen Bürgerstand, der die eigenen Angelegenheiten mit einer Freiheit leitete, die man selbst in constitutionellen Staaten, wie in Frankreich, bis zu diesem Augenblicke nicht kennt. Da entstand die Aufgabe, einen freien Bauernstand ebenfalls zu schaffen. Die Ablösung der Bauern ward jetzt eine Nothwendigkeit, die sich nicht mehr abweisen ließ. Daß solche Unternehmung, die man schnell und entschieden einzuführen suchte, wohl auch mit der Hoffnung, dadurch die Bauern selbst für große Opfer und eine entschiedene nationale Gesinnung zu gewinnen, stattfand, ist wenigstens zu vermuthen. Aber die Ausführung solcher Pläne war mit bedeutenden Schwierigkeiten verbunden, und um diesen Knoten, statt ihn zu lösen, durchzuhauen, hörte man die seltsamsten Vorschläge. So z. B. einen durchschnittlich gleichförmigen Preis, der bei der Ablösung von allen Bauern des Landes zu zahlen wäre. Nun hing aber das wirklich mittlere Maaß dieses Preises durchaus von lokalen Verhältnissen ab. In einer Gegend würde der Gutsbesitzer einen höchst ungerechten Vortheil erlangt haben, in einer

andern durch die Bauern ruinirt worden sein. Solche Vorschläge zogen indessen, wo alle Verhältnisse so schwankend waren, wo so viel Neues entstehen sollte, durch ihre Einfachheit an, und wenn ihre Ausführung auch unmöglich war, so erzeugten sie doch einen gefährlichen Zwiespalt unter den Berathenden, und hemmten die Ausführung zweckmäßiger Pläne, die freilich mühsamer war.

Aus mancherlei Gründen schlugen bedrängte Gutsbesitzer vor, in dieser unglücklichen Zeit die hypothekarischen Gläubiger als Mitbesitzer zu betrachten und deshalb die Zinsen herabzusetzen. Eine Ansicht, gegen welche diese Herren in einer günstigeren Zeit wohl selbst am heftigsten opponiren würden.

Die Aufhebung der Klöster fand in dieser Zeit statt; man konnte voraussetzen, daß dieser Entschluß, dem damaligen Geiste der Zeit gemäß, sehr nahe lag. Er selbst fand nicht allein bei den Katholiken, sondern durch die Art, wie er ausgeführt wurde, auch bei den Protestanten, vielen Widerstand. Man hat die Erfindung dieses Projekts, mit hartem Tadel, bald Diesem, bald Jenem zugeschrieben; aber mit Unrecht. Weder allgemeine Prinzipien der Zeit,

noch der Einfluß irgend eines Mannes veranlaßte die Säcularisation der Klöster, sondern lediglich der Rath Napoleons, der einem Befehle gleich war. Man wollte bedeutende Summen auf eine geheime Ausrüstung verwenden; großartig war die Absicht, in der bedrängtesten Lage zwei neue Universitäten zu errichten, und nun wurden die Millionen, auf welche Napoleon, vermöge des Friedenstraktats Anspruch machte, immer heftiger, ja zuletzt drohend eingefordert. Zwar waren die Summen, die England im Stillen auf die Bewaffnung und Aufregung des Landes verwandte, nicht klein, aber man war um so mehr in einer immer steigenden Verlegenheit, da die verschiedensten Finanzpläne sich durchkreuzten und man zu keinem Entschluß kommen konnte. Vergebens wandte man sich an Napoleon, um eine mögliche Herabsetzung der Summen, oder wenigstens eine Verlängerung der Termine zu erhalten. Beides war durchaus nicht zu erlangen. Traktatwidrig vermehrte er die Zahl der Truppen, die das Land besetzten, nahm eine immer drohendere Stellung gegen Rußland, und eben deshalb eine immer gefährlichere für Preußen an, und hielt fortdauernd Festungen besetzt, die er längst geräumt haben sollte. Aber

so leicht er es mit den eigenen Verpflichtungen nahm, so wenig war es seine Absicht, irgend eine Forderung fallen zu lassen. Offenbar wollte er die Verlegenheit der Regieruug immermehr steigern, er wollte sie, wo möglich, zur Verzweiflung bringen, damit sie sich ihm bei dem bevorstehenden Kriege unbedingt hingeben müsse. Als man ihm nun bei der Lage des Landes die Unmöglichkeit der Aufbringung bedeutender Summen dringend vorstellte, antwortete er mit einer Art von Erstaunen: daß sie ja noch im Besitze einer Menge von Klöstern wären. In seinem eigenen Lande, obgleich es katholisch sei, wären alle Klöster säkularisirt; in den katholischen Ländern Deutschlands fange man an, diese Quelle neuer Einkünfte sich zu eröffnen; um so weniger könne ein protestantisches Land sich bedenken, wenn keine andere Mittel sich darböten. Diesem Wunsche oder vielmehr Befehle des Siegers mußte man sich fügen. Daß bei der Ausführung manches Tadelnswerthe stattfand, kann nicht geleugnet werden. Einmal zur Aufhebung der Klöster entschlossen, wollte man diese Quelle ganz erschöpfen. In andern Ländern wurden wenigstens die Klöster, die sich der Erziehung oder der Krankenpflege widmeten, ge-

schont; jetzt wurde aber sogar vorgeschlagen, das Ursuliner-Nonnenkloster in Breslau, so wie die Klöster der barmherzigen Brüder und Schwestern, aufzuheben. Dieser Vorschlag ging glücklicher Weise nicht durch.

Es ist bekannt, welche Mühe man sich gibt, in unseren Tagen Institute für die Krankenpflege armer Männer und Frauen einzurichten; so sehr man auch die Aufopferung und freiwillige Hingebung, die, von einem erneuerten religiösen Leben aus, zum Vorschein kömmt, loben muß, so ist es doch noch nie gelungen, Institute zu errichten, die sich irgendwie mit den katholischen messen könnten. Die Klöster, die sich der Krankenpflege widmen, haben sich durch Jahrhunderte allmälig entwickelt; sie haben die innere Sicherheit einer geschichtlichen Entwickelung erlangt. Selbst was der Protestant mit Recht tadeln muß, daß die Wohlthätigkeit als ein Werk betrachtet wird, welches unmittelbar und in seiner Vereinzelung zur Seligkeit führt, hat hier das Erstaunenswertheste hervorgebracht. Man muß die bewundernswürdige Hingebung, mit welcher Männer und Frauen sich dem schwierigsten oft widerwärtigsten Geschäfte für das ganze Leben hingeben, preisen. Die ganze Vereinigung der Männer hier, der Frauen dort,

geht in dieser Hinopferung auf; es ist ein Alles assimilirendes Lebensprinzip der Verbündeten geworden, welches jede Bewegung hervorruft, leitet und mit der inneren Sicherheit einer Organisation ordnet. Selbst der protestantische Tadel tritt, diesen Instituten gegenüber, scheu zurück; denn er muß gestehen, daß dieses Werk der Liebe, die ganz für Andere lebt, der Reinheit der Gesinnung, die aus dem lebendigen Glauben hervorgehen soll und allen Protestanten als das Wünschenswertheste erscheinen muß, hier dem Höchsten und Reinsten zu nahe liegt, um abgewiesen werden zu können. Die protestantische Gesinnung, wir müssen es leider bekennen, wie sie aus dem tiefen Grunde des Alles beherrschenden Glaubens mit kindlicher Freiheit entspringen soll, hat noch nicht den festen Boden, die innere Sicherheit erlangt, die nothwendig ist, wenn etwas so Erstaunenswerthes sich erzeugen soll. Wir haben hier eine Erfahrung gemacht, die uns lehrreich erscheinen muß; wir sehen ein, warum Gott erlaubt hat, daß die katholische Kirche sich in ihrer Verirrung noch erhalten hat. Es ziemt sich, zu gestehen, daß sie schon seit Jahrhunderten Etwas erlangt hat, was uns bis dahin unerreichbar war. Denn nicht

bloß in den Klöstern würde eine solche Hingebung ihren Einfluß zeigen, sie würde auch, als ein mahnendes Muster für alle Welt, die Selbstsucht mildern, selbst in den härtesten Gemüthern, und wir müssen gestehen, daß sie in die weitesten, wie in die engsten Kreise, in der Staatsadministration wie in das stille Leben der Familie, mächtig eindringen würde, wenn sie nicht aus den Fesseln des bloßen Werkes, sondern aus der kindlichen Freiheit der gläubigen Gesinnung entspränge. Leugnen dürfen wir aber eben so wenig, daß hier, aus dem Werke, die verborgene Gewalt des Glaubens hervorleuchtet, wenn auch noch in der Werkthätigkeit gebunden, welche die vereinzelnden Schranken des bloßen Gesetzes nicht aufzuheben vermag, weil dem Gesetz die Bestätigung durch die freie Liebe fehlt. Dadurch geschieht es, daß es als ein Geschäft erscheint, das man an die verbündeten Männer und Frauen übertragen kann, dem man sich selbst aber entzieht. Die sich Hinopfernden stehen isolirt da, das Leben wechselseitiger Opferung bildet einen Stand, ein vereinzeltes Geschäft und ist nicht Weltreligion geworden.

Man verzeihe mir diese Abschweifung, die sich mir unwillkürlich aufdrang.

In geordneten friedlichen Zeiten hat ein Jeder seinen bestimmten Standpunkt, von welchem aus er auf eine gebietende Weise thätig sein kann. Reichen seine Fähigkeiten und Einsichten weiter, und über die Grenzen seines Amtes, so kann er zwar durch heilsame Vorschläge nützlich werden, aber die Annahme, Beurtheilung und Ausführung derselben muß er Andern, höhern Behörden überlassen, und er weiß es. Es ist wohl möglich, daß er durch solche Rathschläge sich selbst den Weg zu einem höheren Wirkungskreise bahnen kann, aber es wird ihm nie einfallen, sich eine größere Gewalt zuzuschreiben oder anzumaßen, als er innerhalb seiner Schranken wirklich besitzt. Anders verhält es sich, wenn im Staate neue durchgreifende Einrichtungen getroffen und diese schnell ausgeführt werden sollen. Für diese passen die bestimmten Grenzen der Stellungen nicht immer; denjenigen, die man für die Fähigeren hält, muß man eine größere Gewalt gestatten; jenseits der niedergerissenen Schranken liegt aber eine Unbestimmtheit, die weder durch die höheren Behörden, noch durch die mächtiger gewordenen Beamten abgegrenzt werden kann. So erzeugt sich unvermeidlich ein Grenzenloses, und ein Jeder, der eine feste

Ueberzeugung erlangt hat, will sie auch in ihrem ganzen Umfange verwirklichen. Das Chaos solcher wechselseitiger Kämpfe lag jetzt vor mir, und die Lage Preußens schien mir bei dieser innern Verwirrung die trostloseste zu sein. Schon bei den geschichtlichen Darstellungen verworrener Epochen werden wir nicht selten in unseren Urtheilen irre geleitet. Innere Streitigkeiten, Niederlagen, Hungersnoth, ansteckende Krankheiten bilden dann in der Erzählung einen solchen grauenhaften Knäuel vernichtender Unglücksfälle, daß man alle Bürger des Staats wie von einer faulenden Gährung ergriffen glaubt. Alles, was erzählt wird, kann wahr sein, aber es wird einseitig in der Darstellung hervorgehoben und zusammengedrängt. Was in verschiedenen Zeiten stattfindet, was in einzelnen Gegenden herrscht, wird in einem Moment der Zeit und in einem engen Raume vereinigt; die lichten Punkte des Lebens, die sich auch in den unglücklichen Zeiten erhalten, werden verdrängt, ja der Geschichtschreiber hält nicht selten sein Werk dann am meisten gelungen, wenn diese gar nicht zum Vorschein kommen. Hat man nun das Glück, einen aus dem Volksleben in allen seinen Richtungen lebendig erzeugten großen

Dichter zu besitzen, so erstaunt man über den grellen Gegensatz seiner Darstellung mit den gründlichsten der Geschichtsforscher der nämlichen Zeit. Man vergleiche die Geschichtsbücher Spaniens aus der Lebensepoche des Cervantes, mit dem allgemeinen Leben in diesem Lande, wie es im Don Quixote dargestellt wird. Während meines Aufenthaltes in Berlin sah ich von außen nur in die Verwirrung hinein. Den Faden eines leitenden Princips, wie er wohl von Hardenberg festgehalten wurde, vermochte ich nicht zu entdecken. Alle Hoffnungen, die mir aus den engeren Schranken des Lebens entgegen traten, droheten zu verschwinden; um so mehr, da nicht allein Diejenigen, die im freieren Sinne die Verhältnisse des Staates auffaßten, an seine Fortdauer und zukünftige wachsende Selbständigkeit glaubten und für diese lebten und thätig waren, sich unter einander bekämpften, sondern auch sich insgesammt angegriffen sahen von einer mächtigen Opposition, die den Staat in seiner alten Form mehr oder weniger festzuhalten bemüht war. Die Ansicht des Staates, die sich jetzt bei mir entwickelte, bildete den schroffsten Gegensatz mit der früheren jugendlichen, die sich den Staats- wie den Naturverhältnissen mit

instinktmäßiger Zuversicht hingab. Wo Zweifel entstehen, ist die eigene geistige Thätigkeit unvermeidlich, und obgleich es mir nie einfiel, mich in das Detail der Geschichte zu verlieren, so konnte ich allgemeinere und umfassendere Betrachtungen über die Verhältnisse der Staaten zu einander und ihre innere Einrichtung nicht mehr vermeiden. So ward ich unwillkürlich durch das Leben zu Untersuchungen hingezogen, die mir bis jetzt fremd waren. Aber eine Einheit des Erkennens war mir zu sehr zum Bedürfniß geworden, und mein naturphilosophisches Studium dehnte sich mit einer Art von innerer Nothwendigkeit über die Geschichte aus. Ich ward Politiker, aber in demselben Sinne, in welchem ich Naturforscher war. War es die Aufgabe meines Lebens geworden, die Geschichte in der ruhenden Natur zu erkennen, so trat mir jetzt das nicht abzuweisende Bedürfniß, ein Beharrliches der Natur in der beweglichen Geschichte zu erkennen, entgegen. Und das neue Studium beruhigte mich völlig, als ich einzusehen anfing, daß es nur eine Erweiterung, und zugleich festere innere Begründung des Alten war.

Durch meinen Freund v. Raumer hatte ich das

Glück, dem Staats-Kanzler Grafen Hardenberg vorgestellt zu werden. Ich ward zur Tafel geladen, und erwähne dieses hier, weil ich ihm später näher treten durfte. Es ist nicht meine Absicht, ein Urtheil über ihn zu fällen, ich besitze die genauen Kenntnisse, die mich dazu berechtigen könnten, keineswegs. Seine Persönlichkeit aber hatte etwas durchaus Anziehendes; er war, wie bekannt, selbst in seinem höheren Alter, ein ausgezeichnet schöner Mann. Unter den höheren Staatsbeamten, deren persönliche Bekanntschaft ich zu machen das Glück gehabt habe, zeichnete er sich durch einen vornehmen Anstand im edelsten Sinne aus. Jene ruhige Sicherheit, die ihn nie, selbst in den bedenklichsten Momenten verließ, die offene, freimüthige, Art seiner Mittheilung, gleich weit von einer unschicklichen Vertraulichkeit und von einer kränkenden Herablassung entfernt, zeichnete ihn aus. Als ich dem Fürsten Metternich vor einigen Jahren persönlich vorgestellt zu werden das Glück hatte, erinnerte er mich auf eine überraschende Weise, durch sein freies sicheres Betragen, wie selbst durch seine Gestalt, an Hardenberg. Ich bin mit diesem später unter bedeutenden Verhältnissen in Berührung gekommen. Er

zeigte mir bei jeder Gelegenheit ein großes Wohlwollen.

Das Diner war merkwürdig. Es hatte bisher eine bedenkliche Spannung zwischen Hardenberg und dem Minister v. Voß stattgefunden. Sie hatten sich ausgesöhnt, und der letztere erschien in Folge dieser Aussöhnung zum ersten Male in der Gesellschaft des Staatskanzlers.

Die mannigfaltigen Kämpfe, die Schwierigkeit, irgend einen heilsamen Entschuß zur Ausführung zu bringen, hatten bei meinem Freunde v. Raumer den Wunsch hervorgerufen, sich so wie früher Niebuhr gethan, ganz von den verworrenen Geschäften loszureißen. In einer langen Reihe von Jahren hatte er Materialien gesammelt zur Geschichte der Hohenstaufen. Es war sein Hauptwunsch, diese Darstellung einer der großartigsten und wichtigsten Epochen der deutschen Geschichte zu vollenden. Die Laufbahn, in welche er jetzt hineingerissen war, drohte, ihn von allen gelehrten Arbeiten abzuhalten. Kaum war daher ein halbes Jahr nach der Errichtung der Universität in Breslau verflossen, als ich ihn dort als meinen Collegen wieder sah. Es muß zwar zugestanden werden, daß die Jahre,

die Raumer in wichtigen Staatsgeschäften zubrachte, ihm als Geschichtschreiber zu gute kamen; auch ist seine Neigung, Gegenstände der Art bei verschiedenen Völkern der gegenwärtigen Zeit in einer größeren Uebersicht geschichtlich zu behandeln, wie bekannt, vorherrschend geblieben, und sie hat nicht wenig dazu beigetragen, seinen bedeutenden Ruf zu vermehren: aber dennoch muß jeder, der ihn persönlich kennt, gestehen, daß nicht bloß seine Freimüthigkeit und feste Gesinnung, sondern auch die große Klarheit und Sicherheit, mit welcher er vorliegende Gegenstände scharf aufzufassen, ihre Verhältnisse zu durchschauen und eine angemessene Entscheidung herbeizuführen vermag, es sehr bedauern läßt, daß er auf immer eine Laufbahn verließ, die ihm auch in der praktischen Richtung Gelegenheit gegeben hätte, sich große und bedeutende Verdienste zu erwerben.

Letzte verhängnißvolle Ereignisse in Halle.

Ich war in der Mitte des Juli von Berlin nach Halle zurückgekehrt. Gneisenau muß damals eben, und viel=

leicht wenige Tage vorher aus Schlesien nach Berlin gekommen sein. Ich hatte ihn noch nicht kennen gelernt. Alle geheime Unternehmungen schienen aufgegeben zu sein; ich sah erwartungsvoll einer bedeutenden Zukunft entgegen, ohne einzusehen, wie sie sich gestalten konnte. Da erschien v. Boltenstern, ein Offizier der preußischen Garde, mit einem bedeutenden Auftrage bei mir. Alles war in dieser Zeit äußerlich ruhig, und seine Gegenwart in Halle konnte um so weniger Verdacht erregen, da seine Frau die Tochter eines Gutsbesitzers in der Gegend war. Gneisenau hatte ihn gesandt, und ich trat jetzt zum ersten Male, ohne ihn persönlich zu kennen, in Verbindung mit diesem merkwürdigen und ausgezeichneten Manne. Was v. Boltenstern mir mittheilte, setzte mich in die heftigste Bewegung, und ich ward jetzt auf eine viel bedeutendere Weise als bisher zu einer entschiedenen Thätigkeit aufgefordert. Die Lebensbilder aus dem Befreiungskriege haben die eigenhändigen Briefe Gneisenau's an den Grafen Münster aus dieser Zeit bekannt gemacht. Ich erfuhr durch Boltenstern nur ganz im Allgemeinen, wie gespannt die Stellung Preußens gegen Napoleon in diesem Augenblicke war, daß man sich entschieden über die noch

fortdauernde Besetzung der Festungen, die dem Friedenstraktat zufolge schon längst hätten geräumt sein müssen, beklagte. Zwar hatte Preußen sich verpflichtet, ein Heer von nur 40,000 Mann zu halten, aber durch Scharnhorsts Fürsorge war ein weit größeres Heer kampffertig. Die kampffähigen Männer wurden einexercirt, dann entlassen, ihre Waffen wurden für sie aufbewahrt, und sie waren jederzeit bereit, sich zu stellen. Aus den Lebensbildern sehe ich, daß die Zahl der Männer, die schnell ein kämpfendes Heer gebildet haben würde, 124,000 Mann betrug. Es kam jetzt darauf an, so genaue Nachrichten wie möglich von der Bewegung der französischen Truppen, von ihren Standquartieren, ihrer Anzahl, von den Anführern und Waffengattungen einzuziehen. Dann sollte ich mit großer Vorsicht mich an zuverlässige Freunde wenden, mit diesen ein möglichst vollständiges Verzeichniß solcher Männer verfertigen, die sich mit Wahrscheinlichkeit entschließen würden, in dem entscheidenden Moment für das Vaterland zu kämpfen, und die fähig wären, die eigene Gesinnung in größeren oder geringeren Kreisen zu beleben. Die vorzüglichste Thätigkeit der Freunde wäre endlich beson-

ders darauf zu richten, daß sie sich in Kenntniß setzten von der Menge der Waffen und des Pulvers, die sich im Privatbesitz der Einwohner befänden. Wir müßten dann versuchen, diese zerstreuten Massen ohne Aufsehen an bestimmten zweckmäßigen Orten zu vereinigen. Von England dürften wir zwar bedeutende Lieferungen erwarten, aber die eigene Thätigkeit wäre durchaus nothwendig. Ich stellte Boltenstern vor, wie mir als einem Gelehrten die Fähigkeit fehle, ein so wichtiges Geschäft zu leiten, welches militairische Kenntnisse und bedeutendes praktisches Geschick voraussetzte. Ich schlug Krosigk vor. „Ich bin an Sie geschickt," erwiderte Boltenstern, der als preußischer Offizier gewohnt war, dem gegebenen Auftrage strenge Folge zu leisten. „Was Sie in dieser Sache thun wollen, müssen Sie verantworten." Ich war über das in mich gesetzte Vertrauen erstaunt, aber auch erfreut. Ich konnte nicht behaupten, daß ich bis jetzt irgend Etwas von Bedeutung ausgerichtet hätte. Meine bisherige Theilnahme an den Unternehmungen war in der That meist passiv; ich hatte das Geheimniß sorgfältig bewahrt, hatte die Ausführung einiger thörichter Pläne verhindert, und die Verbindung zwischen

Kassel und Berlin einige Male befördert, das war Alles. Ich vereinigte mich nun mit Blanc und mit einem jungen Manne B., auf dessen redliche Gesinnung wir uns verlassen konnten; besonders aber stimmten Alle in meinen Vorschlag überein, Krosigk zu gewinnen, und ihm die obere Leitung des Ganzen anzuvertrauen.

Zu den wichtigsten Verbündeten gehörte aber v. Harthausen, der auf die umsichtigste Weise thätig war, die Gesinnung der Bauern und der Bürger zu erforschen wußte, und durch wenige junge Männer, besonders durch den jüngern Meckel auf die Studirenden einwirkte.

Harthausen hatte schon früher eine Gesellschaft gebil det, die sich ein paar Mal wöchentlich versammelte, um Schießübungen anzustellen; besonders übten wir uns im Pistolenschießen. Acht Männer waren in eine kleine Stube zusammengedrängt. Aus dem Fenster, welches nach einem einsamen Garten ging, wurde nach der Scheibe geschossen; alle Vorsichtsmaaßregeln, damit kein Unglück geschehen konnte, waren sorgfältig getroffen; Strafen wurden strenge bei einer jeden Vernachläßigung eingetrieben, und dennoch geschah es, daß

unser Lehrer v. Harthausen selbst uns alle in Schrekken setzte. Er hatte Pulver auf das Schloß seines, wie er glaubte, ungeladenen Pistols gestreut, um es abzublitzen; plötzlich ging ein Schuß los, die Kugel flog dicht vor dem Gesicht eines etwas korpulenten Edelmannes vorbei und durch die Decke der Stube.

Diese Uebungen hatten schon seit fast einem Jahre stattgefunden, und damit sie eine weitere Ausdehnung erhielten, schlossen wir uns an die Jagdgesellschaften der Umgegend an. Eine kurze Zeit hindurch machte mir die Jagd Freude, nur die Hasenhetze ward mir bald zuwider; das stille Liegen und Lauern an einem Orte zerstreute mich, und ich war nicht im Stande, die angestrengte Aufmerksamkeit auf das zu erwartende Thier fest zu halten; dahingegen erfreuete es mich sehr, mit Harthausen, von ein Paar Jagdhunden begleitet, aus den Gebüschen und Sümpfen Rebhühner oder Enten hervorzujagen; doch mußte ich bald inne werden, daß die Zeit, die mir auf solche Weise verloren ging, zu bedeutend war. Mein in die Ferne sehendes Auge und ein sicherer Blick machten mich zu einem nicht schlechten Schützen. Diese Uebungen und unsere Verbindungen mit einigen eifrigen Jägern ka-

men uns jetzt zu statten. Einige bedeutende Gutsbesitzer und reiche Pächter in der Umgegend waren theils durch ihre Gesinnung uns bekannt geworden, theils konnten wir sie jetzt gewinnen, und diese Verbindungen waren uns um desto wichtiger, weil ihr Einfluß auf das Landvolk ein entschiedener war. In der That waren diese Unternehmungen im Stillen schon ziemlich weit gediehen; alles Unruhige und Leidenschaftliche der früheren war verschwunden. In Halle war der persönliche Einfluß Harthausens besonders wichtig; in der Umgegend die umsichtige Thätigkeit Krosigks. v. Harthausen unterhielt von Halle aus beständige Verbindungen mit Westphalen. In dem ganzen Umfange dieses Königreichs wurden die genauesten Nachrichten von den Bewegungen der französischen Truppen eingesammelt und nach Berlin geschickt, und wir konnten uns um so leichter der Aufmerksamkeit der Feinde entziehen, da Alles völlig ruhig blieb, und keine thörichten Pläne wilder Art, wie früher, die unsrigen durchkreuzten.

Gneisenau's Correspondenz mit dem Grafen Münster, wie sie öffentlich bekannt geworden ist, insofern sie die feindliche Stimmung des preußischen Hofes, die

auch uns in Thätigkeit setzte, betraf, reicht bis in den November 1811. Auffallend ist mir die Hoffnung gewesen, daß die Stimmung des Hofes nicht wanken würde; offenbar hat Gneisenau mehr seine Hoffnungen und die feste Gesinnung seiner Freunde, als die wirkliche Lage der Verhältnisse dem Minister mitgetheilt. Er befürchtete wohl, die Bemühungen der Engländer, deren mächtige und schnelle Beihülfe so nothwendig war, dadurch zu hemmen. Uns ward wenigstens schon gegen Ende August gerathen, Alles vorläufig ruhen zu lassen. Die Differenzen, wurde uns gemeldet, die zwischen dem preußischen und französischen Hofe stattfanden, wären ausgeglichen, und wenn unsere Thätigkeit für die Zukunft nöthig sein sollte, würden wir es erfahren. Ich hatte als Vorläufer eines jeden öffentlichen Aufstandes, theils die Gegenwart eines, wenn auch geringen Truppencorps, um welches, als einen festen Kern, sich der Aufstand ordnen könnte, theils eine königliche Erklärung, welche den dem Königreich Westphalen geleisteten Eid aufhob, als durchaus nothwendig hervorgehoben; bis diese Bedingung erfüllt war, fühlten wir Verbündeten uns verpflichtet, den äußerlichen Frieden aufrecht zu erhalten und jede laute

Aeußerung der Unzufriedenheit nicht zu nähren, vielmehr so viel wie möglich zu unterdrücken.

Als ich in den ersten Tagen des Septembers Anstalten traf, mit meiner Familie meiner neuen Bestimmung entgegen zu gehen, trat ein Ereigniß hervor, welches ich freilich lange geahnet hatte und wodurch ich, wie meine Freunde, großen Gefahren ausgesetzt wurde. Ich entging diesen, desto härter aber trafen sie die Freunde.

v. Schele war Präfekt in Hannover geworden. Ein Palast wurde dort zu seiner Wohnung eingerichtet, Alles seiner ansehnlichen Stellung gemäß zu seiner nahe bevorstehenden Hochzeit vorbereitet. Da ergriff ihn die Lust, noch vorher mit seiner Braut und ihrem Vater Reil sich zu besprechen. Es mochten auch wichtige Privatangelegenheiten sein, die sich leichter mündlich als schriftlich behandeln ließen, die ihn bewogen, diesen unglücklichen Entschluß zu fassen. Verkleidet und ganz im Geheim verließ er Hannover, schlüpfte ohne Paß über die Grenze und brachte einen Tag etwa in Berlin zu. Hier war er nicht vorsich=

tig genug. Reil war selbst als ein Verdächtiger bekannt, und die geheime französische Polizei, der er ein Gegenstand der größten Aufmerksamkeit war, erfuhr bald, daß sein Schwiegersohn, der westphälische Präfekt in Hannover, sich im Stillen über die Grenze geschlichen hatte, um ihn zu besuchen. v. Schele kam wirklich nach einer Abwesenheit von 4 bis 5 Tagen unbemerkt nach Hannover zurück. Die französische geheime Polizei in Berlin war indeß schneller gewesen als er. Kurz nach seiner Zurückkunft erhielt er eine Aufforderung, sich in Kassel zu stellen, die so lautete, daß er nichts Gutes ahnen konnte. Als er erschien ward ihm das eben ertheilte bedeutende Amt genommen und er aus dem westphälischen Dienste entlassen. Alle seine Versicherungen, daß seine Reise nur durch Familienangelegenheit veranlaßt war, halfen ihm nichts. Ueberrascht durch diese plötzliche Umwandlung seiner Verhältnisse unter Umständen, die nicht bloß kränkend waren, sondern auch auf die unglücklichste Weise seine Lage zerstörten, als sie sich am heitersten zu gestalten schien, ward er von einer heftigen Krankheit ergriffen, eilte nach Halle und bekam bei Reils Schwester, meiner Wirthin, in denselben Räumen, die Wilhelm

Grimm früher bewohnt hatte, ein heftiges Nervenfieber. So sah ich meinen unglücklichen Freund wieder, nachdem ich kurz vorher von ihm Berichte über seine bevorstehende Hochzeit erhalten hatte. Ich pflegte und tröstete ihn, aber eine Ahnung von der dunklen Hand, die drohend gegen uns alle ausgestreckt war, trat mir entgegen, und sie war wirklich gegen uns bewaffnet, wie die späteren Ereignisse zeigen. Mein Freund Steltzer, der Bruder meines Schwagers, der in dem Präfektur=Bureau in Halle gearbeitet hatte, folgte v. Schele nach Hannover und verließ den westphälischen Dienst mit diesem. Ohne allen Zweifel würde der Schlag ihn noch härter getroffen haben, wenn die Wahrscheinlichkeit, daß in der That nur Privatverhältnisse den kurzen geheimen Ausflug nach Berlin veranlaßt hätten, nicht zu nahe lag, wenn man irgend einen Beweis von anderen versteckten Absichten aufzubringen vermocht hätte. Nachdem er wieder hergestellt war, eilte er nach Berlin, wo er wohl aufgenommen und als Geheimer Rath fürs Erste zur Disposition gestellt wurde. Hier fand nun, in einer ganz anderen Lage, als die früher erwartete, die Hochzeit statt; und so hart der Schlag auch meinen Freund

traf und so unglücklich er sich dünkte, so muß man doch gestehen, daß ein Verhängniß, welches ihn kurz vor der großen geschichtlichen Katastrophe, die das ganze neu entstandene, noch kaum in sich begründete Königreich zertrümmerte, aus dem westphälischen Dienste herausriß, ein glückliches genannt werden muß. Wie entsetzlich würde seine Lage ihm geschienen haben, wenn die siegenden Feinde, mit welchen er durch Geburt, durch Gesinnung innig verbündet war, ihn in seiner Stellung als westphälischer Präfekt in Hannover überrascht hätten. Sein Bruder spielt, wie allgemein bekannt, jetzt in derselben Stadt eine bedeutende Rolle.

v. Schele hatte uns verlassen, unsere geheimen Unternehmungen wurden im Stillen und geräuschlos fortgesetzt. Ein jüngeres Mitglied des Bundes, der in den Geschäften desselben thätig war, unser völliges Vertrauen besaß und verdiente, traf einen alten Schulfreund, sein Name war Mertens. Dieser verstand es, das alte vertrauliche Verhältniß geltend zu machen. Wir waren untereinander durch Gesinnung verbündet. Eide schienen mir deshalb überflüssig; aber die heiligste Verpflichtung, die auf uns allen ruhte, war die größte, ja peinlichste Vorsicht in der Wahl der Vertrauten.

Unser junger Freund glaubte nicht gegen diese Verpflichtung zu handeln, wenn er sich einem Manne hingab, den er von Kindheit an kannte. Er kam von seiner Untersuchungsreise zurück, und voll Freude erzählte er uns, welche schöne wichtige Acquisition er für unser Bündniß gemacht hatte. „Stellt euch vor, sagte er, welche herrliche Gesinnung den Mann beherrscht, der es nicht verschmäht hat, eine Schmach auf sich zu laden, um desto sicherer in die geheimen Rathschlüsse der Feinde einzudringen. Wir können jetzt viel ruhiger sein als bisher; jeder Verdacht, der gegen uns entsteht, selbst der leiseste, wird uns sogleich bekannt, unsere Feinde werden durch meinen Jugendfreund, der ihr volles Vertrauen besitzt, auf eine schlaue Weise irre geführt werden; denn — Mertens ist westphälischer Polizei-Kommissar.“ — „Wir sind verrathen, rief ich aus; Alles wird der wahrhaft deutsch Gesinnte wagen für die Sache, die ihm heilig ist, die Ehre nie!“ Der junge Verbündete aber blieb ruhig; er hielt sich für verpflichtet, unseren Verdacht als einen nicht bloß ungegründeten, sondern selbst beleidigenden abzuweisen. „Ich kenne ihn von Kindheit an, rief er tief gekränkt, er ist einer Ruchlosigkeit, wie Ihr sie voraussetzt, völ-

lig unfähig; es ist meine Pflicht, nicht allein mein Vertrauen zu rechtfertigen, sondern auch einen Verdacht von ihm abzuwälzen, den er nicht verdient und den ich nicht dulden darf."

Wir schwiegen, denn was geschehen war, ließ sich nicht mehr ändern, und wir mußten die Folgen abwarten. Das Einzige, wozu der unglückliche Verbündete sich verpflichten mußte, war, daß er seine Correspondenz mit Mertens uns mittheilen sollte. Es kam darauf an, das Vertrauen einigermaßen zu erhalten und ihn dennoch irre zu führen. Da eben in dieser Zeit aus Berlin die Aufforderung an uns erging, wie oben erwähnt wurde, die Unternehmungen zwar nicht fallen, aber doch fürs Erste ruhen zu lassen, so versuchten wir den westphälischen Polizei-Kommissar, den wir leider jetzt als ein Mitglied unseres Bundes behandeln mußten, dahin zu bringen, daß er glauben sollte, die Unternehmung sei völlig aufgehoben. Ich sah voraus, daß dieser Versuch nicht gelingen würde. Denn wenn die französische Polizei, was sie erfahren, mit bedeutenderen Entdeckungen, die sie ohne Zweifel gemacht hatte, verknüpfte; wenn, wie ich vermuthete, sie selbst verborgene Umstände kannte, die uns unbe-

kannt waren: so konnte sie leicht zu der Ueberzeugung kommen, daß wir versuchen wollten, sie irre zu führen. Dieses zeigte sich nun auch bald, und für mich auf eine entschiedene Weise. Der junge Mann erhielt von dem Polizei=Kommissar einen mit vieler Wärme und nicht ganz ungeschickt geschriebenen Brief. In diesem schrieb Mertens, wie er meine kleine Schrift „über die Idee der Universitäten" eben gelesen habe. Sie habe, versicherte er, einen lebhaften tiefen Eindruck auf ihn gemacht; er habe seitdem keine Ruhe, bis es ihm gelänge, meine persönliche Bekanntschaft zu machen. Er hätte, um diesen Wunsch erfüllt zu sehen, mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt, endlich wäre es ihm gelungen, Urlaub zu erhalten, und in wenigen Tagen würde er in Halle ankommen. Der junge Mann theilte uns diesen Brief triumphirend mit. Ich will bekennen, daß ich heftig erschrak. Ich fing schon an zu befürchten, daß, so nahe auch meine Abreise nach Breslau bevorstand, das Unglück, welches über meinem Kopfe schwebte, doch noch hier losbrechen werde. Mir war eine Summe versprochen, um die Reisekosten zu decken. Einen Theil derselben mußte ich erhalten, bevor ich im Stande war, Halle zu ver=

lassen. Durch einen Freund, der nach Berlin reiste, gelang es mir, Schleiermacher mit meiner gefährlichen Lage bekannt zu machen. Er stellte v. Schuckmann diese vor, und nach wenigen Tagen war ich im Besitz des Reisegeldes. Aber die kurze Zeit, die noch bis zur Abreise verfloß, war an bedeutenden Ereignissen reich.

Ein Billet ward mir gebracht, worin Mertens seine Ankunft meldete, bedauerte, daß eine Unpäßlichkeit ihn verhindere, mich sogleich zu besuchen, und versicherte, daß er keine Ruhe habe, bis er meine persönliche Bekanntschaft gemacht, daß er mir Wichtiges mitzutheilen habe. Er bat mich daher dringend um einen schleunigen Besuch. Ich gestehe, ich fand diese Forderung etwas unverschämt und war schon entschlossen, sie abzuweisen. Ich dachte aber, wie wichtig es mir war, ihn kennen zu lernen. Die Eile, die er zeigte, schien mir gefährlich. Ich besuchte ihn. Es war ein kleiner breitschultriger Mann, mit einem etwas platten, aber doch beweglichen Gesichte, kleinen blinzelnden, lauernden Augen; seine Gestalt erkannte ich später in einem Manne wieder, der unter uns eine bedeutende, aber nicht allgemein beliebte Rolle spielte;

nur war Mertens widerwärtiger und breiter. Es ist wohl möglich, daß die Vorstellung, die ich von ihm hatte, mir ihn unangenehmer erscheinen ließ, als es sonst der Fall gewesen wäre. Das Gespräch ward zuerst von seiner Seite durch eine Lobpreisung meiner Schrift eingeleitet; diese erschien aber so inhaltsleer, daß ich der Lust, ihn davon zu überzeugen, daß er von mir durchschaut werde, nicht widerstehen konnte. Es war mir leicht, indem ich den Gegenstand seiner Lobpreisung verfolgte, ihn dahin zu bringen, daß ihm seine Unfähigkeit, die Schrift zu verstehen, selbst völlig klar werden mußte. Ich bewunderte seine Haltung. Wir blieben beide höflich, und er fing an, von unseren Unternehmungen als ein Vertrauter zu reden. Ich erwartete diese Wendung des Gesprächs und war darauf völlig vorbereitet. Ich leugnete sie nicht ab; denn wozu würde dies gedient haben? behandelte sie aber von oben herab mit kalter Geringschätzung. Es sei, sagte ich, eine solche Thätigkeit ein armseliges und nutzloses Thun, man müsse, um für Deutschland auf eine erfolgreiche Weise thätig zu sein, im großen Sinne verständig handeln, man müsse im Hintergrunde eine mächtige Stütze finden, und weil ich die Thorheit

solches Getreibes gefunden und erkannt, so habe ich mich dem Bündnisse angeschlossen, mehr, weil ich versuchen wollte, weitere Thorheiten zu verhindern, als aus irgend einem andern Grunde. „Ihre Gesinnung, Herr Mertens, sagte ich, muß ich ehren, aber daß Sie sich, ohne dazu von einer mächtigen Hand geleitet zu sein, auch aus der besten Absicht entschließen konnten, eine so zweideutige Rolle zu übernehmen, die sich doch kaum unter den günstigsten Verhältnissen vertheidigen ließe, muß ich im höchsten Grade tadeln." Ich nahm eine kalte, streng und entschieden hervortretende und schonungslos richtende Haltung an, die mir freilich sonst nicht natürlich ist. Die Gefahr des Moments gab mir die Fähigkeit. Er schien überrascht und hatte mich offenbar ganz anders zu finden geglaubt. Daß er durchschaut war, daß er durch mich nichts erfahren würde, mußte ihm klar sein.

Während ich nun auf eine solche Weise täglich von der geheimen Polizei aufgehoben zu werden erwartete, traf aus Kassel Leist, Müllers Nachfolger, ein. Dieser war ein lebhafter, beweglicher Mann, mittheilsam und freundlich; er schien sich in seiner Würde sehr zu gefallen, und, seltsam genug, an mich

schloß er sich am meisten an; über die Verhältnisse der Universität, wo er nur glaubte, daß ich irgend eine Kunde davon besäße, unterhielt er sich ausführlich. Er ließ sich mit mir den ganzen Tag hindurch nach den verschiedenen Instituten hinführen und erschien fast immer von mir begleitet. Ich suchte, so viel ich vermochte, ihm Auskunft zu geben. Nur konnte ich mich von den mir nicht vollständig bekannten Bedürfnissen der Universität und von den Wünschen meiner Collegen nicht hinlänglich unterrichten; denn er trennte sich, glaube ich, deswegen so wenig von mir, um mich von den übrigen Professoren entfernt zu halten, um mich zu nöthigen, alle meine Urtheile unbefangener und ohne fremden Einfluß zu äußern. Er mochte glauben, daß ich, da ich die Universität zu verlassen im Begriff stand, unparteiisch sein würde; auch hatte man ihn versichert, daß ich ihm sehr ähnlich sehe. In wiefern dieser letzte Umstand dazu beigetragen hat, mir sein Zutrauen zu erwerben, weiß ich nicht. Er war, so viel scheint gewiß, von der Gefahr, die mir drohete, gar nicht unterrichtet. Diese Gunst der höchsten Behörde setzte alle Welt in Erstaunen, und Viele mochten mich um eine Auszeichnung beneiden, die für

mich keinen Werth hatte, außer in sofern ich etwas Nützliches für die Universität, die ich verließ, auszurichten vermochte. In der That gelang es mir, einige Anstellungen zu bewirken, die nach meinen Vorschlägen stattfanden.

Indessen näherte sich der Tag meiner Abreise und mit dieser, wie ich glauben mußte, die Gefahr, die mir über dem Kopfe schwebte; und ich konnte die Gunst des Staatsraths Leist um so weniger als ein angenehmes Ereigniß betrachten, je vollkommener ich überzeugt war, daß mich die geheime Polizei für einen Verbrecher ansah und aufzuheben trachtete. Diese Furcht suchte ich nun, so viel ich konnte, zu verbergen. Der seltsame Gegensatz zwischen einer erfolglosen Gunst, um die man mich beneidete, und der bevorstehenden Gefahr, als Verräther verhaftet zu werden, die mir von den verschiedenen Behörden desselben Staats zu derselben Zeit entgegentrat, schien mir seltsam, ja zuweilen lustig, daß ich, wenn ich an der Seite des Staatsraths in der Stadt erschien, ein geheimes ironisches Lächeln nicht zu unterdrücken vermochte.

Mein Schwiegervater war kurz vorher in Giebichenstein angekommen. In dem wüsten, von allen

Meubeln entblößten Hause, zwischen dem Gepäck, welches von den Fuhrleuten abgeholt werden sollte, saßen wir, von der Familie meiner Frau und von einigen Freunden umgeben. Es war spät Abends, den folgenden Tag in der Frühe wollte ich abreisen. Der Schmerz der bevorstehenden Trennung erschütterte uns alle. Die Angst, die mich in immer steigendem Maaße ergriff, vermehrte das Schmerzhafte des Scheidens. Es gab Augenblicke, wo ich fast mit Sicherheit glaubte, die Nacht würde das drohende Ereigniß herbeiführen und Frau und Kind, Familie und Freunde in großen Jammer versetzen. Da erschien der Polizei-Kommissar und konnte um so weniger abgewiesen werden, da in der Verwirrung und für die abschiednehmenden Freunde die Thüren offen standen. Wie ein böser Geist saß er in unserer Mitte und zeigte uns die größte Theilnahme. Ich gestehe, ich bewunderte fast die Consequenz, mit welcher er seine Rolle mir gegenüber festzuhalten suchte. Er würde vielleicht einen Andern irre gemacht haben, aber bei mir hatte sich die Ueberzeugung, daß wir verrathen waren, zu entschieden ausgebildet, und so wie ich ihn nur sah, verschwand ein jeder Zweifel zu seinen Gunsten. Vermuthlich schie-

nen die Mittheilungen, die er durch den irre geleiteten Freund erhalten hatte, der polizeilichen Behörde zu unvollständig. Man wollte, bevor man zu gewaltsamen Maaßregeln seine Zuflucht nahm, den ganzen Umfang der geheimen Unternehmungen durchschauen, die Verbündeten erst benutzen und dann strafen. Der Polizei-Kommissar hatte wahrscheinlich von dem Vertrauen, in welches er sich hineingeschlichen hatte, seinen Behörden übertriebene Vorstellungen gemacht, und befand sich jetzt in großer Verlegenheit. Hoffte er nun etwa noch in dem letzten Augenblicke der Trennung irgend eine unvorsichtige Aeußerung zu erhaschen? — Ich weiß es nicht. — Ich brachte die Nacht schlaflos zu.

Alles war ruhig geblieben, und wir verließen Halle. Während der ganzen letzten Zeit fürchtete ich nun nicht allein für mich, sondern auch für die zurückbleibenden Freunde. Mit großer Aengstlichkeit suchte ich sie auf die Gefahr, in welche sie gerathen waren, aufmerksam zu machen. Ich hatte im Geheimen mich mit ein Paar geladenen Pistolen versehen, Harthausen begleitete uns bis zur sächsischen Grenze, und als ich mich außer Gefahr sah, verließ mich die Angst nicht,

sie warf sich nun von meiner Person allein auf die meiner Freunde, deren Lage mir immer drohender erschien.

Als ich in Breslau angekommen war, verschwand diese Besorgniß nach und nach: Alles blieb, wie ich erfuhr, in Halle ruhig; ja ich fing an, mit einer Art von Beschämung zu glauben, daß ich mich einer nutzlosen Besorgniß muthlos preisgegeben hätte. Im September 1811 verließ ich Halle. Im December desselben Jahres erhielt aber meine Frau von den Schwestern in Giebichenstein Briefe, die nur zu sehr die Richtigkeit meiner Vermuthungen bestätigten. In Halle hatte bis dahin keine polizeiliche Execution stattgefunden, man kannte die Gefahr dieser geheimen Gewalt nur aus Berichten und Erzählungen. Mitten in der Nacht wurden nun Blanc, der irre geleitete junge Mann, und der Buchhändler Schimmelpennig, so wie in Poplitz Krosigk aufgehoben und vorerst nach Magdeburg abgeführt. Des Morgens, als man in Halle diese nächtlichen Verhaftungen erfuhr, ward die ganze Stadt von Entsetzen ergriffen. Blanc war in der gan-

zen Stadt geachtet, auch Schimmelpennig gehörte zu den geachtetsten Bürgern der Stadt, der junge Mann war allgemein beliebt. Als man die nächtliche Abführung eines so angesehenen Edelmannes, wie Krosigk, erfuhr, erschrak man noch heftiger. Man fürchtete die Auftritte in Marburg, Hinrichtungen, wie die von Professor Sternberg und Emmerich, zu erleben. Man kann sich denken, in welche Stimmung mich diese so entsetzliche Nachricht versetzte; oft wurde ich im Innern von Vorwürfen gequält. Zwar wäre es eine lächerliche Anmaßung gewesen, wenn ich mir vorwerfen wollte, ich hätte Männer von so entschiedener Gesinnung verlockt, als wäre, was sie unternahmen, nicht aus dem eigenen wohlüberlegten Entschluß entstanden: aber dennoch wurde ich dadurch keineswegs beruhigt; die erste Veranlassung zu einer so gefährlichen Verbindung war doch von mir ausgegangen, und es erschien mir fast unwürdig, daß ich in Breslau sicher und ohne Gefahr lebte, während meine Freunde in eine gefährliche Untersuchung verwickelt waren. Es war eben in der verhängnißvollen Zeit, die so große Hoffnungen erzeugte, und je mehr ich zu ahnden anfing, daß die Geschichte selbst in ihrem geheimnißvollen

göttlichen Fortschreiten großartig den Moment herbeiführen würde, den wir durch kleinliche Mittel voreilig zu erzeugen gestrebt hatten, desto tiefer warf sich eine vorwurfsvolle Betrachtung über die frühere, doch, wie ich gestehen mußte, zweideutige That, die jetzt das Leben meiner Freunde bedrohte. Kurz nachher ward ein anderer Freund auf eine in der That überraschende und unerwartete Weise gefangen genommen. v. Willisen hatte als österreichischer Offizier an der Schlacht von Wagram Theil genommen. Er stand eine Zeitlang als Kavallerie-Offizier in Ungarn und ward später nach Wien versetzt; anderthalb Jahre waren verflossen, seit er an dem Gefechte bei Dodendorf Theil genommen. Mit den späteren Unternehmungen war er völlig unbekannt. Schills Zug glaubte er vergessen und sich um so weniger gefährdet, da er sich doch von ihm getrennt hatte; auch vertraute er auf seine Anstellung in der österreichischen Armee. So wagte er es, einen Besuch bei seinen Verwandten in der Gegend von Halle abzustatten. Er hatte sich geirrt. Er ward eben so, wie meine übrigen Freunde, gefangen genommen und nach Kassel geführt.

Eines Tages fand ich, als ich in meine Stube

trat, meine Frau in großer Bestürzung. Ein Brief lag da, die Adresse zeigte Reichardts wohlbekannte Handschrift; das Postzeichen war Mayence. Ich wagte kaum den Brief zu erbrechen. Mein Schwiegervater, kränklich wie er war, nahm zwar den innigsten Antheil an dem Schicksale des Landes, aber äußerlich hatte er sich von aller politischen Thätigkeit zurückgezogen. Wer würde den kranken, fast 60jährigen Mann durch unbesonnene Aufforderungen compromittiren? Aber dennoch entstand in mir die Furcht, daß man den früheren Verdacht, die alte feindselige Gesinnung erneuert, ihn von seiner Familie losgerissen und nach Frankreich geschleppt habe. Mit zitternder Hand erbrach ich den Brief, und war schon beruhigt, als ich eine ganz fremde Handschrift erkannte; es waren nur einige Zeilen in französischer Sprache. Sein Sie vorsichtig, schrieb der ungenannte Briefsteller, sprechen Sie nie von Politik und verbergen Sie sich; selbst in Breslau sind Sie nicht sicher.

Ich war über diese Warnung mehr erstaunt als erschrocken. Der Inhalt beruhigte mich, denn ich wußte jetzt meinen Schwiegervater außer Gefahr. Daß ich in Breslau irgend einer Gefahr ausgesetzt sei, glaubte

ich keineswegs. Daß man in einer preußischen Provinz, etwa durch Truppen aus der von Franzosen besetzten schlesischen Festung Glogau, einen preußischen Beamten gewaltsam ergreifen sollte, war mir durchaus nicht wahrscheinlich. Man würde sich, dachte ich mir, vielleicht an die preußische Regierung wenden; wie mir die damalige Gesinnung bekannt war, würde diese mich nicht ausliefern; vielleicht mich in irgend einer Festung gefangen halten, aber eben dadurch sicher stellen. Auf eine solche, doch eigentlich ehrenvolle Weise, eine Zeitlang ein Gefangener zu sein, schien mir als ein ungewöhnliches Ereigniß keineswegs unangenehm, und ich dachte mit einer Art von Freude an die schöne Muße, die ich dort für meine Studien finden würde.

Aber wer war der Verfasser des Briefes? wie kam er mit der Aufschrift meines Schwiegervaters und mit dem Postzeichen einer so weit entfernten Stadt in meine Hände? Meine Frau errieth es gleich — d'A..., rief sie. — Dieser französische Graf war Etappenkommandant in Halle; ich hatte zufällig seine Bekanntschaft gemacht und ihn im höchsten Grade lieb gewonnen. Er war einer jener liebenswürdigen Fran-

zosen, welche die Zuneigung eines jeden Menschen nothwendig erwerben müssen. Er hatte, wie man erzählte, Ungeheures erlebt, hatte, als er in der blühendsten Zeit der Revolution zu fliehen genöthigt war, sich zum Scheine von seiner Frau scheiden lassen; sie sollte die Citoyenne spielen, und so wo möglich den ganzen Besitz oder einen Theil desselben retten. Er floh nach Nordamerika, wo er lange in großer Dürftigkeit lebte. Als unter Napoleon, die Erlaubniß der Emigranten, nach Frankreich zurückzukehren, bekannt ward, erschien er dort, suchte in der bekannten Straße seinen Pallast auf, und fand seine Frau nur zu sehr als die Citoyenne, die sie vorstellen sollte. Sie hatte einen Citoyen geheirathet! Der Graf fand sich in Paris eben so arm, eben so verlassen, wie in Nordamerika, und auf eine vernichtende Weise im Innersten verletzt. Er mußte eine jede Stellung annehmen, die sich darbot, und so kam er nach Halle. Ein tiefer Ernst lag auf seinem Gesicht. Er mochte einige funfzig Jahre alt sein, aber er erschien als ein Greis, seine Haare waren völlig gebleicht, seine schönen Züge — er war einer der schönsten Greise, die ich je sah — waren von tiefen Runzeln durchfurcht, aber nicht

entstellt. Obgleich wir uns nur mit Mühe wechselseitig verständigten, schien er doch große Liebe für mich zu hegen, und ich schloß mich ihm mit ganzer Seele an. Zwischen den Ruinen der Moritzburg hatte sich auf eine recht interessante Weise in der langen Reihe von Jahren, in der Höhe des zweiten oder dritten Stockwerks, durch Anhäufung von Dammerde ein ebener Platz gebildet, auf welchem einige ziemlich große Bäume hervorgewachsen waren. Dieser Platz ward von dem Kommandanten zu einem kleinen Garten benutzt, den er auf die anmuthigste und zierlichste Weise ausgeschmückt hatte. Er konnte jeden Augenblick erwarten, abgerufen zu werden. Von jeher habe ich den heitern Sinn der Franzosen bewundert, mit welchem sie selbst den kurzen Besitz auf eine zierliche Weise auszuschmücken suchen. Hier erschien der tief gekränkte Greis höchst liebenswürdig. Er hatte gewußt, die Liebe und Zuneigung selbst der entschiedensten Franzosenfeinde zu erwerben, und konnte sich so ganz in den stillen Genuß einer scheinbar unbedeutenden Gegenwart, eines kleinen, schnell verschwindenden Besitzes verlieren, als hätte die grauenhafte Vergangenheit, die hinter ihm lag, alle Gewalt, die dunkle

Zukunft, die ihm vorschwebte, alles Drohende verloren. Mit tiefer Rührung betrachtete ich den edlen Greis, der in einem solchen Augenblick in dem Garten und mit dem Garten wie ein heiteres Kind spielte.

Ich hatte kurz vorher durch meinen Schwiegervater erfahren, daß d'A... nach Frankreich zurückberufen war. Er war ohne allen Zweifel von der Gefahr, die meinen Freunden, und, wie er wohl glaubte, auch mir drohte, unterrichtet. Aber vorsichtig, wie er war, wagte er es nicht, mich durch ein Schreiben unmittelbar zu warnen. Der Brief mit der Aufschrift von Reichardt ward bis nach Mainz bewahrt. Hier durfte er voraussetzen, daß ich und meine Verhältnisse völlig unbekannt waren, und wagte es jetzt erst, den Brief auf die Post zu geben. Eine lange und traurige Erfahrung hatte ihn vorsichtig gemacht.

Es sei mir erlaubt, hier das fernere Schicksal der gefangenen Freunde zu berühren. Schimmelpennig ward nach kurzer Zeit entlassen. Krosigk blieb neun Monate gefangen. Er ist wahrscheinlich derjenige gewesen, der sich mit der größten Vorsicht und Besonnenheit benahm, und ward durch die angestellte Untersuchung wohl am wenigsten compromittirt. Sein bedeutender Grundbesitz kam ihm zu Statten; er mußte mit seinem ganzen Vermögen Sicherheit stellen, und lebte unter polizeilicher Aufsicht auf seinem Gute, das er nicht verlassen durfte. Als der große Krieg begann, gab er sein Gut dem Feinde preis, und gehörte zu den ersten Kriegern, die sich in Breslau einfanden. Hier sah ich ihn. Er kommandirte in der blutigen Schlacht von Möckern, durch welche der Sieg von Leipzig entschieden eingeleitet und vorbereitet wurde, ein Bataillon; er stürzte sich mit diesem in die Mitte der Feinde, und würde als ein lacedämonischer Held erschienen sein, wenn es möglich gewesen wäre, sich unter der Menge der dort tapfer Kämpfenden auszuzeichnen. Er blieb.

Durch ihn hatte ich den Gang der Untersuchung erfahren. Lange dauerte es, bevor es gelang, irgend

eine den Gefangenen gefährliche Entdeckung zu machen; aber der unglückliche junge, durch seinen Freund getäuschte, Mann war ebenfalls gefangen. Einst, als er traurig in seinem Gefängniß saß, die Folgen seiner Uebereilung erwägend, vernahm er ein lautes Wehklagen. Ein neben ihm sitzender Gefangener, nur durch eine dünne Wand von ihm getrennt, schien sich ganz der Verzweiflung hinzugeben. Er horchte auf die laute Klage, ward von einer tiefen Theilnahme, die ihn den eigenen Kummer vergessen ließ, ergriffen, und erkannte zuletzt, fast mit Freude, die Stimme. Es war Mertens. Ein Gespräch fing an, welches immer vertrauter ward. Unser Freund erzählte nun, wie die Verbündeten ihn als den Verräther betrachteten, wie er ihn immer vertheidigt hätte, und eine solche schwarze Treulosigkeit von einem Freunde seiner Kindheit und Jugend, dem er unbedingt sein Vertrauen geschenkt, sich nie habe denken können; wie er, als er und die Freunde gefangen wurden, erst zu zweifeln anfing; wie ihm seine eigene Gefangenschaft nur ein geringes Uebel zu sein schien, wenn er sich vorwerfen müßte, daß er so treffliche Männer ins Unglück gestürzt habe, wenn er erwog, daß er das Opfer einer

satanischen Gesinnung gewesen war, welche die letzte Wurzel des Vertrauens aus seinem Innern herausriß. „Als ich Deine klagende Stimme erkannte, sagte er, durchdrang mich, ich gestehe es, das erste leise freudige Gefühl. Du bist also doch der treue Freund gewesen; wir sind alle, und Du mit, die Opfer eines uns unbekannten Verräthers, und ich hatte recht, als ich Dich vertheidigte. Die große Schuld, die mir entsetzlicher schien, als das Gefängniß und seine gefährlichen Folgen, ist von mir abgewälzt." Der Polizei-Kommissar setzte jetzt seine Klagen fort. „Ich bin, rief er, schuldiger als Ihr Alle, ich war ein Beamter, ich war verpflichtet, was ich erfuhr, meinen Behörden mitzutheilen; ich kann der Todesstrafe nicht entgehen. Ich liebe, wie Dir bekannt ist, ein Mädchen, binnen kurzer Zeit hoffte ich sie zu besitzen: ich sterbe, und mein grauenhafter Tod wird sie auf immer unglücklich machen." Seine Klagen wurden immer verzweiflungsvoller, und der Freund vergaß sein eigenes Schicksal und das der Freunde, und bereuete tief, daß er ihn, den Beamten der feindlichen Macht, ins Unglück gestürzt hatte. So ward nun ein Gespräch eingeleitet, in welchem alle Punkte der Unternehmung berührt,

die Theilnahme eines jeden Einzelnen der Verbündeten an den geheimen Plänen, was der junge Mann von dem Zusammenhange derselben mit einem geheimen Berliner Comité wußte, ausführlich erzählt wurde. Der Leser wird ohne allen Zweifel schon eingesehen haben, daß hier ein bekanntes Mittel der geheimen Polizei angewandt wurde. Die Inquisitoren saßen neben dem Polizei-Kommissar, und es gelang ihnen, das ganze Gewebe der geheimen Pläne zu durchschauen.

Wie v. Krosigk mich versicherte, ward ich durch diesen Gang der Untersuchung vorzüglich compromittirt. Gelänge es der westphälischen Regierung, mich in ihre Gewalt zu erhalten, so wäre meine Hinrichtung entschieden; theils weil wirklich die Häupter des Berliner Comités sich am unmittelbarsten an mich gewandt hatten, theils weil der gefangene Freund mich in Sicherheit wußte, und selbst der Polizei-Kommissar durch einen Rest von menschlichem Gefühl geleitet ward, erschien ich als der Schuldigste. Die Untersuchung gegen die Verbündeten nahm von jetzt an eine gefährlichere Wendung. Sie waren erstaunt, als sie entdeckten, wie genau die Inquisitoren von Allem unter-

richtet waren; ließen sich aber dennoch zu keinem Geständniß verleiten.

In Paris besuchte ich nach der Einnahme dieser Hauptstadt häufig den früher oft erwähnten französischen Grafen Reinhardt. Auch Wolfram, der westphälischer Minister gewesen war, fand ich da. Wie ich erfahren habe, soll er besonders sich bemüht haben, meiner habhaft zu werden. „Ich freue mich," sagte ich, als ich ihm vorgestellt wurde, „daß ich die Ehre habe, Ihre mir so wünschenswerthe Bekanntschaft auf eine für uns beide so angenehme Weise zu machen. Sie haben, wie ich erfuhr, sich viele Mühe gegeben, mich, wenn auch nicht zu sehen, doch in Ihre Nähe zu bringen." Ich gestehe, daß mich die Ironie des Schicksals ergötzte. Ich konnte mich dem freudigen Gefühl desto reiner hingeben, da ich alle meine Freunde gerettet wußte.

Ich hatte kurze Zeit nach dem Kriege, wie früher erwähnt, dem v. Krosigk in den Zeitgenossen ein Denkmal gesetzt, und bei dieser Gelegenheit, von dem Gefühle des Ingrimms und des Abscheues ergriffen, den schwarzen Verrath des Polizei-Kommissars erzählt. Da nach dem Kriege eben die Verräther sich schnell

in eifrige Patrioten umwandelten und nicht selten sich Vortheile zu verschaffen wußten, welche die still sich Opfernden nie zu erlangen vermochten, so hatte ich seine Person so deutlich, wie ich es vermochte, bezeichnet, und vor ihm gewarnt; Kotzebue gab damals die Relationen über die deutsche Literatur, die, wie behauptet wurde, für den Kaiser Alexander bestimmt waren, heraus, und es ist bekannt, wieviel Aufsehen sie machten, welche heftige Angriffe erfolgten, wie sie vorzüglich Sand's unglückliche That, Kotzebue's Ermordung veranlaßten. Er berührte in diesen Relationen meinen kleinen Aufsatz und den Verrath. „Wir wollen," sagte der Vortreffliche bei dieser Gelegenheit, „zur Ehre der Menschheit hoffen, daß Herr Steffens gelogen hat."

---

v. Willisen hatte zwar an den Unternehmungen keinen Antheil, aber seine Lage war dennoch die gefährlichste. Es ist bekannt, daß ein Theil der bei Dodendorf gefangenen Offiziere in Wesel erschossen wurden, einer wenigstens mehrere Jahre auf den Galeeren zubringen mußte. Willisen faßte einen Ent-

schluß, den ich in der That bewundernswerth finde. Es war ihm erlaubt, sich Bücher zu verschaffen, und er wählte keineswegs eine leichte Lektüre, die ihn betäuben sollte. Er hatte unter Bekkers Anleitung angefangen, die griechische Sprache zu studiren. Länger als ein Jahr brachte er im Gefängniß zu; hier kaufte er eine griechische Grammatik, ein griechisches Lexikon und den Homer, und brachte die gefährliche Zeit in dieses Studium vertieft, zu.

v. Willisen war, wie seine Sache, von den übrigen Gefangenen getrennt. Daß man sorgfältig vermied, die Gefangenen mit den Erfolgen des großen Krieges bekannt zu machen, ist leicht einzusehen; aber ganz ließen sich diese doch nicht verbergen. v. Willisen erfuhr genug, um mit Ernst an seine Entweichung zu denken. Er ward, im Ganzen genommen, gut behandelt, und erhielt, seiner Gesundheit wegen, die Erlaubniß, im Hofe des Gefängnisses einer hohen Mauer entlang, auf und niederzugehen. Eine Zeit lang setzte er diese Spaziergänge fort auf eine so unverdächtige Weise, daß man weniger aufmerksam auf ihn ward. Da er das Tageslicht für die Studien benutzte, konnte es nicht auffallen, daß er die Dämme-

rung für seine Promenade wählte. Einst entdeckte er ein Gerüst an der Mauer, weil ein Theil derselben ausgebessert werden sollte. Er ging diesem einige Mal gleichgültig vorüber, bis es dunkel zu werden anfing, und er sich nicht beobachtet sah. Jetzt bestieg er entschlossen das Gerüst, es gelang ihm, die Höhe der Mauer zu erreichen, und er sprang auf der entgegengesetzten Seite herunter. Der hohe Sprung erschütterte, ja betäubte ihn. Als er zu sich kam, fand er zu seinem Erstaunen, daß er unverletzt war; wo er hingerathen, wußte er nicht. Er blickte um sich, fand sich in einem Hofe, und entdeckte ein Haus das vor ihm lag. Er trat in einen langen dunklen Gang hinein, eröffnete eine Thür und fand sich in einem erleuchteten Kramladen. Er sah die Ladendiener beschäftigt, an Männer und Frauen gekaufte Sachen zu vertheilen, schritt ruhig durch die Menge hindurch, begrüßte sie und ehe noch die Anwesenden sich von ihrem Erstaunen erholen konnten, war er verschwunden. Auf eine höchst abenteuerliche Weise, oft als ein Entflohener erkannt, erreichte er Leipzig. Hier hielt er sich eine kurze Zeit bei einem Freunde verborgen auf, und kam über Böhmen zur preußischen Armee. Er ward

im Generalstabe des General York angestellt, und nach seiner Entweichung sah ich ihn zuerst während der Winter-Campagne in Frankreich.

Auf eine andere Weise wurden die beiden verbündeten Freunde gerettet. General Czernitscheff überfiel, wie bekannt, nach der Schlacht von Lützen, Kassel; er drang in die Stadt hinein; ein Gefühl der nahe bevorstehenden Vernichtung des kaum begründeten Königreiches ergriff die ganze Stadt. Die Angst der westphälischen Truppen und der Behörden ward auch in Kassel vernommen. Durch verschiedene Aeußerungen entstand die Vermuthung, daß die Stadt von feindlichen Truppen eingenommen zu werden in Gefahr wäre. Mein Freund Blanc hatte sich mit den verschiedenen Clausuren bekannt gemacht. Mehrere politische Gefangene saßen da, es gelang ihnen mit einigen andern die Gefängnisse zu öffnen, man überwältigte die Gefangenwärter, ließ die Fallbrücke herunter, und entwich. Als die Entflohenen nun aber die Straßen betraten, entdeckten sie zu ihrem Schrecken, daß Czernitscheff die Stadt verlassen hatte. Die westphälischen Truppen durchzogen die Straßen; es war spät Abends; in der Dunkelheit kamen sie

durch kleinere Straßen. Die Verwirrung war noch so groß, daß gegen die Entweichung der Gefangenen keine Anstalten getroffen wurden; durch wechselseitige Unterstützung gelang es ihnen, die Stadtmauer zu erklettern, und sie erreichten die russischen Truppen, indem sie die Wachtfeuer derselben noch immer in der Nähe der Stadt entdeckten.

Blanc ward als Feldprediger in die Armee aufgenommen. Bis er aber eine bestimmte Anstellung erhalten konnte, begleitete er das Blüchersche Hauptquartier, bewaffnet wie die Uebrigen. So machte er den ganzen Krieg mit, und ich traf ihn in der Winter-Campagne in Frankreich, und konnte den offenen Kampf mit ihm theilen, wie früher die geheimen Unternehmungen.

So war ich nun über das Schicksal aller meiner Freunde beruhigt.

---

v. Harthausen hatte früher Halle verlassen. Er war freilich unter allen Verbündeten einer der thätigsten; er unterhielt nicht bloß in Halle, sondern auch in mehreren Gegenden, besonders in Westphalen Verbindungen. Es ward, als er entflohen war, ein Preis

auf seinen Kopf gesetzt. Unter vielen Gefahren gelang es ihm, über Schweden London zu erreichen.

Er hatte früher den Entschluß gefaßt, eine orientalische Reise zu unternehmen. Daher studirte er mit Eifer, unter Professor Wahls Anleitung, die arabische und persische Sprache; er fand es besonders zweckmäßig, auf dieser großen Reise als Arzt zu erscheinen, und beschäftigte sich daher mit der Heilkunde. Dieses Studium kam ihm in London zu statten. Da die westphälische Regierung sich seines Vermögens und der Einkünfte einer Präbende bemächtigt hatte, besaß er freilich nicht die Mittel, die nothwendig waren, um die beabsichtigte große asiatische Reise zu unternehmen. Er ward in London als Unterarzt bei einem Marine-Hospital angestellt, und hielt hier Vorträge über die Naturphilosophie nach meinen Grundzügen. Die Zuhörer waren dort lebende Deutsche; doch waren auch, wenn ich mich nicht irre, ein paar englische Gelehrte darunter. Meine Freunde, der in London noch lebende Handelsherr Sieweking und der Senator Hudtwalcker in Hamburg, erinnerten sich noch mit großer Freude jener Vorlesungen, die, nach ihrer Versicherung großen Beifall fanden.

Ich traf meinen Freund zuerst als englischen Offizier in Paris wieder. Er war sodann einige Jahre hindurch preußischer Geheimer Regierungsrath, zog sich später auf seine Güter zurück, und erregte durch eine politische Schrift: „über die Grundlagen unserer Verfassung," die, als die westphälischen Stände sich im Jahre 1833 versammelten, als Manuscript gedruckt wurde, großes Aufsehen. Viel Gegründetes und Wahres, sehr geistreich aufgefaßt und vorgetragen, kömmt in dieser Schrift vor; doch kann ich in vielem die Ansichten meines Freundes nicht theilen, besonders den Versuch, den Staat naturphilosophisch zu construiren, zu eng an meine früheren gewagten Entwürfe angeschlossen, nicht billigen.

Jetzt lebt v. Haxthausen, durch den König von Baiern in den Grafenstand erhoben, auf seinem neu acquirirten Gute in der Nähe von Kissingen, und bewohnt dort das uralte Schloß Salzburg. Es ward oft von Karl dem Großen bewohnt, wenn er im nahen Salzforste jagte.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Druck von Graß, Barth und Comp. in Breslau.

Druckfehler des fünften Bandes.

Seite 11,	Zeile 1	von unten, statt:	anschloß, lies: anschlossen.
„ 15,	„ 6	„ „ „ „	unangenehm, lies: ihm unangenehm.
„ 107,	„ 7	„ „ „ „	Streben, lies: Sterben.
„ 347,	„ 2	„ „ „ „	treten, lies: tritt.

Druckfehler des sechsten Bandes.

Seite 8,	Zeile 9	von oben, statt:	sie, lies: ihn.
„ 95,	„ 3	„ unten „	ein schmerzlicher Genuß, l.: einen schmerzlichen Genuß.
„ 197,	„ 9	„ „ „ „	Kattke, lies: Kätte.
„ 261,	„ 9	„ „ „ „	23ste, lies: 24ste.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Steffens, Henrik,

Was ich erlebte aus der Erinnerung niedergeschrieben

Bd.: 6

Breslau (1842)

Biogr. 3208 u-6
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10068981-9